Reisen

in

Nordamerika

in den Jahren 1852 und 1853

von

Dr. Moritz Wagner

und

Dr. Carl Scherzer.

Dritter Band.

Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1854.

Inhaltsverzeichniß

des dritten Bandes.

XXIV.

Von Stillwater nach St. Paul und den Fällen von St. Anthony.

Der Weg von Stillwater nach St. Paul führt durch ein monotones, sterilles Hügelland (rolling country) mit nur spärlicher, zwergartiger Eichenvegetation, und wird mit Postgelegenheit in 6 Stunden zurückgelegt.

St. Paul, die Hauptstadt Minesota's, liegt prachtvoll in terrassenförmiger Erhebung am östlichen Ufer des Missisippi. Hier wurden wir zum ersten Mal diesen gewaltigen Strom ansichtig, wo er von seiner Wiege im Itaskasee schon mehrere hundert Meilen zurückgelegt hat, und, bereits mannbar geworden, schon mächtige Schiffe auf seinen Schultern trägt.

Missisippi heißt in der Sprache der Algonkin-Indianer großes Wasser; von messe, groß und sepe, Wasser. Der Ausdruck „Vater der Gewässer" ist mehr eine poetische als eine wortgetreue Uebersetzung.

Unter den spanischen Abenteurern des sechszehnten Jahrhunderts war der Mississippi unter dem Namen Espiritu santo bekannt, und wurde von denselben von seiner Mündung aufwärts ungefähr 1000 Meilen weit exploitirt.

Am 17. März 1673 verließ der unermüdliche Jesuitenmissionär James Marquette die Mission des heiligen Ignatius auf der Insel Makinac, und schiffte mit einer kleinen Expedition in zwei Birkenkähnen die Greenbay und den Wisconsin-Fluß hinab, bis zu dessen Mündung in den Mississippi. Am 17. Juni erreichte Marquette diesen mächtigen Strom, der jetzt von ihm zu Ehren der heiligen Jungfrau, in deren Schutz der fromme Jesuit sein Leben und sein Unternehmen empfohlen hatte, rivière de la Conception genannt wurde. Der eifrige Missionär verfolgte diese imposante Wasserstraße bis zum 33. Breitegrad, bis „zur warmen Heimath des Zuckerrohrs und der Muskito's", wie er sich in seinem interessanten Reisebericht ausdrückt,*) und kehrte hierauf, begeistert von so glücklichem Erfolge, über Illinois nach seinem Missionsposten im Staate Michigan zurück.

Robert La Salle, der Nächste, welcher dieser Entdeckungs-Expedition nach der Mündung des Missi-

*) Récit des voyages et des découvertes du père Jacques Marquette dès l'année 1673 et aux suivantes.

sippi im Jahre 1682 folgte, erreichte am 6. April 1682 das Delta des Mississippi, pflanzte unter Hymnen und Danksagungen das Christuskreuz und das französische Königswappen in sumpfige Erde, und ergriff im Namen seines Herrn und Königs Besitz von dem Mississippi-Fluß und allen seinen Nebenzweigen.

Neuerdings ward jetzt der Name des mächtigen Stromes geändert, und dieser von La Salle zu Ehren des Landespatrons von Frankreich rivière St. Louis getauft. Gleichwohl behauptete sich sein indianischer Urname allein dauernd für spätere Generationen.

Eine Reise des Vater Hennepin nach dem obern Mississippi im Jahre 1683 erreichte in Folge seiner Gefangenschaft durch die Sioux-Indianer bei den Fällen von St. Anthony ihren Zielpunkt.

Als nach dem Fall von Canada, im Jahre 1763, Neu-Frankreich eine Besitzung der britischen Krone geworden war, bereiste Jonathan Carver, ein englischer Reisender, das rauhe Gebiet des obern Mississippi, gelangte jedoch, theils aus allzu großen Reisebeschwernissen, theils aus unzureichenden Mitteln, nicht weiter, als 80 Jahre früher der schlichte Jesuitenmönch. Indeß gebührt dem englischen Reisenden das Verdienst, über das Gebiet von Minesota und dessen Urbewohner, so wie über den St. Peters-

fluß die ersten umfassenden Aufschlüsse gegeben zu haben.

Die Quellen des Missisippi waren demnach bisher noch immer unerforscht geblieben. Erst in unserm Jahrhundert unternahmen gebildete Reisende, unterstützt durch die Municifenz der Regierung von Washington, die weite, mühselige Pilgerfahrt nach der einsamen Wiege des Herkules der amerikanischen Gewässer. Lieutenant Pike eröffnete die Reihe dieser Entdeckungsreisenden im Spätherbst des Jahres 1805. Mit einer bewunderungswerthen Ausdauer wußte dieser eifrige Forscher sogar die Unbill des Winters dieser nordischen Regionen zu bekämpfen, und wanderte mit Schneeschuhen im Februar 1806 über die eisig-starre Decke der Flüsse und Seen bis nach dem obern Cedernsee (47° 42′ nördlicher Br.), während welcher Reise zuweilen die Kälte so arg wurde, daß die Tinte in der Feder fror, mit welcher der intrepide Reisende seine Aufzeichnung zu machen bemüht war. Pike hat das Verdienst, den Lauf des Missisippi weiter als irgend einer seiner Vorgänger verfolgt zu haben; aber dessen Quelle blieb auch diesmal unerforscht.

Von nicht günstigeren Resultaten für die Quellenkunde des Missisippi waren die späteren Reisen des General Caß (1820) und Major Long (1823) begleitet gewesen, wenn gleich sie in manch anderer Hin-

sicht interessante Beiträge zur Geschichte des Flusses geliefert.

Im Jahre 1832 wurde unter der Aegide der amerikanischen Regierung wiederholt eine Expedition zur Erforschung der Mississippiquellen ausgerüstet und mit deren Leitung der Historiograph Henry Schoolcraft und der Lieutenant Allen betraut. Diese Expedition verfolgte den Lauf des Mississippi 290 Meilen weiter in nordwestlicher Richtung als die früheren Forscher, und erreichte am 13. Juli 1832 den Itaska-See (Omashkos der Chippewa-Indianer, lac La Biche der Franzosen, Elk lake der Briten), welchen Schoolcraft als die Hauptquelle des Mississippi annehmen zu müssen glaubte.

Dieser Reisende bestimmte die Entfernung des Itaska-Sees vom Golf von Mexiko auf 3025 Meilen, dessen Höhe auf 1490 Fuß über dem Atlantischen Ocean, und seine Durchschnittslänge auf 7 Meilen. Der allgemeine Naturcharakter der Gegend ist ein flacher, steppenähnlicher, savannenartiger; doch erheben sich in der Nähe des Itaska-Sees die sogenannten Hauteurs des terres bis zu einer Höhe von circa 80 Fuß. Das vegetabile Leben ist ein höchst beschränktes; Fichten, Tannen und Ulmen auf mehr sandigen, Cedern, Weiden und Erlen in mehr sumpfigen Gegenden sind die wenigen Vertreter jener zahlreichen Baumfamilien, welche in einer südlichern

Zone die Ufer des Missisippi so reizend beschatten. Von Pflanzen fand der Botaniker der Expedition, Dr. Houghton, microstylis ophiog, lossoides, physalis lanceolata, silene antirrhina u. s. w.

Vier Jahre nach dieser Expedition unternahm der Franzose J. N. Nicollet, im Auftrage der Regierung von Washington, eine wissenschaftliche Reise nach demselben Ziele, um die bisherigen Untersuchungen noch mehr auszudehnen und zu begründen. Und wir glauben nicht zu irren, wenn wir die Erfolge dieser Expedition unter allen bisher gemachten Entdeckungsreisen nach den Quellen des Missisippi als für die Wissenschaft am bedeutendsten und erfolgreichsten bezeichnen. Der Bericht Nicollet's gewinnt auch dadurch besondern Werth, daß er der erste Forscher war, welcher physikalische Instrumente mit sich führte, und mit dem Auge eines gewissenhaften Fachmannes an den wichtigsten Punkten genaue Untersuchungen vornahm.

Nachdem Nicollet Ende August 1836 auf der einzigen 666′ langen Insel des Itaska-Sees sein Zelt aufgeschlagen hatte, brachte er daselbst 3 Tage mit astronomischen Beobachtungen und mit der Untersuchung der Umgebung des Sees zu.

Der Itaska-See liegt unter dem 47° 12′ 15″ nördlicher Breite, 1575 über dem Golf von Mexiko. Die Temperatur der Luft variirte während

des dreitägigen Aufenthalts zwischen 63 — 70° F., jene des Wassers war 62° F.

Nicollet beschreibt die Hauteurs des terres, welche sich im Süden vom Itaska-See erheben, als Anhöhen von 80 bis 100 Fuß mit platter Bodenfläche. Ihre geologische Formation ist Sand, Kiesel und Mergel; dieselben sind gemeiniglich mit dichten Wäldern bedeckt, in welchen die Nadelhölzer vorherrschen.

Ungefähr 4 Meilen südlich vom Itaska-See beobachtete Nicollet fünf kleine Bäche (creeks), von denen sich der eine östlich, alle anderen aber westlich in den See ergießen. Einer von diesen, in westlicher Richtung dem Itaska-See zufließenden 4 Bächlein zeichnet sich durch eine größere Länge seines Laufes und durch eine bedeutendere Wassermenge aus. Nach dem geographischen Lehrsatze, „daß als die Quelle eines Flusses immer diejenige zu betrachten sei, welche von seiner Mündung am entferntesten ist," bezeichnet nun Nicollet diesen entferntesten Bach des Itaska-See als die eigentlich wahre Quelle des Missisippi, und hält alle späteren Flüsse und Seen nur für seine Nährer und Pflichtlinge.

Jedenfalls erscheint die Annahme viel natürlicher, daß ein so riesiger Strom, wie der Missisippi, seine besondere, selbstständige Quelle habe, als daß er aus einem See mit unsichtbaren Quellen hervorströme.

Dort, wo der Missisippi zuerst die Gestalt eines selbstständig dahinrieselnden Bächleins annimmt, ist er $1\frac{1}{2}$ Fuß breit und 1 Fuß tief. Nach einem kurzen Laufe vereint er sich mit mehreren anderen kleinen Flüßchen, und wird nun schon ein vielversprechender Junge, der bereits schmale Baumstämme zu tragen vermag, und sich in der Bildung von Sandbänken übt. Endlich, nachdem derselbe noch durch die Vereinigung mit einem kleinen See vermehrte Kraft gewonnen und ganz allein einen Weg von 3—4 Meilen zurückgelegt hat, läuft er nach dem Itaska-See, welcher das Haupt-Wasserbehältniß aller jener Quellen bildet, denen der Missisippi seine künftige Stärke und Mächtigkeit verdankt.

Der Missisippi, wie er aus dem Itaska-See strömt, ist 16 Fuß breit und 14 Zoll tief. Nach einem Laufe von einer Stunde hat sich seine Breite bereits auf 25 Fuß ausgedehnt, und seine Tiefe bis auf 3 Schuh zugenommen. Rasch entwickelt er von nun an seine Größe und Fähigkeiten, und schon lange vorher, ehe sich derselbe bei den St. Anthony-Fällen wie ein übermüthiger Junge über eine Felswand stürzt, und gleich darauf seinen Weg lustig weiter fortsetzt, ist er bereits zu einem ansehnlichen Strome herangewachsen, und für mächtige Dampfer schiffbar geworden! Sein Gefälle beträgt von St. Paul bis zum Golf in seinen Schlangenwindungen

4 Zoll pr. Meile, und in gerader Linie $9^1/_3$ Zoll für jede Minute im Breitegrade.

Der Mississippi, welcher von seiner Quelle im Gebiete Minesota bis zu seiner Mündung in den mexikanischen Meerbusen eine Reise von mehr als 3000 Meilen zurückzulegen hat, durchströmt mehr Breitegrade, als irgend ein anderer Fluß Nordamerika's, und sein Lauf ist gleich bewundernswerth und ausgezeichnet durch die Wechsel seiner klimatischen Verhältnisse, wie durch die productive Verschiedenheit seiner Ufer. *)

Das Minesota-Territorium **) umfaßt einen Flächenraum von 166,000 Q.-Meilen, groß genug,

*) Report intended to illustrate a map of the hydrographical basin of the Upper Missisippi River, my by J. N. Nicollet. Washington, 1843. — Narrative of an expedition through the Upper Missisippi to Itasca lake. 1852. p. 59.

**) Minne-sotah bedeutet in der Sprache der Sioux „trübes Wasser" (von minne, Wasser und sota, trübe, wolkig), und bezieht sich auf die Farbe des Minnesota oder St. Peters-Flusses, an dessen Ufern die ersten Urbewohner dieses Landgebietes sich ansiedelten. Die Philologen St. Paul's, weniger besorgt um eine worttreue Uebersetzung, als um einen schönen Namen für ihr Territorium, übersetzen Minne-sotah „himmelfarbiges Wasser" (sky-colored water), und sehen mit ihrer beneidenswerthen Liebe für die Scholle, auf der sie leben, in dieser gefälligen Bezeichnung eine neue Anziehungskraft für heimathsuchende Emigranten! —

um drei ansehnliche Staaten zu bilden.*) Es beginnt unterm 43 Grad 30 Min. nördlicher Breite, und reicht bis zum 49. Grad. Seine unermeßlichen Prairien und sein fruchtbarer Boden lassen den Landmann hier ein dankbares Feld seiner Thätigkeit finden, und die große Zahl schiffbarer Flüsse, wie der Missisippi, Missouri, St Peter, Red-river und St. Louis, welche das Territorium in allen Richtungen durchkreuzen, verschaffen jeder Gattung Arbeit den weitesten Markt.

Industrie und Handel müssen blühen, wo eine so kolossale Wasserstraße mehrere tausend Meilen lang den Verkehr leicht, schnell und billig macht. Waizen, Roggen, Hafer und Gerste gedeihen vortrefflich, namentlich im südlichen Theile und Mittel-Minesota, welche mit den besten Kornfeldern Canada's und den ertragsreichsten Ländereien in den Staaten New-York, Vermont, New-Hampshire und Maine in gleicher geographischer Lage sich befinden. Der Bushel Weizen, wie er auf den Markt gebracht wird, wiegt gewöhnlich 60—68 Pfund. Indisches Korn

*) Nach Mr. Darby's Angabe beträgt die Area des Minesota-Gebietes sogar nur einen Bruchtheil weniger als 200,000 Q.-Meilen, also mehr als alle Neu-Englandstaaten zusammen genommen. (A Memoir on the history and physical geography of Minesota, by Henry R. Schoolcraft. 1851.)

hingegen gedeiht selten zur Reife, und wird von den Bewohnern nur im südlichen Theile in geringer Quantität gebaut.

Durch den jüngsten Vertrag mit den Sioux*) ist auch die Besorgniß vor Holzmangel beseitigt, welche in jenem Theile Minesota's, wo wellenförmiges Prairieland vorherrscht, schon zu verschiedenen Malen in den ängstlichen Gemüthern neuer Ansiedler auftauchte. In Folge der Abtretung des Indianerlandes am westlichen Ufer des Mississippi wurden viele reiche Wälder dem Verkehr der Weißen geöffnet, und lösen für Generationen die so wichtige Frage des Holzreichthums.

Gleichzeitig werden durch Regelung und Verbesserung der innern Schifffahrt die reichen Fichten- und Eichenwälder des La Croix-Flusses den Bedürfnissen der Ansiedler Minesota's dienstbar gemacht werden, und endlich ist bei dem geologischen Charakter des Landes nicht unwahrscheinlich, daß eine gründliche, wissenschaftliche Untersuchung des Terri-

---

*) Im Laufe des Jahres 1851 wurden mit den Indianern 3 Tractate geschlossen, laut welchen die Sioux oder Mississippi-Indianer (noch circa 20,000 Seelen) für eine Anzahl von Ländereien im Flächenmaß von ungefähr 40 Mill. Acres am rechten Ufer des Mississippi 690,000 Dollars baar und 50,000 Dollars während 50 Jahren als Annuität erhalten. (Minnesota Year-book, 1852. p. 65. 87. 88.)

toriums das edelste, dankbarste Brennmaterial, die Kohle, zu Tage fördern dürfte, deren geheimnißvolle Lager dem unkundigen Auge des Laien gegenwärtig noch verborgen bleiben.

Die klimatischen Verhältnisse sind bei weitem nicht so rauh und unfreundlich, als sie von Einwanderern gewöhnlich gedacht werden. Die kältesten Monate sind December, Januar, Februar, in welchen eine Durchschnittstemperatur von 22,3° F. herrscht, jedoch fällt das Thermometer zuweilen bis auf 20° F. unter Null. Die mittlere Wintertemperatur in Pennsylvanien beträgt 33, 4° F. Vom October bis April ist das Wetter fast beständig trocken und heiter; der meiste Regenfall ereignet sich im Frühling und Herbst, die Schifffahrt ist durchschnittlich nur vom Ende November bis Mitte April unterbrochen.*)

Vor fünf Jahren standen von dieser jetzigen Hauptstadt erst vier Blockhäuser; gegenwärtig zählt sie 500 stattliche Wohngebäude und über 3000 Einwohner.

Man muß aber auch die Rührigkeit und den

*) Nach uns vorliegenden, in St. Paul gemachten meteorologischen Aufzeichnungen waren im Jahre 1851: 175 klare Tage, 113 veränderliche, 44 wolkige, 33 regnerische, 118 Regentage, 17 Schneefälle und 4 Hagelschläge.

rastlosen Fleiß jedes Einzelnen beobachtet haben, um die Zauberschnelle zu begreifen, mit welcher in Amerika oft Städte entstehen. Ein Jeder trägt unermüdet Bausteine zu und mauert und zimmert zum Aufbau der Stadt! Dabei vermindert die Bauart der Häuser die Arbeit und die Zeit der Herstellung.

Außer dem steinernen Fundament besteht deren Hauptmaterial aus Holz. Die verschiedenen Stockwerke (gewöhnlich zwei) sind nicht wie bei uns durch eine massive Mauerschutt-Schichte getrennt; hier wird der Fußboden blos aus senkrecht in einem Zwischenraum von 3—6 Zoll aufgestellten, 2″ dicken Eichenbalken gebildet, welche an ihren Enden zu jeder Seite auf der Mauer ruhen, und über die wieder dünne Balken gelegt sind, auf denen man sofort ganz gemächlich sich bewegt.

Ein europäischer Stadtbaumeister würde vor dem blosen Gedanken einer solchen Bauart schaudern, während in Amerika dieses Bausystem bereits seit mehr als 50 Jahren mit den größten Vortheilen in Anwendung ist. Allerdings bauen die Amerikaner nicht für Jahrhunderte, wie unsere deutschen Architekten, und lieben an der Façade ihres Hauses, wie an ihren Kleidern, eine gewisse Mode mitzumachen. Man sieht daher nicht selten die Façade eines vielleicht erst wenige Jahre erbauten Hauses völlig herausreißen, so daß, wie bei einem secirten Leichnam, der

ganze innere Organismus bloß liegt, und dafür eine bequemere, passendere oder großartigere Hauptfront einsetzen.

Solche stückweise Häuserabtragungen oder Wiederaufbauten kommen namentlich in neuentstehenden Städten vor, wo die ersten Ansiedler nicht viel Ursache hatten, auf Eintheilung und Symmetrie zu achten, und dann, bei einer spätern Vermehrung der Bevölkerung und regulären Anlegung der Stadt, die Hauptstraße vielleicht gerade durch das Empfangszimmer der Mrs. Trampelton läuft.

Die gegenwärtige Bevölkerung des Minesota-Territoriums ist 20,000 Bewohner.*) Erst mit einer Zahl von 97,000 Seelen tritt es in die Rechte eines Staates der Union, welcher Deputirte zum Congreß sendet und seine Beamten selbst ernennt. Gegenwärtig werden die Stellen des Gouverneurs (für 4 Jahre 2,500 D.), des obersten Richters (Chief-Justice, 1800 D.) und alle öffentlichen Aemter im Territorium noch durch den Präsidenten der Vereinigten Staaten besetzt, und gleich den Mormonen im Utah-Territorium schicken die Bewohner von Mine-

*) 1846 lebten nicht mehr als 3 weiße Familien in St. Paul, und nach dem officiellen Census zählte die Einwohnerschaft des ganzen Territoriums noch im Juni 1849 nicht mehr als 4780 Seelen, nämlich 3067 männliche und 1713 weibliche.

sota blos einen Delegaten zum Congreß, der wohl einen Sitz, aber kein stimmberechtigtes Votum hat.

Einer der ersten Stände, die sich in einer jungen Ansiedelung seßhaft machen, ist der Redacteur; fast das kleinste Städtchen hat sein Localblatt, und so finden sich hier in der Hauptstadt bei einer Einwohnerschaft von 3000 Seelen bereits 3 Journale, wovon jedes 800—1000 Abonnenten zählt. Dieselben sind meistentheils auf den bescheidenen Wirkungskreis angewiesen, die wenigen Tagsereignisse zu repartiren, und ihre Spalten mit Waarenanpreisung von Industriellen und Kaufleuten zu füllen, die einen besondern Werth darein zu setzen scheinen, ihre Namen und ihre Waaren gegenseitig täglich gedruckt und angezeigt zu lesen.

Was Minesota nebst den agricolen Vortheilen vor anderen westlichen Staaten besonders auszeichnet, ist die große Zahl gebildeter Ostländer, namentlich aus den Staaten Neu-Englands und New-York, welche sich unter den Ansiedlern befinden. In der Hauptstadt namentlich hat sich eine vortreffliche, strebsame, junge Bevölkerung zusammengefunden, die meist erst seit mehreren Monaten, die wenigsten viel länger als ein Jahr sich etablirt haben. Aber alle hängen mit gleichem Interesse an der neuen Heimath wie am alten Mutterlande! Darin können wir allein Erklärung finden für die zahlreichen öffentlichen An-

stalten, für Kirchen und Schulen, welche theils im Entstehen begriffen, theils bereits vollendet sind.

Dieses geistig regsame Völkchen besitzt bereits eine vortreffliche öffentliche Bibliothek, und hat eine historische Gesellschaft gegründet. Es ist die löbliche Aufgabe dieser Minesota Historial Society, Alles, was in irgend einer Beziehung über die Vergangenheit dieses seit wenigen Jahren erst von Weißen bewohnten großartigen Ländergebietes und seine Urbewohner Aufschluß geben kann, zu sammeln, und, während die Axt des Ansiedlers die Dickichte der Wälder lichtet, mit der Leuchte der Forschung die dunkle Geschichte der alten amerikanischen Race nach Kräften zu erhellen.

In ihren ersten Annalen finden sich bereits viele höchst interessante geologische, meteorologische, ethnographische und philologische Fragen erörtert, und der Forschungseifer jedes Einzelnen verspricht die schätzenswerthesten Leistungen für die Zukunft.

Dieser Gesellschaft zur Seite steht ein „Minesota Year book“, welches alle Jahre in gedrängter Kürze nebst den Kalendertagen die wichtigsten Ereignisse der verflossenen Zeitepoche in populärer Stylweise mittheilt und über den Fortschritt des Ackerbaus, des Handels, der Industrie Auskunft ertheilt.

Eine nicht minder interessante literarische Erscheinung und zugleich das beste Zeugniß für den geisti-

gen und sittlichen Sinn der Bewohner St. Paul's ist die Herausgabe eines Wochenblattes in der Sprache der Sioux (Dakota friend) mit daneben gedruckter englischer Uebersetzung, um die Indianerjugend für die Hauptquellen der Civilisation, für Lesen und Schriftkenntniß empfänglicher zu machen. Zugleich erleichtert diese Herausgabe auch den Amerikanern das Studium der Dakota-Sprache, deren Kenntniß für alle diejenigen zum unumgänglichen Bedürfniß geworden, welche irgendwie mit den 20,000 Dakota-Indianern des Territoriums im Verkehr stehen*).

Was jedoch mehr als alles Vorhergehende der jungen Ansiedelung die glücklichste Zukunft verkünden läßt, sind die reichen Mittel, mit welchen die Regierung für die Erziehung der Jugend Vorsorge getroffen, und die humane Weise, in der die Bewohner dieselben verwenden.

Die amerikanische Regierung hat nämlich die groß-

*) Die Smithsonian Institution in Washington, — der geistige Centralpunkt der Vereinigten Staaten, — über deren imposante Thätigkeit und ihren edlen Stifter wir bei unserem Besuche in der Capitolstadt ausführlicher zu berichten gedenken, hat in Rücksicht der politisch-ethnographischen Wichtigkeit der Dakotasprache kürzlich ein Dakota-Lexikon veröffentlicht, welches die Aufmerksamkeit aller Philologen und Ethnographen verdient.

artige Bestimmung getroffen, daß in den jungen Staaten und Territorien, wo sich noch viele Millionen Acres unbebauten Congreßlandes vorfinden, sobald selbe vermessen, in townships (36 □Meilen) eingetheilt und diese wieder in 36 Sectionen abgetheilt sind, die Section Nr. 16 eines jeden township, das ist eine Quadratmeile oder 640 Acres, zu Schulzwecken verwendet werden soll. So viele townships nun ein Staat zählt, ebenso viele Quadratmeilen Grundstücke kann er zum Besten eines Schulfonds verkaufen oder verpachten.

In solcher Weise wird das Staatsgebiet Minesota bei seiner großen Ausdehnung von 166,000 □Meilen nach einer oberflächlichen Berechnung über 2,500,000 Acres Landes zum Besten der Erziehung seiner Jugend zu verfügen haben. Nimmt man hierfür nur den gewöhnlichen Verkaufspreis des Acre von 1¼ Dollar an, so ergiebt dies bereits einen Fonds von 3,125,000 Dollars. Aber Grundstücke, deren Erlös zu so löblichen, gemeinnützigen Zwecken verwendet wird, finden immer besseres Angebot und werden nicht selten von großmüthigen Menschenfreunden mit 5—10 Pfund pr. Acre bezahlt.

Die Geldsumme, welche durch die Verwerthung dieses Regierungsgeschenkes erzielt wird, darf laut Staatsgesetz nur auf Grundeigenthum gegen zwei

Bürgen verliehen, und dafür kein höherer Zinsfuß als 12% gefordert werden.

Wir finden es hier nöthig zu bemerken, daß in den westlichen Staaten bei dem Mangel an Capital und Arbeitskräften 12% gewöhnlich der gesetzliche und ein verhältnißmäßig niedriger Zinsfuß sind. Es ist hier nicht selten, daß sich die Gelder der Bostoner Capitalisten im Westen auf die sicherste Hypothek zu 30 und 40% angelegt finden, und es ist unter solchen Ausnahmsverhältnissen gar nicht zu sagen, wann der Wucher beginnt und die Ehrlichkeit des Borgers endet.

Eine besonders humane Einrichtung ist bei diesen Schul-Institutionen dadurch getroffen, daß die Jahresinteressen nach Abzug der laufenden Unkosten für Unterricht, Baulichkeit u. s. w. nicht wieder zu einem neuen Fonds aufgesammelt, sondern in jedem township unter die armen schulbesuchenden Kinder vertheilt werden sollen.

Wie human großartig erscheinen Anlage und Ausführung dieses republikanischen Schulsystems! Wie edel durchweht das Ganze der Sinn der Nächstenliebe und der Volksbildung; welche Generation muß es werden, die unter solchen Principien groß gezogen wird und für das öffenliche Leben erstarkt! —

5. October, 54° F. Die Fälle des St. Anthony sind 9 Meilen zu Lande und 18 Meilen zu

Wasser von St. Paul entfernt. Die Fahrt dahin geht über wellenförmiges Prairieland. Wir sahen mehrere Pachthöfe deutscher Ansiedler entlang des Fahrweges. Ihre Grundstücke betrugen meistens 160—240 Acres Landes. Sie hatten den Acre für 1¼ Dollar gekauft und durch ihren Fleiß bereits zu einem Werthe von 10 Dollars erhoben. Alle diese Ansiedelungen hatten das Gepräge des Gedeihens und Wohlergehens, und es schien, als verkündete der Speisenduft, der von dem offenen Feuerherd bis zu unserem Wagen drang, daß hier die schöne Zeit gekommen sei, die Heinrich der Vierte umsonst für sein Frankreich ersehnte, wo der Landmann nicht nur den Topf, sondern auch ein fettes Huhn darin auf seinen Tisch setzen könne.

Durch den geringern Waldreichthum sind die Farmhäuser hier anders, mehr nach Art europäischer Hütten construirt, wie im Norden, wo gewöhnlich die rauhe dicke Schichtenlage von Föhren und Fichtenstämmen die 4 Hauptmauern der Waldbaute (loghouse) bilden.

Wir kamen auch an mehreren Hütten vorbei, die völlig unbewohnt und vom Eigenthümer nur in der Absicht erbaut waren, um sein Verkaufsrecht (claim oder pre-emption) zu begründen. So lange nämlich Regierungsland noch nicht zum Verkauf ausgeboten ist, hat Jedermann das Recht, sich auf irgend einem

beliebigen Flecke, der durch Lage oder Bodengüte zur Ansiedelung einladet, niederzulassen. Kommt das Land später zum Verkauf, so hat der erste Settler das Verkaufsrecht zu 1 1/4 Dollars pr. Acre.

Solche Ansprüche (claims) werden zuweilen nur durch einfache Pfahlstöcke, die man auf ein ausgewähltes Terrain einschlägt, begründet. Bei ganz vortheilhaften Situationen aber, wo durch die Concurrenz leicht Zweifel oder Streitigkeiten über das erste Anspruchsrecht entstehen könnten, hält man es immer für gerathener, auf dem ausgewählten Raume (der gesetzlich nicht mehr als 160 Acker betragen darf) eine kleine Holzhütte aufzuschlagen und mindestens einige Tage im Jahre daselbst zuzubringen.

Die Einwohner des Territoriums haben allerdings den großen Vortheil, sich die besten Grundstücke, die günstigsten Lagen zuerst auswählen und darauf „ihre claims" geltend machen zu können. Sie verstehen auch das humane Gesetz, welches das Verkaufsrecht des Einzelnen im Interesse der Mehrzahl auf 160 Acker Landes beschränkt, dadurch zu umgehen, daß sie von ihnen bezahlte Strohmänner als die Besitzer verschiedener claims vorschieben. Indeß giebt es auch zahlreiche Bewohner des Ostens, welche hier in Minesota bereits ihre Pfähle eingeschlagen und dadurch ihre Ansprüche auf gewisse Grundstücke gesetzlich geltend gemacht haben. Kom-

men die Grundstücke später zum Verkauf, so finden sich häufig schon so viele „claims", daß die besten Lagen nicht mehr aus der ersten Hand von der Regierung, sondern schon aus zweiter oder dritter Hand und um einen viel höhern Preis erstanden werden müssen.

Zuweilen kam es auch schon vor, daß gutes Land weit unter dessen Werth verkauft ward. Die Soldaten des letzten Feldzuges nach Mexiko erhielten nämlich bei Beendigung des Krieges den Rest ihres Soldes nach ihrer freien Wahl entweder baar, oder in 160 Ackern Congreßland vergütet. Viele, denen der Krieg nicht nur Ruhm, sondern auch Beute gebracht hatte, zogen aus Speculation die Grundstücke vor, später aber, als Geldmangel eintrat, verkauften sie selbe unter der Hälfte des gesetzlichen Werthes.

Nach einer zweistündigen Fahrt erblickten wir das Städtchen St. Anthony=Falls, ganz in der Nähe der Fälle am östlichen Ufer des Missisippi erbaut, welches einen dermaßen raschen Aufschwung genommen, daß jetzt eine Gemeinde von mehreren tausend Seelen in niedlichen Gebäuden wohnt, wo noch vor 3 Jahren erst fünf Blockhäuser und eine einsame Sägemühle gestanden.

Die Bewohner ziehen ihren Haupterwerb aus dem

Holzhandel*), dem Verkehr mit den Indianern und dem zahlreichen Besuche von Fremden, welche während der Sommermonate in dieser gesundheitathmenden Atmosphäre ein Asyl gegen die Fieberkrankheiten des Westens und Südens suchen. Ein prachtvolles Hotel erhebt sich zu diesem Zwecke am nördlichen Ende des Städtchens, und sein Comfort läßt uns ganz vergessen, daß wir uns in einem wilden Prairielande befinden, auf dessen wellenförmigem Grunde noch vor wenigen Jahren Büffelherden weideten und feindliche Indianer jagten.

Die Fälle von St. Anthony wurden zum ersten Male im Jahre 1680 von dem Franziskanermönch Ludwig Hennepin besucht, welcher dieser gewaltigen Cascade aus frommer Verehrung den Namen seines Schutzpatrons, des heil. Antonius von Padua, gab. Die Dakota- oder Sioux-Indianer nennen dieselbe Minne-ha-ha, oder lachendes Wasser, ihr gewöhnlicher Ausdruck für Wasserfall. Die Chippewa-

*) Die Fichtenstämme, welche der obere Mississippi bereits mehrere hundert Meilen herabschwemmt, werden hier an den Fällen aufgefangen, gesägt und zu industriellen Zwecken nach St. Louis verschifft. Oftmals geschieht es, daß aus Mangel an Industriellen Holzbalken von hier 1000 Meilen weit geschickt, dort in einer Tischlerwerkstätte verarbeitet werden, und dann als fertige Einrichtungsstücke wieder hieher zurückwandern.

Indianer dagegen heißen sie Kakah-Bikah, die gebrochenen Felsen*).

Der Mississippi ist an den Fällen ungefähr eine Meile breit und durch ein grünes Inselland von 1/4 Meile Länge in zwei ungleiche Strömungen getheilt, von denen die mächtigere westlich von der Insel vorbeirauscht.

Der senkrechte Fall (pitch) beträgt gegenwärtig ungefähr 20 Fuß. Als Vater Hennepin ihm den Namen gab, betrug er noch 60 bis 70 Fuß, und während Carvers Aufenthalt (1760) nur noch 40 Fuß Höhe**).

Durch den Umstand, daß die untere Sandsteinschicht fortwährend der Gewalt des Wassers weicht, und der darüber liegende Kalkstein, seiner Unterlage beraubt, in giganten Felstrümmern in das Flußbett stürzt, wird nebst der Höhe auch die Lage der Fälle

*) Gleich allen Gegenständen von ungewöhnlichem Interesse oder Geheimniß halten die Indianer auch diesen Wasserfall für die Wirkung eines Geistes (wakan), dem sie, um seinem Zorne zu entgehen und seine Gunst zu erlangen, ihre Verehrung zollen. Sie legen daher häufig Tabak, Pulver, Baumwolle oder Pfeile auf einen der herabgestürzten Steine als gläubiges Opfer. — (Charlevoix, Lettres sur les traditions et la religion des sauvages.)

**) Siehe Longs Expedition to tre sources of St. Peters. Vol. I. p. 295—302.

mit jeder Frühlingsfluth wesentlich verändert. So sollen nach Mittheilungen von Augenzeugen die Fälle in einem einzigen Sommer (1851) an ihrer westlichen Seite um 90 Fuß zurückgewichen sein*). Wenn diese Unterwaschungen, wie vorauszusetzen, in gleichem Maße fortdauern, so dürfte die Zeit nicht mehr sehr fern sein, wo von den imposanten Fällen des heiligen Antonius nichts mehr übrig sein wird, als eine Menge unansehnlicher Stromschnellen.

Das Wasser, wie es über die Kalksteinfelsen und den Sandstein hinabschäumt, hat einen eigenthümlich gelben Teint, den wir uns nur durch die Entfärbung der geschwemmten Fichtenstämme erklären können, welche die Fluth des obern Missisippi schon 100 Meilen weit mit sich führt, ehe sie hier den ersten und einzigen Katarakt bildet.

Der Eindruck der St. Anthonyfälle mag wohl für jenen Besucher ein imposanter und erhabener sein, welcher entweder die riesigen Katarakte Niagara's, Montmorency's, Trenton's nicht gesehen, oder mit dem Auge romantischer Erinnerung auf ihrem schimmernden Wasserspiegel verweilt. Wem die Stromwelle unserer materiellen Zeit noch so viel Poesie in der Brust zurückgelassen, um sich mit Gefallen in die

*) W. G. Le Duc's Minesota Year Book, 1852, und Annals of the Minesota Historical Society, 1851.

Sagen einer traumhaften Vergangenheit zu versenken, der mag vielleicht noch heute Amposa Sampa, das herzhafte Indianerweib, ihre beiden Kinder im Arm, in einem Birkenkahn auf der Stromschnelle daherschiffen und über den senkrechten Wassersturz hinab in die Tiefe gleiten sehen, wie sie sich aus Schmerz über die Untreue ihres Mannes zwischen starren Felsriffen den Tod giebt. Und einmal getragen auf den Flügeln der Phantasie erscheint vielleicht seinem romantisch-empfänglichen Gemüth das geheimnißvolle Rauschen der Fälle wie der Todessang einer aus Liebesschmerz hinsterbenden Seele.

Uns aber war der gewaltige Niagara mit seiner zauberisch lieblichen Umgebung noch in zu lebendiger Erinnerung, und die Ereignisse der jüngsten Jahre noch zu nüchtern im Gedächtnisse, um der St. Anthonyfälle und ihrer Naturschönheit ein mehr als gewöhnliches Interesse abgewinnen zu können.

Die Landschaft ist an beiden Ufern flach, kahl und ohne irgend eine besonders ergötzende Augenweide. Das Flußbett selbst gewährt durch die Unzahl herabgestürzter Felsblöcke und geschwemmter Holzflötze ein wüstes verfallenes Aussehen. Die Steinmassen, die ganz wie in einem Wildbach zerstreut herumliegen, ohne jene pittoreske Anordnung, wie sie sonst die Laune der Natur bei ihren Gebilden so wohlgefällig trifft und das Unsaubere der

schutthaufenartigen Umgebung rauben dem Ganzen jeden erhabenen, moralischen Eindruck.

Dagegen sind die Fälle sowohl als ihre Umgebung in geologischer Beziehung von hohem Interesse: sie bilden den Uebergang von den steilen Kalksteinriffen des untern Missisippi zu der Sandsteinformation des obern, von schroffem Hügelland zu sanft sich hebenden Prairien. Diese Veränderung im geologischen Charakter bleibt nicht ohne Wirkung auf das vegetabile Leben; die hohen, stämmigen Fichten und Ulmen, Tannen und Cedern verschwinden, und zwerghafte Eichen treten an ihre Stelle.

Hier sahen wir wieder recht deutlich, in welch engem Verhältniß Vegetation und geologische Entwickelung stehen, wie gewisse Pflanzenarten nur unter gewissen geologischen Bedingungen zum Vorschein kommen, und constant aufhören, wo diese nicht mehr erfüllt erscheinen. Wir werden diese hochwichtigen Betrachtungen an einer andern Stelle wieder aufnehmen, wo uns Raum, Zeit und Studium eine längere, würdigere Besprechung gestatten.

An beiden Ufern des Missisippi und entlang der Fälle ist die Hauptformation weißer Sandstein, welcher in einer Schichtendicke von 60—80′ die Basis der Bluffs bildet, mit einer überliegenden Strata von 6—8 Fuß dickem Kalksteinfelsen von bald gelblicher, bald graulicher Farbe, der zuweilen bis auf

einige Zoll Dicke verwittert erscheint. Sowohl hier, wie in der Nähe von St. Paul finden Paläontologen eine reiche Ausbeute an Crenoiden, Trilobiten, Cyathophyllen, Muscheln und anderen, für die geologische Formation der Gegend charakteristischen Fossilien, und ein Ausflug, den wir mit Dr. Mann in ähnlicher Absicht nach einigen Steinbrüchen in der Gegend von St. Paul gemacht, hatte für uns den lohnendsten Erfolg.

Vor den Fällen kreuzten wir in einem Ferryboot nach dem westlichen Ufer des Mississippi, und fuhren dann fortwährend über weite, in mancher Richtung hin unabsehbare Prairien nach Lake Calhoun, von dem man uns eine so malerische Schilderung gemacht hatte. Auf dem Wege dahin hatten unsere Augen das ungewohnte Schauspiel brennender Prairien. Es besteht hier im Westen der Gebrauch, alle Jahre im Herbst nach dem ersten Frost die Halmreste auf den Grasebenen den Flammen preiszugeben und später die verkohlte vegetabile Masse als Düngungsmittel mit dem Pfluge unter die Erde zu mischen. Man kann Ende Octobers alljährlich auf einem Flächenraume von mehr als 1000 Meilen Millionen Acker Prairielandes oft mit 1—4 Fuß hohem Gras in Brand gesteckt und die dunklen Nächte auf eine schauerliche Weise in Tageshelle umgewandelt sehen. Das Feuer, vom Brandstoff be-

günstigt, greift mit ungeheurer Schnelle um sich und legt wohl 5 Meilen in einer Stunde zurück. Zuweilen werden diese Prairie-Feuer säumenden Wanderern höchst gefährlich, und es ist mehr als ein Fall bekannt, wo Menschen, dem verheerenden Elemente nicht rasch genug entfliehend, durch die sie ereilende Flamme und den erstickend aufqualmenden Rauch ihren Tod fanden.

Ein Methodisten-Missionär, der viele Jahre im Westen gelebt, behauptete, es würden auf diese Weise alle Jahre über 2 Tonnen vegetabilische Bestandtheile in Düngerstoff verwandelt.

So gewaltige Rauchwolken, wie sie hier auf unendlichen Flächenräumen massenhaft in die Höhe steigen, können nicht ohne Einfluß auf die Atmosphäre bleiben; sie geben dem Horizont einen unsichern, trüben, röthlich-grauen Teint, und die aufgehende Sonne erscheint durch diese Nebelschleier wie ein majestätisch sich erhebender glühender Feuerball.

Diesen jährlich wiederkehrenden Prairie-Feuern dürfte es auch mehr als dem Charakter des Bodens zuzuschreiben sein, wenn hier viele hundert Meilen weit jede Art von Baumvegetation verschwindet und der Typus der westlichen Prairien sich seit Jahrhunderten unverändert erhalten hat. Diese Ansicht wird fast zur überzeugenden Thatsache, wenn wir sehen, wie jene ursprünglichen Prairien im südöst-

lichen Theile von Illinois, auf denen man seit ungefähr 20 Jahren das jährliche Ausbrennen unterlassen hat, gegenwärtig mit kleinen Bäumchen dicht bewachsen sind *). In entsprechender Weise sieht man auch in Jowa und Minesota allenthalben üppigen Waldanflug geschäftig auffsprießen, wo ein Sumpf, ein Bach oder ein Fluß den verbeerenden Flammen Stillstand gebietet.

Man hat wiederholt in den Herbstfeuern der Prairien eine Erklärung für die nicht minder seltsame Erscheinung des sogenannten Indian Summer (Indianer-Sommer) zu finden geglaubt, und die eigenthümliche Atmosphäre dieses herbstlichen Nachsommers dem mächtigen Einflusse dieser Rauchmassen zugeschrieben, die ein gewaltiger Südwestwind durch unendliche Lufträume führt. Ursache dazu gab der Umstand, daß das Verbrennen der westlichen Prairien gewöhnlich mit dem Erscheinen des Indianischen Sommers zusammentrifft, eine lange Reihe milder, freundlicher Octobertage, an denen aber die Sonne nur selten aus einem röthlichen Nebelduft tritt und niemals in ihrer ganzen blendenden Strahlenpracht zum Vorschein kommt. Man wollte zugleich bemerkt haben, daß dieser seltsame Dunstkreis mit einer ge-

*) D. D. Owens Report on a geological exploration of a part of Jowa, Wisconsin and Illinois.

wissen Richtung des Windes in Verbindung steht und sich immer nur bei Süd- und Südostwind, niemals aber bei Nord- und Nordwestwind ereignet, welche, wie oberflächliche Beobachter meinten, die weitere Verbreitung des westlichen Prairienrauchs verhinderten.

Diese so allgemein circulirende Meinung wird jedoch schon durch die einfache Thatsache widerlegt, daß die Erscheinung des Nebelrauchs*) auch in Gegenden vorkommt, wo es keine Prairien und keine Flamme giebt, die wild versengend über den Boden dahin rast. Der Bewohner des Ostens und des Südens weidet sich nicht weniger an der lieblichen Luft der indianischen Sommertage, wie der Ansiedler des Westens, und blickt mit nicht geringerer Bewunderung auf dieses seltsame, Wochen lang andauernde Schauspiel. Uns schien der Indianische Sommer, den wir in Jowa, Missouri, Tennessee und Georgia zu beobachten Gelegenheit gehabt, die größte Aehnlichkeit mit dem sogenannten Alten-Weiber-Sommer der Deutschen, dem été de la Saint-Martin der Franzosen zu haben, und seine Erscheinung, welcher immer Regentage vorausgehen, dürfte am ersten noch der dampfenden Ausdünstung zuzuschreiben sein, die

*) Prof. Drake's Principal Diseases of the interior valley of North-America. Cincinnati, 1850.

im Herbste mehr wie zu irgend einer andern Jahreszeit die Wälder, Seen und Flüsse mit so düsterm Flor umhüllt und jene dichten Nebel erzeugt, welche den Schifffahrern häufig so gefährlich werden. Und unsere Ansicht hat im Gespräche mit Männern der Wissenschaften, welche dieser Erscheinung auf verschiedenen Punkten vieljährige Beobachtungen widmen konnten, wie Dr. Engelmann, Dr. Wislicenius, Dr. Whitney, eine würdige Bekräftigung erlangt.

Während unserer Betrachtungen über Prairie-Feuer und Indianischen Sommer sind wir bereits am Lake Colhoun angelangt, und haben diesen 3 Meilen langen, 1 1/2 Meilen breiten See nicht viel verschieden von anderen zahlreichen Wasserflächen gefunden, an denen der Westen und Norden Minesota's so überreich ist. Vielleicht hätten wir die Enttäuschung weniger empfunden, würden wir bei unseren Erwartungen auf die befangene Voreingenommenheit der meisten Menschen für einheimische Naturlandschaft Rücksicht genommen haben.

Unser Kutscher erzählte noch viel Rühmliches und Sehenswerthes von einem neu entdeckten Riesensee, einem Salzsee u. s. w., aber wir ließen nach den gemachten Erfahrungen, — vielleicht mit Unrecht — den Rückweg nach dem Fort Snelling einschlagen. Zwei Meilen nördlich vom Fort kamen wir an einem kleinen Wasserfall (Minne-ha-ha) vorbei, welcher in

lieblich grüner Umgrenzung über ein unterwaschenes Precipice von 80 Fuß Tiefe stürzt, und durch das glückliche Ensemble seiner Lage auf manchen Besucher vielleicht einen wohlthätigern Eindruck machen wird, als die weit ausgedehnteren St. Anthonyfälle. Diese Cascade wird durch den dünnen Wasserstrich gebildet, welcher den Calhounsee mit dem Harriet- und Mudsee verbindet, und diese eine halbe Meile oberhalb dem Mississippi zuführt.

Am andern Ufer saß auf einem Holzstrunk vor einer halbverfallenen Bretterhütte eine ganz verwilderte Gestalt, mit gesenktem Kopfe in ein Zeitungsblatt vertieft. Unser Kutscher that einen lauten Schrei, und nun bewegte sich diese seltsame Erscheinung Hügel hinab, Hügel hinauf, unter der ausgewaschenen Felsenhöhle, über welche das Wasser stürzte, durchschlüpfend, nach unserm Standpunkt. Es war ein alter Soldat aus dem mexikanischen Kriege, ein Irländer, der sich auf den für beide Feldzüge ihm geschenkten 320 Acres eine dürftige Hütte erbaut, seine Muskete mit Büchse und Angel vertauscht hat, und in dieser Einsamkeit jagend und fischend die Zeit abwartet, wo sein Grundeigenthum eine bessere Verwerthung erhält. In seinem zerfetzten schmierigen Anzuge, mit seinem langen, struppigen Haare und bartverwachsenen Gesichte machte derselbe einen wenig heimlichen Eindruck; doch konn-

ten wir unsere Bewunderung nicht unterdrücken, in solchen rauhen Händen ein Bostoner Zeitungsblatt von ganz neuem Datum zu sehen, das kürzere Zeit erst die Presse verlassen hatte, als seine Haut das reinigende Gefühl des Wassers empfunden.

Es ist überhaupt eine staunenswerthe Wahrnehmung, welchen Eingang die Zeitungslecture unter den ärmsten Volksclassen Amerika's gefunden, und wie ihr Interesse daran mit jedem Jahre zunimmt. Sie werden dadurch, freilich nur höchst oberflächlich, von den wichtigsten Vorkommnissen des Tages unterrichtet, und ziehen unstreitig manche praktische Lehre daraus. Doch hat diese Gattung Lecture in ihrer pikanten Notizenform, welche die Mußestunden der meisten Gesellschaftsclassen fast ausschließlich consumirt, den großen Nachtheil, daß sie den Sinn des Lesers unstät und zerfahren und für ernsteres Studium völlig unfähig macht. Diese Folgen äußern sich bereits lebhaft im amerikanischen Volke, bei dem man, außer in Sachen der Politik, über allgemeine Dinge zuweilen eine höchst mangelhafte, oberflächliche Kenntniß antrifft. —

Fort Snelling, in dem uns ein wohlwollendes Handbillet des würdigen Chefs der amerikanischen Armee die ehrendste Aufnahme bereitete, wurde 1817 am westlichen Ufer des Missisippi am Ausflusse des St. Peters (Minesota-Flusses) auf eine dominirende

Anhöhe erbaut; dasselbe erhebt sich 120′ über das Flußbett und 850′ über den Golf von Mexiko. Seine Entfernung von St. Louis beträgt 748 und von New-Orleans 2192 Meilen.

Das Fort wurde von Obrist Snelling zur Vertheidigung gegen die Sioux-Indianer errichtet, welche zur Zeit seines Aufbaues noch in zahlreichen Horden diese Ebenen bevölkerten. Gegenwärtig dient es nur zu einem Waffendepot, und bildet zugleich für die Bewohner von St. Paul und St. Anthony einen gar herrlichen Punkt, um von seiner Brustwehr herab einen gefälligen Umblick auf die schönsten Fluren ihrer so warm geliebten Heimath zu werfen. Fort Snelling hat eine Besatzung von 3 Compagnien Infanterie und 1 Compagnie Cavalerie, größtentheils Deutsche und Irländer; denn es bleibt eine seltsame Erscheinung, daß, wo man in Amerika Diener und Knechte, Soldaten und Soldatenspiel antrifft, gewiß die Deutschen und die Irländer das größte Contingent stellen. Wenn das Vaterland in Gefahr kommt, im Kriege, ist der Amerikaner schneller als irgend ein anderer Erdenbürger bereit, seine Freiheit und Unabhängigkeit zu vertheidigen; aber im Frieden haßt er das Gaukelspiel und die Casernen-Subordination. —

6. October, 65° F. In der Nähe von St. Paul, nahe am östlichen Ufer des Missisippi, sind mehrere Sandsteinhöhlen von ziemlichen Dimensionen,

mit rieselnden Quellen, die sowohl ihrer geologischen Formation, als der historischen Erinnerungen wegen, welche sich an dieselben knüpfen, eines Besuches werth erscheinen. Die berühmteste dieser Höhlen ist Carver's Cave, eine Meile unterhalb St. Paul, von den Dakota's, Sioux und Naudowessies das Haus des Geistes (wakan-tipi)*) genannt, eine Art indianische „Walhalla.“ Hier hielten vor Jahrhunderten die Häuptlinge der verschiedenen Dakota-Banden Rath, und begingen gewisse Ceremonien über den Leichnam ihrer Todten, ehe sie dieselben unter den aufgeworfenen konischen Hügeln (mounds) auf der Anhöhe entlang des Ufers begruben.

Als Jonathan Carver diese Höhle im April 1767 besuchte, war dieselbe am Eingange noch 10′ breit und 5′ hoch. Der Bogen, welcher sich im In-

*) Die Uebersetzung dieses Wortes liegt uns in 3 Versionen vor; die größte Autorität, das von Smithsonian Institution in Washington kürzlich herausgegebene Dakota Dictionary bezeichnet wakan-tipi als höhern Raum (p. 222); Nicollet überträgt es: der Geist der Grotten, und in einer Abhandlung in den Annalen der Minesota historischen Gesellschaft (1852) findet sich wakan-tipi als Haus des Geistes übersetzt. Man sieht hieraus, wie schwierig es bei der noch so geringen Vertrautheit mit der Dakota-Sprache ist, auf gewisse, ins Englische übersetzte Traditionen der Sioux ein Raisonnement zu gründen, oder sie zum Piedestal irgend einer wissenschaftlichen Forschung zu machen.

nern durch den Einfluß des Wassers und der Atmosphäre gebildet hatte, betrug 15′ Höhe und 30′ Breite. Ungefähr 20 Fuß vom Eingange begann ein kleiner See, dessen transparenter Quell sich in unabsehbare Ferne verlor. Ein Stein, welcher in der Richtung nach innen mit aller Kraftanstrengung in's Wasser geschleudert wurde, verursachte einen erstaunlichen Lärm, der in schauerlicher Weise aus allen Tiefen dieser dunklen, geheimnißvollen Region wiederhallte. An den Sandstein-Wänden der Höhle bemerkte Carver viele Hieroglyphen, die theilweise verwittert, theilweise mit Moos bewachsen, durchaus keinen scientifischen Anhaltpunkt für ethnographische Forschungen darboten.

Nicollet, welcher, nachdem diese Höhle mehr als 30 Jahre lang durch Schuttfall völlig unzugänglich geworden war, im Juli 1837 nach mühevollen, wegbahnenden Anstrengungen eine geringe Strecke weit hineindringen konnte, will in diesen Hieroglyphen nichts weiter als die Kritzeleien von Indianern erblicken, welche diese seltsame Naturerscheinung zu verschiedenen Zeiten besuchten.

Mr. Lyman Dayton, auf dessen Grundeigenthum sich die Höhle befindet, macht eben den Versuch, durch Ausgrabungen dieses historische Denkmal vor völligem Zusammensturz zu retten; doch waren diese Arbeiten bei unserm Besuche noch nicht so weit

vorgeschritten, um uns die ersehnte Betretung jenes dunklen Raumes zu gestatten, dessen geheimnißvolle Sagen einen deutschen Dichterfürsten zu einem so schönen Gesang begeisterten.

Denn Schillers Nadowessier's Todtenklage ist nichts Anderes als die geniale Poetisirung jener Todtenfeierlichkeiten der Sioux-Indianer, wie sie Jonathan Carver*) als in dieser Höhle begangen in seinen nordamerikanischen Reisen schildert. Sir John

*) Capitain Jonathan Carver bereiste im Jahre 1766 im Auftrage der englischen Regierung die ehemaligen Indianer-Gebiete westlich vom Mississippi, namentlich Minesota. Nachdem er 2 Jahre und 5 Monate zu diesem Zweck verwendet, kehrte er im J. 1769 nach London zurück, wo seine Reisen im J. 1773 im Druck erschienen. Als Reisevergütung erhielt derselbe von der britischen Regierung 1375 Lstl. 6 sh. 8 ds bezahlt, doch wurde ihm die erbetene Zuerkennung eines Landstriches, den ihm die Chiefs der Sioux-Indianer während seines mehrjährigen Aufenthalts unter ihnen geschenkt hatten, wiederholt abgeschlagen, und eine spätere Petition seiner Erben an die Regierung in Washington hatte das gleiche Schicksal. Indeß ist dieser wiederholt refusirte Landstrich noch immer, selbst auf officiellen Karten, als Carver's grant oder Carver's tract bezeichnet. Annals of the Minesota Historical Society 1852; ferner J. N. Nicollet Report on the Missisippi River. 1841; desgl. Report of an Exploration of the territory of Minesota by Captain Pope. 1850.

Herschel und Lytton Bulwer haben Beide dieses herrliche Gedicht ins Englische übertragen, aber ohne den Duft der Poesie, der das Original durchhaucht, das Goethe (1797) wegen seiner Originalität so werthvoll achtete, und Wilhelm von Humboldt aus demselben Grunde tadelte, nämlich wegen seines völligen Mangels an Idealität*)!

Mit welcher Bewunderung muß Jeder, der nur einige Zeit mit den wilden Indianerstämmen verkehrt und ihre Gebräuche und materielle Vorstellung eines Jenseits voll üppiger Fischplätze und wildreicher Jagdgründe über die edle, wahrheitstreue Schilderung ergriffen werden, wenn er liest:

„Wohl ihm, er ist heimgegangen,
Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mais die Felder prangen,
Der von selber sprießt."

„Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche
Lustig sind gefüllt!" — —

S.

*) Siehe Hofmeister vol. III. p. 311.

XXV.

Die Indianerstämme des obern Missisippi.

Die Indianer, welche gegenwärtig noch, theils als wandernde Horden, theils als Ansiedler, im Territorium leben, gehören den Stämmen der Dakota's, Chippewa's und Winnebagoe's an, und belaufen sich auf ungefähr 30,000 Seelen. Sie unterscheiden sich in Gestalt und Sprache, in Sitte und Gebräuchen. Die zahlreichsten, wie auch die wildesten unter ihnen sind die Dakota's (Viele in Einem), so genannt von der Vereinigung mehrerer kleiner Stämme, welche zusammen eine Bevölkerung von mehr als 20,000 Seelen ausmachen. Sie sind in Unterstämme (sub-tribes) oder Rathfeuer (council-fires) eingetheilt, und diese wieder in Banden, welchen ein Häuptling (petty chief) vorsteht. Ihre politische Verbindung ist eine höchst patriarchalische. Die ältesten Männer des Stammes (sachems) geben bei wichtigen Vorkommnissen durch ihren Rath den Ausschlag; in allen ge-

ringeren Fällen ist das Oberhaupt der Familie auch der Richter seiner Handlungen, der Schlichter seiner Angelegenheiten.

Jede Familie betrachtet das Symbol des Namens ihrer Vorfahren als ihren Stammbaum (totem). Derselbe ist gewöhnlich von irgend einem vierfüßigen Thiere, oder einem Vogel, niemals von einem leblosen Gegenstand abgeleitet. Schildkröte, Bär, Wolf sind die gebräuchlichsten Embleme indianischer Heraldik. — Ein Eigenthum im modernen Sinne des Worts besteht unter ihnen nicht. Jede Nation besitzt ihre Ländereien gemeinschaftlich. „Es ist für mich, für dich, für Alle", ist die christlich-socialistische Devise der meisten Indianerstämme.

Durch einen erst vor wenigen Monaten (Herbst 1852) ratificirten Tractat*), laut welchem die Dakota's 21 Millionen Acker Landes westlich vom Missisippi an die amerikanische Regierung verkauften,

*) Die Ländereien, welche kürzlich die amerikanische Regierung von den Sioux-Indianern erkauft hat, und welche der deutschen Emigration neue Vortheile gewähren, betragen einen Flächenraum, der dreimal so groß ist, als der Staat New-York, und fast so groß als England und Schottland. Derselbe ist 10 mal größer als Holland, 9 mal größer als Belgien, die Hälfte so groß als Frankreich, 3 mal so groß als Portugal und mehr als 5 mal so groß als die Schweiz.

erhielten sie sogleich baar 305,000 Dollars; ferner während 50 Jahren eine Annuität von 68,000 Dollars jährlich, nämlich: 40,000 Dollars baar, 12,000 D. an Civilisationsfonds, 10,000 D. in Waaren und Provision und 6,000 D. für die Erziehung der Jugend, zusammen 68,000 Dollars, welche Summe jedoch nur an diejenigen Familien ausgezahlt wird, die den Stipulationen des Vertrages gemäß binnen einer gewissen Zeit die verkauften Ländereien verlassen und sich 100 Meilen westlich vom Mississippi an die Ufer des Minesota-Flusses zurückgezogen haben.

Ein zweiter Vertrag, gleichfalls erst im Herbste des Jahres 1852 mit einer Abtheilung von Dakota-Indianern geschlossen, welcher auch den letzten Rest der Besitzungen der Dakota's in Minesota und Jowa der amerikanischen Regierung käuflich abtritt, macht den Verkäufern folgende Zugeständnisse: Die Dakota-Indianer erhalten ein für alle Mal, um ihre Schulden zu bezahlen und ihren Umzug zu erleichtern . . . . 220,000 Dollars,

für Baulichkeiten, Einrichtung von Farmen . . . . . 30,000 "

zusammen 250,000 Dollars.

Ferner als Annuität während einer Dauer von 50 Jahren:

an Civilisationsfonds	. . .	12,000	Dollars.
für Erziehung	. . . . . .	6,000	„
an Waaren und Provision	.	10,000	„
an Baarschaft	. . . . . .	30,000	„
	zusammen	58,000	Dollars.

Diese sogenannten Annuitäten werden alljährlich im Herbste durch einen Agenten der Regierung an einem bestimmten Orte an die Häupter der Familien ausbezahlt*).

Man sollte glauben, diese nicht unbedeutenden pecuniären Mittel müßten die Indianer in bessere Lebensverhältnisse versetzen und sie allmälig der Cultur und Civilisation gewinnen. Allein zwei Ursachen verhindern den heilbringenden Einfluß, welchen die amerikanische Regierung durch diese Tractate zu erreichen hoffte.

Erstlich haftet auf den Besitzungen der Indianer, — ob gerecht oder ungerecht, läßt sich unter so selt-

*) S. Treaty at Traverse with the Sioux and Minnesota. Nations. July 1851. Wir bedauern, daß der vorgezeichnete Raum uns nicht gestattet, die vorliegende, ziemlich voluminöse Verhandlung mit den Indianern vor Unterzeichnung der vielen Verträge schon gegenwärtig mittheilen zu können. Wir behalten uns die Veröffentlichung dieser höchst interessanten Documente für das bereits erwähnte größere Werk vor.

samen Verhältnissen nur schwer herausstellen, — eine große Schuldenlast, welche von ihren vieljährigen Transactionen mit der Pelzhandel-Compagnie herrührt, und die mächtige Summe der Baarzahlungen der Regierung wesentlich reducirt. Die Pelzhandel-Compagnie stattet nämlich die Indianer alle Jahre mit Jagdgewehren, Munition, Kleidern und Provisionen aus, und bringt diesen Vorschuß bei der im Frühling erfolgenden Ablieferung der erbeuteten Thierfelle wieder in Abzug. Manchmal geht dieser Vorschuß durch Krankheit oder Tod des Borgers theilweise, zuweilen ganz verloren, und addirt man viele ähnliche Rückstände der saumseligen Indianer mit dem Procenten-Aufschlag der wucherischen Agenten der Pelzhandel-Compagnie zusammen, so kommt leicht ein Sümmchen heraus, das im Verlauf von 20 Jahren mehrere 100,000 Dollars ausmacht.

Bei dem gegenwärtigen Verkauf der Ländereien der Sioux an die Regierung soll sich auf diese Weise ein Guthaben von 500,000 Dollars vorgefunden haben, welches die Pelzhandel-Compagnie zu beanspruchen berechtigt sein will; doch haben sich humane Freunde der Indianer zu deren Gunsten erhoben, und sind bemüht, diese Ansprüche mit der Waffe des Gesetzes zu bekämpfen.

Die zweite Ursache, warum baare Geldunterstützungen in den Indianer-Verhältnissen keine Bes-

serung herbeizuführen vermögen, ist die völlige Unkenntniß und Geringschätzung der Dollarstücke von Seiten der Rothhäute. Da sie nicht den geringsten Begriff von der Bedeutung des Geldes haben, und der kleinste reelle Gegenstand in ihren Augen mehr Werth besitzt, als das nutzlose Metallstück, so sind sie im Stande, für eine Tändelei ihre ganze Baarschaft hinzugeben. Diese Unkenntniß benutzen Verkäufer und Trader, und verlangen für die geringsten Dinge die unverschämtesten Preise. So sahen wir einen Indianer für einen kleinen Tiegel schlechter Schminke einen halben Dollar bezahlen.

In wenigen Wochen, nachdem auf Grund eines Kauftractats viele tausend Dollars unter die Indianer vertheilt wurden, sind dieselben wieder so arm und dürftig wie zuvor, ja noch ärmer, denn sie haben kein Land mehr, und werden wie Fremdlinge von der Scholle gewiesen, auf der sie als Herren des Bodens geboren, auf der sie gejagt und geliebt*).

---

*) Nach den uns vorliegenden Tabellen hat die amerikanische Regierung bis zum Jahre 1840 von sämmtlichen Indianerstämmen 442,866,370 Acres Landes käuflich an sich gebracht, und dafür 85,088,800 Dollars bezahlt. Gegenwärtig stellt sich die Anzahl der bisher erworbenen Acker noch bei weitem höher, so wie nicht außer Acht gelassen werden darf, daß der Werth der angekauften Grundstücke

Wir trafen eine große Anzahl der Dakota-Indianer in St. Paul, die sich in Folge der Ratification eines der erwähnten Verkaufverträge seit mehreren Wochen in der Umgebung der Hauptstadt Minesota's herumtrieben. Sie tragen zwar im Ganzen dieselben hervorstechenden Merkmale, welche alle Glieder der amerikanischen Urfamilie auszeichnen, erscheinen uns aber weit weniger intellectuell, weit roher und grausamer*), als die Chippewa's, mit denen wir im Westen Canada's und während unserer Fahrt über den Huron und Obern See zu verkehren Gelegenheit fanden.

Wir erblicken hier den Indianer noch in seiner ganzen Urthümlichkeit. Cultur und Christenthum haben an ihm noch wenig zu verbessern vermocht. Die langen schwarzen, glanzlosen Haare fallen an beiden Seiten in schmal geflochtenen Zöpfen über die Ach-

---

bisher um das Zehnfache gestiegen ist. Daß man bei solchen Ankäufen nicht immer blos das Interesse oder die Fürsorge für die unmündigen Indianer im Auge gehabt, geht unter Anderem auch aus einer Stelle eines Reports des Capitain Pope an das Kriegsdepartement hervor, worin der Ankauf der Ländereien der Sioux aus dem Grunde dringend empfohlen wird: „as they are yet entirely ignorant of the great value of their lands.“ (Report of an exploration of the Territory of Minesota. 1850. p. 9.)

*) Siehe Early Jesuits Mission in America by J. Kip. 1846. New-York.

seln herab, oder sind bis auf ein Schöpfchen über der Stirn kurz abgeschnitten; das kupferbraune Gesicht ist mit bizarren, unerklärbaren Figuren von rother, gelber, schwarzer oder grüner Farbe beklext.

Bei ihren rohen Begriffen von Schönheit scheinen sie gerade die gesichtsentstellendste Malerei für die gelungenste zu halten. Manche bemalen sich aus Geschmack oder Farbenmangel oft nur eine Seite des Gesichts, anderen scheint immer noch zu wenig Farbe auf ihrem Aeußern, und sie beschmieren sich sogar Ohren und Haare. Wie schon früher bemerkt, liegt weder der Wahl der Farbe, noch der Art der Bemalung irgend ein besonderes System zum Grunde; es ist eine Sitte, wie sie fast allen wilden Volksstämmen eigen ist, und von den Briten, Teutonen und Skandinaviern mit nicht weniger Vorliebe geübt wurde. Die Wilden glauben durch diese Anstriche dem Freunde anziehender, dem Feinde schrecklicher zu erscheinen.

Als Schminkstoff verwenden sie Ocker, Thon, Indigo oder irgend ein anderes Mineral des Landes *). Doch scheinen die Sioux-Indianer für die

*) Ein Jesuiten-Missionär, welcher viele Jahre unter den Indianern des Dakota-Stammes gelebt, meint, das Bemalen mit fettgemischten Farben sei ein wohlthätiger Schutz der Haut gegen die Rauhheit des Klima's, welcher der obdachlose Indianer nur zu oft schonungslos preisgegeben

rothe Farbe, so wie für horizontale und verticale Streifen über das Gesicht eine besondere Vorliebe zu haben; wenigstens sahen wir unter vielen hundert Dakota=Indianern die meisten in ähnlicher Weise bemalt. Hingegen bemerkten wir nicht einen einzigen, der sich auf sein kahles Gesicht einen Schnurrbart oder Backenbart hingemalt hätte. Es scheint, daß die europäische Bartmanie unter den wilden Bewohnern des amerikanischen Hinterwaldes wenig Nachahmer findet, und daß man selbst das dünnhaarigste Spitzbärtchen in die Acht erklären könnte, ohne ihren Nationalstolz zu kränken, oder ihre Eitelkeit zu verletzen.

Viele haben sogar die weißen Wolldecken (blankets), in die sie ihren halb nackten Körper hüllen, mit rother und grüner Farbe bemalt. Hier, wo ihrer Phantasie mehr Spielraum eingeräumt war, als auf den eckigen Knochenformen ihres fleischlosen Gesichtes, suchen sie die ganze Launenhaftigkeit ihres Geschmackes zu entwickeln, und malen eine rothe

---

ist. Dieser gelehrte Priester führte als eine Lichtseite des Gesichtbemalens den Umstand an, daß Indianer, welche diese Sitte üben, weit reinlicher sind und sich häufiger waschen, als ihre unbemalten Collegen, die zu ihnen im gleichen Verhältniß stehen, wie der Schornsteinfeger, der blos den Sonnabend für den gesetzlichen Rasir= und Waschtag hält, zum blanken Elegant des Tages.

oder schwarze Hand, eine Sonne oder andere zackige Figuren auf den wolligen Grund. Die rothe Hand bedeutet, daß der Träger von seinem Feinde verwundet worden ist, eine schwarze Hand, daß derselbe seinen Feind erschlagen hat.

Der Indianer beschränkt indeß seine Malerkunst nicht blos auf die Ausschmückung seines Gesichtes oder seiner Toilettstücke; wo immer der Armuth seiner Sprache ein Ausdruck mangelt, sucht er seine Gedanken bildlich zu versinnlichen. Die Pictographie spielt daher im wilden Leben der Indianer keine unbedeutende Rolle. Eltern malen die Gesichter ihrer Kinder zur Strafe schwarz; Feiglinge glauben sich durch eine Gesichtsverpinselung dem Teufel unkennbar zu machen, und betrachten sie als einen Schutz (medecine) gegen böse Geister.

Wenn eine Kriegstruppe (war-party) gegen den Feind in Kampf zieht, malt sie im Walde auf dem sanften Grund entrindeter Eichenstämme mit rother Farbe mehrere Canoes nebst der Anzahl der Kampfziehenden und dabei ein Thier, einen Hirsch, einen Fuchs u. s. w. als Emblem der Bande, gegen welche die Expedition gerichtet ist. Wenn diese Krieger vom Kampfe heimkehren, halten sie am selben Orte wieder an, senden Nachricht für einen entsprechenden triumphalen Empfang nach Hause, und erzählen am nämlichen oder an einem benachbarten Baume durch far-

bige Figuren ihre Abenteuer. Die Canoes sind jetzt mit dem vordern Theile gegen die Heimath gerichtet; die Anzahl der Getödteten wird durch schwarz gemalte scalps, die Zahl der Gefangenen durch eben so viele Weidenruthen, die jedoch dem Henkel eines Topfes weit ähnlicher sehen, dargestellt*). Und diese bemalten Eichenstämme bilden die einzigen Annalen dieser wilden Völkerschaften!

Die Toilette der Sioux-Indianer besteht in der Regel aus eng anliegenden Hosen von rothem Tuche, in einer leichten Fußbekleidung aus zusammengenähten Hirschhäutchen (mocassins), und aus einer weißen oder rothen Wolldecke, die sie nach Art eines spanischen Mantels über die Achsel geworfen tragen. In ihren Händen führen sie abwechselnd Bogen, Pfeile, Scalpmesser, Kriegskeule, Schießwaffe oder Friedenspfeife bei sich, wie sie gerade das Eine oder das Andere sich zu verschaffen wußten.

Der Stein zur Friedenspfeife wird nur in einem einzigen Steinbruche Minesota's (100 Meilen westlich von St. Paul) im sogenannten red pipe stone valley gefunden. Dieses Thal erstreckt sich von N.N.W. nach S.S.O. in Form einer Ellipse, und mißt ungefähr 3 Meilen in der Länge und $1/2$ Meile in

---

*) Caldwalder Coldon, History of the five nations. London 1747.

der Breite. Die Schichte, in der sich dieser heilig gehaltene Stein von blutrother Farbe und schieferartigem Ansehen (steatite) vorfindet, ist ½ Schuh breit. Die Indianer verstehen aus diesem pipe-stone, auch red serpentine genannt, sehr schöne Pfeifen zu bohren und zu schnitzen, und schätzen denselben schon deshalb so hoch, weil er ihre Lieblingsfarbe trägt und sehr geschmeidig in der Bearbeitung ist*).

Wenn die Sioux-Indianer einen Feind getödtet und scalpirt haben, tragen sie entweder einen Büschel von dessen Kopfhaaren am Hemde, oder eine Adler-Feder mit rothen Flecken, nach Frauenart durch's schwarze Haar gesteckt. Ist die Feder am obern Ende gespaltet, und sind die Enden derselben roth bemalt, so bezeichnet dies, daß dem Feinde die Gurgel durchgeschnitten wurde; schmale Schnitte in der Feder bedeuten, daß der Träger die dritte Person gewesen, welche den Körper des Getödteten berührte.

Trotzdem daß viele junge Dakota-Indianer in ihren bartlosen Gesichtern und durch ihre eigenthümliche Tracht und Haarfrisur ein mehr weibisches Aussehen haben, so gilt es bei ihnen doch als die größte Beschämung, für eine Frauensperson gehalten zu werden. So sahen wir einen jungen Indianer tief

*) J. N. Nicollet's Report on the Upper Missisippi river. 1841. p. 15.

darüber erröthen, daß wir ihn, durch seine sanften Züge und das Geflechte seiner langen Haare betrogen, für ein Mädchen ansahen.

Wenn die Dakota's mit Weißen in Berührung kommen, sind sie stets mißtrauisch und ängstlich; sie lassen niemals die Summe ihres Geldvorrathes wissen, den sie sorgfältig in ihren Haaren eingeflochten tragen, und wahrlich, ihr Mißtrauen ist durch die vielen betrügerischen Absichten der Weißen nur zu sehr begründet.

In einem Verkaufsladen in St. Paul sahen wir mehrere Indianerkleider als Curiositäten zum Verkauf aushängen, die vermuthlich ein indianisches Oberhaupt in einer Anwandlung von Geldnoth, von der indeß auch mancher europäische Trödelmarkt fürstliches Zeugniß giebt, mit allen ihren Ruhmeszierden dem Meistbietenden Preis gab. Es war eine mit blutrothen Glasperlen reich gestickte Hose aus Hirschhaut, an den Fersen mit schmucken Perlenquasten verziert.

Daneben hing ein Rock, ebenfalls von Hirschfell, in der Form eines Hemdes, mit Stickereien und Glasperlen von schwarzer, weißer und blauer Farbe, die theils die Form von Quadraten hatten, theils als schmale Streifen neben einander liefen. Aber den Hauptschmuck des Hemdes bildeten die scalps von sieben Chippewa-Indianern, deren fliegende Haar-

büschel grauenerregend über den Brusttheil des Kleides herabhingen. Der Kaufmann verlangte für dieses Häuptlingswamms nur 20 Dollars, ein Spottpreis für die vielen Todesseufzer, aus denen dieses indianische Prunkgewand zusammengestickt ist!

Wir wollen hier noch einige Mittheilungen über gewisse mystische Gebräuche dieses mystischen Volkes folgen lassen, wie solche uns während unseres Aufenthaltes unter den verschiedenen Indianer-Stämmen bekannt geworden sind.

Unter dem dürftigen Inventarium eines Indianer-Wigwam ist der Medicin-Sack von der größten Bedeutung. Der Indianer schreibt demselben übernatürliche Kräfte zu und betrachtet ihn als seinen Schutz und Leiter durch's Leben. Oft wird dieser Sack sogar angebetet, Feste werden seinetwillen gefeiert, Hunde und Pferde ihm zu Ehren geopfert, und wenn man denselben beleidigt glaubt, werden Tage und Wochen in Reue und Fasten zugebracht, um ihn wieder zu versöhnen.

Dieser Sack besteht aus der Haut irgend eines nach besonderer Vorschrift gewonnenen Thieres; gemeiniglich dienen Moschusratte, Biber, Otter, Wolf, Maus, Kröte, Sperling oder Schlange zu dessen Anfertigung.

Wenn ein Knabe 14 Jahre alt ist, wandert er nach einem einsamen Orte im Walde, wo er sich auf

den Boden wirft, und in dieser Lage, den großen Geist anbetend, zwei, drei und oft sogar vier Tage, ohne irgendwelche Nahrung zu sich zu nehmen, verbleibt. Gestattet sich derselbe endlich zu schlafen, so glaubt er, daß das erste Thier, von dem er träumt, dasjenige sei, welches ihm ein großer Geist für den erwähnten Zweck bezeichnet.

Der Knabe kehrt jetzt zurück zu seines Vaters Wigwam, nimmt Nahrung zu sich, und wandert hierauf wieder hinaus in die dunklen Wälder, um sich das erträumte Thier zu erjagen. — Sobald ihm dies gelungen, zieht er dem Thiere die Haut ab, bereitet und verziert diese nach seiner Phantasie, und führt diese Haut dann in der Form eines Sackes mit sich durch's Leben, als seine Stärke in der Schlacht, als seinen Trost und seinen Schutzgeist im Tode, der ihn hinführen soll nach den ewigen Jagdgründen. Der Indianer schätzt diesen vermeintlichen Talisman über Alles; er kann niemals verleitet werden, denselben zu verkaufen, und hat er das Unglück, ihn in einem Gefecht zu verlieren, so kann er selben nur durch den Medicinsack seines Freundes ersetzen, den er mit eigener Hand todtschlägt*). —

---

*) Indian tribes etc. By Reverend W. H. Brett. New-York 1852.

Was die religiösen Vorstellungen der Indianer betrifft, so kann man gerade nicht sagen, daß die amerikanischen Urbewohner keine Religion haben, denn sie glauben an einen guten und einen bösen Geist, sie können sich weder einen Wasserfall, noch einen Berg, noch einen Stein vorstellen, dem nicht irgend ein Geist innewohnte. Im Blitz und Donner machen sie sich eine Vorstellung von dessen Gewalt, im Wachsthum der Lebensmittel erblicken sie das Zeugniß seiner Güte. Dabei besitzen die Indianer viele Wundersagen und mystische Gebräuche und sind unendlich abergläubisch, und das allein beweist schon, daß sie eine Religion haben. Aber ihr Begriff von einem künftigen Leben beschränkt sich darauf, daß die Bösen zum ewigen Tragen von eisernen Ketten verurtheilt sein werden, während die Braven in ein Land gelangen, wo die Bäume beständig grün, die Jagdgründe immer thierreich, die Wasser immer fischgefüllt sind; wo die Sonne niemals untergeht, und das ganze Dasein einem nie endenden Feste der Freude und des Tanzes gleicht.

Die Ansichten der Indianer über die Entstehung der Erde, obschon im Ganzen höchst unklar, haben gleichwohl manche Aehnlichkeit mit der Darstellungsweise der katholischen Glaubenslehre, was kaum anders erklärt werden kann, als daß sich die wilden Indianer aus den Erzählungen der ersten Jesuiten-

Missionäre eine eigene, ihrem rohen Begriffsvermögen mehr einleuchtende Schöpfungssage zusammengestellt haben.

Wir geben diese Sage, wie sie uns an einem lieblichen Augustabend des Jahres 1852 in einem einsamen Indianer-Dorfe am Reissee im westlichen Canada von einem vertrauenswürdigen Methodisten-Missionär, auf einer Bank vor seiner Hausthür sitzend, mitgetheilt worden, und überlassen es der Stimmung des Lesers, sich über deren auffallende Aehnlichkeit mit der christlichen Legende in tiefere Speculationen zu verlieren.

Der große Geist, Kitchi-Manitou, war von Ewigkeit her. Nanni-boschou*) war aus der Umarmung des Westwindes mit einem sterblichen Weibe hervorgegangen, die jedoch letzterer bald nach der Geburt seines Sohnes von der Erde hinwegführte. Nanni-boschou hatte drei Brüder: den Ostwind, den Südwind und den Nordwind. Sein intimster Freund aber war ein Wolf, mit dem er die glücklichsten Stunden verlebte und durch ein engeres Band verbunden schien, als die Natur es schmiedet.

*) Dr. Whitney schreibt in seinem Report über den Obern See: Meni-bojou (vol. II. p. 125). Es kommt aber bei der Aussprache und Schreibweise solcher Indianerworte sehr viel darauf an, ob solche von Amerikanern, oder von canadischen Voyageurs gesprochen oder geschrieben werden.

Da geschah es, daß der Wolf mit dem König der Schlangen in Streit gerieth. Nach einem heftigen Kampfe tödtet der Schlangenfürst Freund Wolf, zieht ihm die Haut ab, und hängt sie ganz ungenirt vor seiner Residenz zum Trocknen auf. Nanni-boschou erblickt die gute Haut des getödteten Lieblings und vergißt über der Rache seinen Schmerz. Er nimmt die Haut seines Freundes, legt sie in die frühere Form, haucht ihr Leben ein, und macht den eben noch todten Gefährten wieder zu einem muntern Wolf. Dann aber nimmt er einen giftigen Pfeil und verwundet damit den Schlangenkönig. Dieser, nicht faul, spritzt aus Schmerz und Ingrimm so viel Wasser aus seinem giftigen Rachen, daß bald die ganze Erde überfluthet wird.

Nanni-boschou und sein Freund Wolf sind die einzigen humanen Wesen, die sich mit einer Anzahl von Thieren auf ein Holzfloß retten und darauf der Dinge harren, die da kommen werden. — Allmälig sendet Nanni-boschou Thiere aus, die schwimmen können, wie Bären, Biber u. s. w., um die Tiefe des Wassers zu untersuchen; aber kein einziges davon kommt wieder zurück. Endlich schickt derselbe eine Moschusratte aus, und diese bringt in ihren Klauen etwas Sand von der alten Erde mit.

Nanni-boschou nimmt die feuchten Sandkörner, bläst sie auf der flachen Hand durch seinen Odem

trocken und formt daraus ein neues Land. Es wächst auf seiner Handfläche, bis es endlich so groß wird wie der durch die rächende Fluth untergegangene Welttheil. Nun sendet Nanni-boschou abermals Thiere aus, zuletzt den Kolibri, und als dieser nicht wieder zurückkehrt, gilt ihm dies als ein Zeichen, daß das neue Land wieder jedem einzelnen Wesen der ausgeschickten Thierwelt Leben und Nahrung gewährt.

Die Großmutter Nanni-boschou's, die alte Atesokan, die in der ganzen Legende eine großartige Intriguenrolle spielt, war nach der hier nur bruchstückweise wiedergegebenen Indianersage bei der zweiten Erschaffung der Erde bereits so alt, daß anstatt der Haare Cedernbäume aus ihrem Kopfe wuchsen. Nanniboschou aber hatte sich seitdem mit seinem Freund Wolf und zwei Hunden am Norduf er des Lake superior, angeblich zwischen Cape Gargantua und Cape Choyge*), in einen Felsen von menschlicher Gestalt verwandelt, um daselbst in sitzender Stellung von seinem mühevollen Tagewerk auszuruhen. Und die Indianer aller Stämme, so oft sie in ihren Birkenkähnen an dieser verzauberten Stelle vorüberrudern, unterlassen nicht, auf den kahlen Felsen schlechten Tabak als Opfer zu streuen! —

*) Agassiz, Lake Superior. 1850. p. 56.

Ueber die Erschaffung und Bestimmung des Menschen herrscht unter den Indianerstämmen eine fast poetische Sage. Nach ihrem Glauben schuf der große Geist Kitchi-Manitou drei Menschen: den rothen, den weißen und den schwarzen. Hierauf ließ er eine Kiste mit Büchern, dann Jagdgeräthschaften und Ackerbauwerkzeuge herbeibringen und Jedem der Drei wählen, wodurch er seinen Lebensunterhalt finden wollte. Der Weiße wählte zuerst. Er zögerte lange zwischen Jagdrequisiten und Büchern, griff aber zuletzt doch nach den Büchern. Der Rothe packte hastig die Jagdutensilien. Und so blieb dem Schwarzen nichts übrig, als die Embleme des Ackerbaues, um für Beide zu arbeiten. —

Außer den Dakota's (auch Sioux, Nadouwessie's oder Puan's genannt) leben noch Chippewa- und Winnepago-Indianer in diesem Territorium. Doch betragen beide Stämme zusammen nur 7000 Seelen, und, auf einem Flächenraum von vielen tausend Meilen zerstreut, verschwinden sie in dem Wäldermeere von Minesota.

Und hier, wo wir von den Indianern der Vereinigten Staaten Abschied nehmen, um ihnen wohl erst nach Jahren auf unserer beabsichtigten Reise nach den Rocky-mountains wieder zu begegnen, sei uns noch gestattet, unsere Erfahrungen und Ansichten über den gegenwärtigen Zustand der rothen Race

und ihre muthmaßliche Zukunft offen und freimüthig auszusprechen.

Die Gesammtzahl der Indianer, welche dermalen noch auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten leben, beträgt nach dem letzten Census 388,299 Seelen*). — Mit jedem Jahre von der vorrückenden weißen Bevölkerung auf einen engern Raum zurückgedrängt, bewohnen dieselben meistens nur noch die Staaten westlich vom Mississippi und vom Golf von Mexiko, bis zum 44. Grad nördl. Breite. Nach dem 50. Breitegrad verschwinden sie fast gänzlich, und unter dem Polarkreise sind sie nur in seltener Ausnahme zu treffen**).

Während Ethnographen und Geschichtsforscher im officiellen Auftrage eifrig bemüht sind, die Abkunft der amerikanischen Urbewohner auf historischer und archäologischer Spur zu verfolgen, und dieselben bald als eine besondere Menschenrace darstellen, bald in

*) Ultimate consolidates tables of the Indian population of the United-States. Office of the Indian Affairs. Washington 1850. — Nach den uns durch die Güte des geehrten Marine-Capitain Lefroy in Toronto im westlichen Canada mitgetheilten Tabellen beläuft sich die Gesammtzahl der Indianer, welche gegenwärtig noch in den britischen Besitzungen wohnen, auf 61,410 Seelen.

**) Drake, Diseases of the valley of the Missisippi. 1850. p. 638.

ihnen einen der verloren gegangenen zehn Stämme Israels wiederfinden*), und bald dieselben im 9. Jahr-

*) James Adair, History of the american Indians. London 1775. — Boudinot, Star in the West, On identity of the Hebrew and Indian language, customs, sacrifices, superstitions, etc. Burlington, New-Jersey 1850. — Missionäre aller Denominationen wurden durch verschiedene Aehnlichkeiten in Sprachconstruction, Mythologie, Sitten, Gastfreundschaft ꝛc. zu der Ansicht veranlaßt, die Indianer seien einer der verlorenen Stämme Israels. — Bei Todesfällen zerraufen sich die Indianer, gleich den Juden, die Haare, fasten, heulen, schreien Tage lang, und verwunden sich am Körper, am Fuß oder am Arm, in der Ueberzeugung, so lange die Wunde schmerzt, den Todten desto sicherer nicht zu vergessen. — Wenn eine Indianerin in den Zustand der Reinigung kommt, wird sogleich das Feuer vor ihrem Wigwam ausgelöscht; kein Indianer würde sich dabei mehr seine Pfeife anzünden, oder seine frostigen Glieder daran wärmen. Sie muß sich absondern, ein besonderes Wigwam beziehen, Speisen und sonstige Bedürfnisse werden ihr gereicht, und während der ganzen Dauer dieses Zustandes darf die Indianerin weder mit ihrem Manne noch mit ihrer Familie verkehren. Der Aberglaube der Indianer geht in dieser Beziehung so weit, daß dieselben sogar einem Pferde den Tod verkünden, das eine Frau unter gewissen Umständen reitet. Ein Pelzhändler in Minesota erzählte uns, daß er einmal, trotz allem Warnerufen der Indianer, der Tochter eines Häuptlings sein eigenes Pferd angeboten, die sich in einem solchen leidenden Zustande nur mühsam hinter der wandernden Indianerhorde nachschleppte. Das Pferd starb wirklich, wenige Tage nachdem es die Tochter

hundert von den Nordküsten Asiens einwandern lassen*), vernachlässigt man vielfach das Schicksal der lebenden Indianer-Generation und unterläßt die praktische Ausführung jener Mittel, welche Humanität und Christenthum zu deren Civilisation an die Hand geben.

Zwar ist es dem unermüdlichen Eifer katholischer

---

des Häuptlings geritten hatte; es bleibt aber sehr in Frage gestellt, ob nicht die schlauen Indianer zur Bekräftigung ihrer Vorhersage dem Pferde irgend ein drastischer wirkendes Gift beigebracht haben. — Unter den Indianerfrauen ist Waschen und Baden, wie bei den Töchtern Israels, selbst im Winter in so häufigem Gebrauch, daß eine jede einzelne Squaw als eine Jüngerin Prießnitz's betrachtet werden kann. — Fasten — wir meinen das freiwillige — ist gleichfalls eine oft geübte Sitte, namentlich um zu träumen, oder am Vorabend großer Feste, wie das Erntefest oder das Mondfest, das manche Indianerstämme bei jedesmaliger Veränderung des Mondes feiern.

*) Vergleiche Bradford's American Antiquities, p. 311, 312. — Schoolcraft, History of the Indian tribes of the United States. Vol. I. p. 26. — Theory of winds, currents and temperature in the latitudes applied to the early migration to America. By Lieutenant Maury, from the American Nautical Observatory in Washington, 1850. — Mission de l'Oregon et voyages aux Montagnes rocheuses, etc. par le père de Smet, de la société de Jésus. Gand, 1848. — Antiquitates Americanae, sive scriptores septentrionales Rerum ante-Columbianarum in America. Hafniae, 1837.

Missionäre und Methodistenprediger, unterstützt von dem lebhaften Sinn des Indianers für alles Wunderbare und Geheimnißvolle, gelungen, ihren Religionslehren zahlreiche Proselyten zuzuführen; aber nur in seltenen Fällen ist solches Bekehrungswerk von einem tiefern Einfluß auf Familie und Lebensgewohnheiten begleitet gewesen.

Ueberall sehen wir den bekehrten Indianer bleich und traurig an der Hand seiner neuen Religion dahinsiechen, und in unserer Bewunderung über die Erfolge dieser christlichen Apostel mischt sich das Bedauern, daß die fromme Hingebung aufopfernder Missionäre bisher von der humanen Sorge der Gesellschaft so wenig Unterstützung fand.

Der sittliche und intellectuelle Zustand der Indianer ist nicht erfreulicher. Fast auf dem ganzen weiten amerikanischen Continent sehen wir diese einst so ansehnlichen Völkerschaften in Verfall und Auflösung begriffen,*) und es darf uns die apathisch-dumpfe Stimmung des Indianers wahrlich nicht

*) „Allarming course of depopulation," ist der Ausdruck Schoolcraft's in seinem großen Werke über die Indianer Nordamerika's, vol. I. p. 437. Von diesem Verfalle machen allerdings die Cherokesen im Indianer-Territorium eine erfreuliche, aber auch fast die einzige Ausnahme. Nur wenige von denselben sind mehr Vollblut-Indianer, und die ganze, weltbekannte Häuptlingsfamilie Roß ist von väter-

wundern, wenn wir seine frühere unbeschränkte Herrschaft über einen ganzen Welttheil mit seiner dermaligen traurigen Verkommenheit vergleichen.

In keiner Hinsicht erscheint der Indianer seinem aufgedrungenen Nachfolger, dem Amerikaner, ebenbürtig; — er steht außer dem allgemeinen Gesetze, außerhalb der Gesellschaft. Wohl darf derselbe in jüngster Zeit gegen einen Whisky-Verkäufer als Zeuge auftreten, aber gegen die vielen anderen Unbilden, die ihm sonst von Weißen zugefügt werden, ist er durch nichts geschützt und bewahrt. Von den Jagdgründen seiner Väter vertrieben, in ein fremdes Gebiet von ganz verschiedenen klimatischen Verhältnissen gedrängt, unwissend, mißtrauisch, stolz, die Arbeit als eine Erniedrigung ansehend, und nichts hochachtend als Tapferkeit im Kriege, Erfolg auf der Jagd und Beredtsamkeit im Rathe, kann er sich in seiner modernen Stellung nur schwer von dem harten Schlage erholen, den die Axt der Civilisation den schönen segenreichen Urwäldern seiner Kindheit beigebracht, und lebt ein trauriges, unerquickliches Dasein.*)

---

licher Seite von kaukasischer Abstammung. — Zugleich erscheint dieser Indianerstamm durch seine eigene Regierung und die Stabilität seines Wohnsitzes besonders begünstigt.

*) Official Report of the Commissioner of Indian Affairs. Washington, Nov. 27. 1850.

Die Sterblichkeit ist unter den Indianern bedeutender, als unter irgend einem andern Volksstamme der amerikanischen Union. Sie beträgt durchschnittlich im Jahre mehr als 5 Procent. Die meisten Indianer sterben an Abzehrung, Scropheln und Fieberkrankheiten.*) Unter den 191 verschiedenen Indianerstämmen, welche Dr. Drake in seiner so verdienstvollen Indian biography aufführt, ist kein einziger in Zunahme begriffen, mehrere sind seitdem ganz ausgestorben, die meisten haben sich wesentlich an Zahl vermindert,**) und die überlebenden haben weder an Intelligenz noch an Arbeitslust gewonnen.

Von allen Vollblut-Indianern und bejahrteren Mestizen (half-breeds) verstand nicht ein einziger weiter als bis 10 zu zählen; eben so wenig wußten

*) Heirathen zwischen Blutsverwandten, wie solche unter Indianern so häufig vorkommen, mögen gleichfalls wesentlich zur Degeneration der Race beitragen. Zwar hat ein größerer Theil der jüngern Generation europäische Väter, doch braucht es länger, als man glaubt, bis, wie Hauff sich ausdrückt, die weiße Farbe die rothe auffrißt.

**) Ein hochangesehener Bürger von Minesota, Herr Rice, der seit 20 Jahren mit den Indianern in Verkehr steht, bestätigte uns durch eigene Anschauung diesen Verfall. So sind z. B. die Wennebagoe's, welche im Jahre 1836 noch über 8000 Seelen zählten, gegenwärtig auf 1500 Seelen zusammengeschmolzen. Eine ähnliche Abnahme wird unter den Sioux- und Chippewa-Indianern wahrgenommen.

sie ihr eigenes Alter, oder das ihrer Kinder anzugeben. Schoolcraft in seiner Reise nach den Quellen des Missisippi findet die Indianer im Herbste 1832 noch in derselben geistigen Kindheit, in der sich dieselben bei der Ankunft der Franzosen am Strome des heiligen Laurentius im Jahre 1532 befanden, und der berühmte Reisende Schomburgh entwirft von dieser unglücklichen Menschenrace ein nicht tröstlicheres Bild: „Their forlorn situation engages all our sympathies, their present history is the finale of a tragical drama, a whole race of men is wasting away!"*)

Das Vorhergehende scheint zwar wie eine ungerechte Anklage zu klingen, wenn man die großen Summen daneben hört, welche die amerikanische Regierung alljährlich den verschiedenen Indianerstämmen als Entschädigung oder Annuität für abgekaufte Ländereien bezahlen läßt. Allein diese Geldsummen, so groß dieselben auch sein mögen, werden mehr zum Verderben als zum Frommen für die Indianer ver-

---

*) Shomburgh's Guiana, p. 51. Der französische Reisende Nicollet, der einmal von einem Indianerhäuptling Minesota's um die muthmaßliche Ursache ihres Verfalles (degeneracy) befragt wurde, schreibt: „My answer was as afflicting to them, as it would be useless to modern policy and modern christianity. (Notices of the Natural caves in the Sioux Country.)

ausgabt. Herumziehende Krämer und wucherische Handelsagenten ziehen mehr Nutzen davon, als die unmündigen, geldunkundigen Söhne der Wildniß, für deren Besserbefinden dieselben bestimmt sind.

Die Regierung mag hierbei die edelste, humanste Absicht haben, dieselbe wird aber nicht erreicht, sie wird vereitelt durch den Egoismus und die Habsucht, welche zwar mehr oder weniger jedem Menschen innewohnen, jedoch in ganz besonderem Maße der handeltreibenden Classe eigen zu sein scheinen.

Nachdem wir in flüchtigen Umrissen den dermaligen Zustand der früheren Könige des amerikanischen Continents geschildert, wie wir ihn während unseren Wanderungen durch die Urwälder Wisconsins und Minesota's, jenen classischen Boden der Indianergeschichte, kennen gelernt, wollen wir auf einige Mittel hinzuweisen versuchen, um den Forderungen der Humanität und dem Appell der unterjochten und verdrängten Indianer an das Herz der Gesellschaft, würdiger als bisher, Rechnung zu tragen.

Vor Allem wirft sich uns die Frage auf: Sind die Indianer überhaupt civilisationsfähig? Oder gehören sie vielleicht zu jenen dunklen Nationen, die von der Vorsehung verurtheilt scheinen, nach bestimmten Zeitläuften wieder von der Erde zu verschwinden, gleich gewissen animalischen Erdbewohnern geologischer Perioden, welche, nachdem sie einen bestimm-

ten Naturzweck erfüllt hatten, wieder verschwanden, um wohlgebildeteren Formen, Geschöpfen mit edlerer Organisation und höherem Lebenszweck Platz zu machen?

Nach den bisherigen Erfahrungen scheint der Indianer vollkommen fähig, durch die Hand der Humanität und des Christenthums auf eine höhere Culturstufe gehoben zu werden, wenn gleich dies unter den obwaltenden Umständen nur in weiser Allmäligkeit und mit jener theilnehmenden Sorgfalt geschehen kann, wie wir sie einem Kinde oder Kranken in Spitälern und Irrenasylen angedeihen lassen.

Wenn der Indianer sich gegenwärtig nach so vieljährigem Verkehr mit den Weißen noch in einem so minorennen, verwilderten Zustande befindet, so darf dies nicht seinem persönlichen Mangel an Fähigkeiten, es muß ausschließlich dem sträflichen Beginnen jener rohen, ehrlosen Subjecte zur Last gelegt werden, welche das verführerische Gift der Unmäßigkeit und Leidenschaft in sein friedliches Waldasyl trugen, und seine Einfalt und Unwissenheit auf die empörendste Weise zu ihrem Vortheile auszubeuten suchten. Der Indianer, als er noch der Alleinbeherrscher von Wald und Fluß war, und den Weißen nur aus der Mythe kannte, war nüchtern und sittlich; er hatte nur eine Leidenschaft: den Fischfang und die Jagd. Sein Verkehr mit den Weißen hat ihn entsittlicht und ver-

thiert, und die gegen ihn begangenen Verbrechen haben ihn mißtrauisch, schlau und rachsüchtig gemacht.

Wenn wir daher den Indianer und seine geistigen und moralischen Fähigkeiten gerecht beurtheilen wollen, so müssen wir diesen interessanten Typus dort studiren, wo er noch am wenigsten und seltensten mit weißen Händlerseelen in Berührung gekommen ist.

Der Grundcharakter der amerikanischen Urrace, wie wir ihn aus eigener Anschauung und belehrenden Mittheilungen kennen gelernt, läßt sich in folgenden Hauptzügen zusammenfassen:

1. Eine wunderbare Schärfe der Sinne des Gesichts, des Gehörs und des Geruchs. Indianer, mit denen wir reisten, sahen oft Vögel in einer Entfernung, in der wir selbst mit bewaffnetem Auge nur schwer im Stande waren, einen Gegenstand wahrzunehmen. Desgleichen entgeht ihrem Ohr nicht der leiseste Laut im Walde, und in einem Geräusche, das wir für Blätterfall hielten, erkannten sie sogleich die flüchtige Bewegung irgend eines Thieres, und wußten es immer ganz deutlich zu beschreiben. Die Schärfung dieser drei Sinne macht den Indianer zu einem gründlichen Beobachter aller Naturerscheinungen, zu einem vortrefflichen Kenner aller Gewohnheiten, Neigungen und Lebensweisen sowohl der vierfüßigen Waldbewohner, von deren wilder Jagd er

seinen Unterhalt gewinnt, als auch der Schlangen, Vögel und Insecten. Dabei hat er eine umfassende Kenntniß von allen Gattungen officineller und Giftpflanzen. Nebst seiner genauen Beobachtung des Naturlebens besitzt er auch die Gabe der Beredtsamkeit, von der er aber nur bei besonderen Anläßen, im Rathe, im Kriege, bei Festen, dann aber in glänzendster Entfaltung Gebrauch macht.

2. Der Indianer besitzt eine unbegrenzte Liebe für Freiheit und Unabhängigkeit; daher werden alle Civilisationsversuche fehlschlagen, welche darauf berechnet sind, die freiheitdürstende Indianerseele in die enge Zwangsjacke unsrer Hypercultur hineinzupressen. Der lustige Waldsänger, wenn wir ihn in einen engen Käfig sperren, verstummt, zehrt sich ab und stirbt.

3. So unpünktlich und unverläßlich der Indianer in seinem Verkehr mit Weißen ist, eine eben so große Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue besitzt derselbe gegen seine Familie und Seinesgleichen. Wenn z. B. ein Sohn sich vom Wigwam seiner Familie entfernt, um in den Kampf, auf die Jagd oder den Fischfang zu ziehen, so läßt er gemeiniglich der trauernden Mutter eine Schnur mit eben so vielen Knoten zurück, als er Tage auszubleiben gedenkt. Das besorgte Mutterherz entknüpft nun jeden Morgen einen Knoten, und sie mag darauf rechnen, daß der Abwesende genau an dem Tage wieder eintrifft, an

welchem sie an der Schnur die letzte Knüpfung löst. Dr. Brett erzählt in seiner vortrefflichen Schrift über die Indianer Guiana's, wie er einmal ein altes Elternpaar gesehen, deren Augen mit großer Kümmerniß auf die noch unentknüpften Stellen einer Schnur gerichtet waren, welche ihr einziger Sohn beim Scheiden als Pfand seiner Wiederkehr zurückgelassen.

4. Alle Indianerstämme beobachten die zuvorkommendste Gastfreundschaft. Sie reichen dem Fremden das Beste, oft das Einzige, was sie besitzen. Mit dieser patriarchalischen Sitte steht ihre große Vorliebe für gegenseitiges Besuchen in Verbindung. Man rechnet, daß jeder Indianer dreimal im Jahre auf Besuch bei entfernten Freunden abwesend ist. Ein Vortheil dieser Sitte ist, daß sie die vertraulichsten Beziehungen zu einander unterhalten, und ausgebreitete Kenntnisse des Landes erlangen. Wir erinnern uns, einmal mit zwei Chippewa-Indianern eine mehrwöchentliche Canoefahrt gemacht zu haben, die, als wir sie an einem Orte, wo der Dampfschiffsverkehr begann, ausbezahlten, anstatt nach Hause zu kehren, den Canoe auf das Dampfboot aufluden, und noch einige 20 Meilen mit uns weiter reisten, um gute Freunde in einem Indianerdorfe an den Ufern des Otanabec zu besuchen. Von dem erworbenen Gelde gaben sie einen ziemlich großen Theil für Geschenke an die zu besuchenden Verwandten

aus, vergaßen indeß auch nicht ihre eigenen squaws, für die sie Tücher und Stricknadeln angekauft hatten.

5. Die geselligen Eigenschaften der rothen Race beschränken sich auf Singen und Tanzen. Es giebt kein Fest, bei dem nicht Tanz und Sang eine Hauptrolle spielte. Selbst in die ernstesten Anlässe hinein verliert sich das wilde Getöse der Schnarre (rattle) und der dumpfe Ton des Tambourets.

6. Die Schattenseiten des Indianers bestehen in einer Trägheit und Apathie, die sich namentlich dann manifestiren, sobald derselbe sich irgend einer bürgerlichen Beschäftigung widmen soll. Im Canoe am Fluß und mit der Flinte auf der Jagd ist er ein gar flinker, geschmeidiger Geselle. Seine Zaghaftigkeit, Unentschlossenheit und düstere Schweigsamkeit mögen wohl von seiner schwachen Intelligenz und seinem häufigen einsamen Waldleben herrühren.

Trunkenheit und Rachsucht, welche unter den Indianerstämmen in dem Maße überhand nehmen, als diese mit den Weißen in Berührung kommen, können nicht als Grundeigenschaften des Indianercharakters aufgeführt, und eben so wenig demselben die Verbrechen angeschuldigt werden, welche aus diesem thierischen Hange entspringen. Sobald der Indianer von dem betäubenden Gifte gekostet, durch dessen Genuß gewissenlose Pelzhändler ihn verkaufswilliger zu machen pflegen, weiß er sich nicht mehr zu be-

herrschen, und versinkt in seiner Unmäßigkeit in die Brutalität des Thierlebens. Er wird gehässig, zanksüchtig, raubgierig, mordlustig, und kommt er endlich aus einem Zustande der Bewußtlosigkeit wieder zur Besinnung, so erfaßt seine stolze Seele das Gefühl der Rache gegen die weißen Verführer, welche ihn in diesen moralischen Abgrund gestürzt.

Wenn wir die einzeln aufgeführten Charaktereigenthümlichkeiten des amerikanischen Urbewohners als ein Ganzes betrachten, so dürfte sich für jeden Denker das Resultat ergeben, daß im Indianer, so gut wie in jeder andern Menschenseele, der edle Keim zu einer bestimmten geistigen Entwickelung ruht, und daß es nur auf die uneigennützige und kluge Führung der ihm überlegenen weißen Race ankommt, um auch aus dem Indianer ein nützliches Glied der großen Völkerfamilie zu machen.

Der Indianer muß vor Allem aufgenommen werden in den großen Gesellschaftsbund der amerikanischen Union. Er, der einstige Alleinbeherrscher des Bodens, muß wenigstens berechtigter Mitbürger der Republik werden, und allen Segen und allen Schutz der amerikanischen Gesetze gleich seinen weißen Brüdern genießen. Ein gewisses engherziges Spießbürgerthum, das sich leider auch schon in Amerika breit zu machen anfängt, wird bei diesem Vorschlage allerdings Zeter schreien, und sich darüber entrüstet stel-

len, daß ein wilder Rothhäuter ihr Mitbürger werden, und alle Rechte der Civilisation mit genießen soll. Ist denn nicht auch ein Gefangener, ein Betrüger, ein Bankerottirer, ein Stummer, ein Tauber, ein Wahnsinniger euer Mitbürger? Soll nicht die Gesellschaft durch die mannichfachsten Mittel bemüht sein, alle körperlich und sittlich Bresthaften in jene Lage zurückzuversetzen, in welcher sie der Gemeinde noch einmal nützlich und zur Ausübung ihrer Rechte wieder befähigt werden?

Wir wollen den Indianer nicht anders behandelt wissen, als den schlichtesten amerikanischen Bürger; wir wollen keine andere Sorge für ihn verwendet haben, als die Gesellschaft einer Waise, einem Kranken, oder jenen Individuen angedeihen läßt, deren schwache intellectuelle Entwickelung sie unfähig macht, für sich selbst zu sorgen und ihre eigenen Angelegenheiten zu verwalten.

Es versteht sich von selbst, daß ein so schroffer Zustandswechsel, wie der Uebergang vom rauhen Wildnißstreifen zum feinen Culturleben, wohlberechnete Beschränkungen in der Ausübung der Rechte sowohl, als in der Erfüllung der Pflichten mit sich führen muß, so wie die gewöhnliche Berufsschablone, mit der man oft im bürgerlichen Leben so leichtsinnig die fernste Zukunft eines Individuums fixirt, auf den Indianer keine Anwendung finden darf.

Der Versuch müßte in seiner Wiege mißglücken, wollte man die Civilisirung der Indianer durch andere Mittel bewerkstelligen, als durch Ackerbau und agricole Beschäftigung.

Sehen wir nicht, wie schwer es selbst einem mitbürgerlichen Farmer wird, wenn ihn Umstände oft zwingen, seine luftige Arbeit in der freien Natur mit einer sitzenden Beschäftigung in der dumpfen Werkstätte zu vertauschen? Und der Indianer, der Sohn der Wälder, sollte mit einem Male seine Flinte bei Seite legen, seine wilden Jagdgründe verlassen, um mitten unter buckelig gesessenen Gesellen in einer schwülen Handwerksstube — mit Nadel und Zwirn Platz zu nehmen!

Der Staat, d. i. die Gesellschaft, muß Ackerbau-Colonien gründen, Landwirthschaftsschulen errichten, in welchen der Erwachsene wie der Minorenne in allen Zweigen der Agricultur Unterricht findet; sie muß Missionäre und Lehrer aussenden, und sich nach allen Seiten hin als der Freund, der Erzieher und Wohlthäter des unmündigen Rothhäuters erweisen.

Wenn der Indianer nicht mehr wie gegenwärtig fast jedes Jahr von dem Orte vertrieben wird, an dem er sich kaum erst seßhaft gemacht, wenn er nicht mehr der Speculationssucht gemeiner Traficanten preisgegeben, sondern als Colonist unter einer sittlichen, arbeitenden weißen Bevölkerung lebt, den Se-

gen seines Fleißes unter der Aufsicht und dem Schutze der Gesetze genießt, und seine Kinder durch Unterricht und Erziehung gedeihen sieht, dann dürfte, noch ehe ein Jahrzehend verschwindet, eine wohlthätige Veränderung mit ihm vorgehen, und der Indianer nicht mehr wie jetzt als die Schmach der Gesellschaft, der pauper Amerika's, sondern als der wiedergefundene Bruder einer christlichen Nation erscheinen.

Seine Kinder, noch fügsamer und empfänglicher, und frühzeitiger als er über den heilsamen Einfluß der Civilisation und ihrer großen Segnungen belehrt, werden bereits eine Stufe in der Cultur weiter steigen, und eine spätere Generation endlich mit allen Ansprüchen und Rechten freier, sich selbst bestimmender Bürger in der großen Brudergemeinde sich auflösen! —

Wohl dürfte anfänglich ein Theil der Indianer dem „Wach-auf-Ruf" der Civilisation nicht folgen, und die human gebotene Helferhand mit wildem Trotz zurückweisen, und das darf uns um so weniger überraschen, als es doch selbst in dem civilisirten Europa eine gewisse Partei giebt, welche dem Vorwärtsschrei der Zeit mit dreister Stirn Auge und Ohr verschließt. Dieser Theil wird aber sicher der geringere sein, und die Civilisation hat eine eben so heilige Befugniß, denselben zu bezwingen, als wie ihr das Recht zusteht, den Aufruhr einer Umsturzpartei zu

unterdrücken, oder die Anmaßungen einer fortschritt-feindlichen Reaction zu bekämpfen.

Wird aber die amerikanische Gesellschaft in ihrer unheimlichen, hastig wilden Dollarjagd kalt und theilnahmlos den Indianer seinem Schicksal überlassen, wird das Getümmel des lauten Marktes die agonistischen Klagetöne aus den Urwäldern des Westens übertäuben, dann dürfte allerdings bald die dumpfe Todesglocke einer ganzen Nation zu Grabe läuten. Dann mag man schon jetzt, ohne Prophet zu sein, den Tag bezeichnen, an welchem die amerikanische Urrace aus den Vereinigten Staaten verschwunden sein wird! Aber das Geistige an ihr wird nicht verschwinden! ihre Sprache, ihre Sagen, ihre Traditionen werden bleiben; die Namen von hundert Flüssen und Städten tragen ewige Spuren ihres indianischen Ursprungs, und eine humanere Nachwelt wird den Namen eines gefallenen und untergegangenen Volkes vielleicht mit größerer Pietät nennen, als den seiner siegenden Unterdrücker!

S.

XXVI.

Von St. Paul nach den Bleibergwerken von Galena.

Am 8. October Mittags verließen wir mit dem Postdampfer Nominee, Capitän Smith, die Hauptstadt Minesota's, noch am Verdeck den erworbenen Freunden Scheidegrüße zuflaggend, und die wärmsten Wünsche für das glückliche Gedeihen dieser schönen Ansiedelung nachsendend. Wir erachten es für eine angenehme Pflicht, Herrn Dr. Mann hiermit öffentlich unsern Dank zu zollen für das warme Interesse, mit welchem derselbe unsere Reisezwecke zu fördern bemüht war. Wir sind diesem geschätzten Freunde für die zahlreichen interessanten Documente und statistischen Notizen verpflichtet, deren Veröffentlichung jedoch des gemessenen Raumes wegen unserem spätern Geschichtswerke vorbehalten bleiben muß.

Auf dem Dampfschiffe trafen wir eine schwedische

Familie, welche nach einem Dorfe, 50 Meilen stromabwärts, übersiedelte. Kein einziges Glied der Familie kannte eine andere Sprache als ihre selten verstandenen Mutterlaute. Alles an ihnen hatte noch ein heimathliches Ansehen, bis auf die alten, fleischrothen, buntbemalten Gepäckskisten mit abgenutzter Jahreszahl, die, aus ihrem staubigen Schlafe in Schweden gerüttelt, die ganze lange Reise nach der neuen Heimath mitmachen mußten. In neuerer Zeit ist die Einwanderung aus Schweden außerordentlich zahlreich; es scheint aber mehr die materielle Noth, als politischer Unmuth zu sein, welche die braven Leute zum Auszug aus Schweden veranlaßt.

Das Schiff, auf dem wir uns befinden, genießt eine doppelte Berühmtheit: erstens ist es ein sogenanntes temperance boat, auf welchem sowohl alle Arten Spiele, als auch der Verkauf geistiger Getränke strengstens untersagt ist, und zweitens reist der Capitän niemals an Sonntagen. Trifft es sich also, daß derselbe während der Reise am Fluß vom Sabbath überrascht wird, so zieht Capitän Smith, der Bibelstrenge, vor, zum großen Verlust für die Actionäre und noch größern Aerger für die ihr Ziel ersehnenden Passagiere auf dem nächstbesten Punkte anzuhalten, und die Fahrt über den Sonntag einzustellen, anstatt durch eine Weiterreise die Heiligkeit des Sabbaths zu brechen.

Wohl jeder Gebildete muß mit dem Verbote von Hazardspielen und der Beschränkung des Liqueur-Verkaufs vollkommen einverstanden sein. Es wird dadurch viel Unsittlichkeit und viel Unglück verhütet; die Schiffsmannschaft ist stets nüchtern, und Maschinist und Steuermann haben immer einen klaren Kopf. Nur sollte dieses Mäßigkeitsgebot nicht selbst wieder in unmäßige Strenge ausarten. Das trübe, kalkreiche Mississippiwasser erfordert zuweilen für magenschwache Reisende eine dringende Aufbesserung durch einige Tropfen Wein oder Cognac; das ist nicht blos Geschmackssache, das ist Gesundheitsbedingung. Man wird aber umsonst in allen Dampfschiffsräumen auch nur das geringste Quantum geistigen Getränkes suchen.

Die Nominee hat 2 Maschinen, jede von 50 Pferdekraft, ist 150′ lang und 27′ breit, und zieht 28 Zoll Wasser. Der Holzverbrauch des Schiffs während der Reise von St. Paul nach Galena (300 Meilen) beträgt durchschnittlich 50 Quart. Ein Quart ist 8′ hoch, 4′ breit, 4′ lang und kostet 1½ Dollars. Die am meisten gebrannten Holzgattungen sind Pappeln, das sogenannte Cotton wood (populus monilifera), dann Eichen und Eschen.

Da der Mississippi unterhalb St. Paul bereits die ansehnliche Breite von ½ Meile besitzt, hingegen durchschnittlich kaum über 5′ tief ist, und zahlreiche

Sandstellen nur leicht bespült, so werden, um die Last besser zu vertheilen und den Tiefgang des Dampfers zu vermindern, Fracht und Holzvorrath auf zwei besondere Flachboote geladen, und diese an beiden Seiten des Hauptschiffes angehängt. Bei einem etwaigen Unfall können dieselben leicht losgetrennt und durch diese Gewichterleichterung der Dampfer wieder rascher flott gemacht werden. Diese Trennung des Holzvorrathes vom Hauptschiffe hat auch noch den großen Vortheil, daß man, wenn derselbe erschöpft ist, das geleerte Flachboot mit einem andern bereits beladenen ohne Zeitverlust umwechseln kann, da man unterwegs viele antrifft.

Die Ufer des Missisippi erheben sich zu beiden Seiten bis zu einer Höhe von 150 Fuß, und erscheinen bald als grüne Hügel mit Eschen, Ulmen, Pappeln reich bewaldet, bald als Bluffs, deren schroffer, sandiger Charakter dem ganzen Strombett einen so bezeichnenden Stempel aufdrückt.

Am östlichen Ufer fuhren wir an einer Presbyterianischen Mission (Little Crow oder Caposia) vorbei, in deren Ansiedelung eine große Anzahl Sioux-Indianer, weniger aus Religionseifer, als aus Kälte und Nahrungsmangel, die rauhen Wintermonate zuzubringen pflegen. Es mochten bereits 150 Sioux-Indianer versammelt gewesen sein.

Auf den Hügeln sahen wir 4 bis 5 Todte, in Bir-

kenrinde wohl verwahrt, in horizontaler Lage zwischen vier gekreuzten Stäben hängen. Nach der Meinung der Sioux lastet nämlich die Erde zu schwer auf dem freien Indianer, und so bleiben ihre Todten gewöhnlich so lange in der freien Atmosphäre ausgesetzt, bis der Leichnam verwest und, nach ihrem Glauben, der Geist nach schöneren Jagdgründen hingezogen ist. Zugleich geschieht dies auch, um den geliebten Todten noch länger und näher um sich zu haben. Vielfach hörten wir die Indianer ihre Verwunderung ausdrücken, daß sich die gefühlvollen Weißen so leicht von ihren theuersten Todten trennen, und sie so schnell der kalten Erde überantworten. Die Indianer lassen die Stäbe, zwischen denen der Birkenrinden-Sarg bis zur Verwesung der Leichen schwebt, in der Erde stehen, und feiern, so oft sie vorüberziehen, Erinnerungsfeste.

Der vielgereiste Vater de Smet erzählte uns von einem Häuptling der Sioux, welcher sein Mäßigkeitsgelübde brach und seitdem immer böse Gespenster um sich herumschwärmen sah. Eine Pistole, die derselbe seit jenem Mäßigkeitsbruch bei sich trug, entlud sich einmal unversehens während seiner einsamen Waldwanderung und tödtete ihn. Vater de Smet, welcher sich in der Nähe des Ortes befand, wo sich dieser Todesfall zutrug, ließ den Leichnam herbeischaffen und begrub denselben in einem Sarge mit

allen jenen Ceremonien, mit welchen die katholische Kirche selbst den Tod minder unheimlich zu machen und zu poetisiren versteht.

Als die Sioux von diesem Ereigniß hörten, kamen sie, 200 an der Zahl, herbeigezogen, dankten dem humanen Jesuitenpater für die würdige Beerdigung ihres vielgeliebten Chefs, und baten ihn, den Leichnam mit sich zurücknehmen zu dürfen, was ihnen auch bereitwilligst gestattet wurde.

Sie gruben den Leichnam mit aller Sorgfalt aus der Erde, legten denselben auf frische Reisige, und nun kamen Freunde und Verwandte herbei und erzählten auf die ergreifendste Weise dem kalten Todten von seiner Familie, seinen Kindern, seinen Verhältnissen, seinen Lieblingsthieren, gerade als ob derselbe noch am Leben gewesen wäre. Hierauf spannten sie ihre nackten Arme aus, und brachten sich mit einem Messer zahlreiche Wunden bei. Sie sagten, es geschehe dies, weil sie den Verstorbenen so innig liebten, und weil sie um so länger und sicherer seiner dächten, je schmerzlicher und langwieriger die Heilung der Wunden vor sich ginge.

In den Nachmittagsstunden passirten wir Point Douglas, eine junge Ansiedelung am Ausflusse des La Croix-Sees in den Mississippi. Gegenüber erhebt sich in gleich freundlicher Lage Prescott, das

ebenfalls schon mehrere hundert Einwohner zählt, und in frischem Aufblühen begriffen ist.

Abends, als wir an einem der zahlreichen Holzplätze entlang dem Ufer landeten, um Brennmaterial aufzunehmen, bethätigte sich wieder recht deutlich der schöne Gemeinsinn der Amerikaner. Unaufgefordert sah man eine große Anzahl der Passagiere der ersten Cajüte nach dem Holzplatz eilen, um dort, unter die Schiffsmannschaft vertheilt, bei dem Einladen von mächtigen Holzscheiten thätig zu sein. Durch diese Bereitwilligkeit hatten wir rasch ein bedeutendes Holzquantum eingenommen, und konnten unerwartet schnell wieder unsere Reise fortsetzen. Und vielleicht war es hauptsächlich die Ersparniß der in Amerika so hoch angeschlagenen Zeit, welche die improvisirten Holzleger zu diesem Entschlusse veranlaßte.

Abends, nachdem der Thee servirt worden war, verbreitete sich mit einem Male die Kunde, ein Syrier, der sich in seinem Nationalcostum an Bord befand, beabsichtige einen Vortrag über Sitten und Gebräuche im Morgenlande zu halten. Die Stühle wurden in einen Kreis gestellt, die Damen nahmen zuerst ihre Plätze ein, und die Herren setzten sich sodann auf die noch leer stehenden. Es herrscht bekanntlich in Amerika die Sitte, daß sich weder im öffentlichen, noch im Privatleben ein Mann niedersetzen darf, bevor nicht sämmtliche Damen, was im-

mer für einer Kategorie sie auch angehören mögen, Platz genommen haben.

Nachdem die Versammlung ohrbereit war, wurde der junge Syrier, der viel mehr einem arroganten polnischen Juden, als einem beturbanten Unterthan Said Pascha's ähnlich sah, von einem Mitpassagier dem Zuhörerkreise vorgestellt. Wir waren dieser wunderlichen Komödiantengestalt schon vor etlichen Monaten in Detroit begegnet, und kannten bereits die eigentlichen Reisezwecke des Unterthans der Syrischen Paschahoheit. Derselbe war in der That auf einer sehr ernsten, langwierigen Wanderung begriffen: er suchte nämlich die zehn verlorenen Stämme Babylons, und da wird er lange reisen müssen, bis er sie findet. In seiner Aufsuchungsmanie wollte er bereits einigen Sioux-Häuptlingen in Minesota beweisen, wie ihre Vorfahren direct durch die Behringsstraße aus Asien eingewandert seien, worüber die Indianer wüthend wurden, und sich fast anschickten, handgreiflich zu werden, weil sie glaubten, er wolle ihnen ihr Vaterland und dadurch das Eigenthumsrecht ihrer schönen Jagdgründe streitig machen.

Am heutigen Abend berührte der babylonische Forscher aus Syrien ein anderes Thema; er erzählte nämlich, wie in seiner Heimath gefreiet und geheirathet wird. Das Thema war eben so glücklich gewählt, als es unglücklich behandelt wurde. Dennoch

lauschten die neugierigen Amerikanerinnen mit vielem Interesse, und mußten ein gar wohliges Behagen empfinden, wenn sie im Laufe des Vortrags ihre eigene Stellung mit jener der Frauen des Ostens verglichen.

Wer nicht in Amerika selbst Augenzeuge war, kann sich keine Vorstellung von der hiesigen Vergötterung des Frauengeschlechts machen. Unsere brave deutsche Nation hält das schöne Geschlecht gewiß in hohen Ehren, und wahrlich, es verdient es. Einer seiner größten Dichter hat den Frauen die schönste Huldigung dargebracht; aber wie matt und kleinlich erscheint jede Auszeichnung im Vergleich zu jener imponirenden, angebeteten Stellung, welche das Weib in Amerika behauptet! In allen Verhältnissen des Lebens ausgezeichnet und bevorzugt, überall mit Zartheit und Aufmerksamkeiten überhäuft, im öffentlichen Verkehr oft kastenmäßig abgeschlossen von der übrigen Welt,*) steht das Weib in jeder Beziehung über der Gesellschaft, und ist die Königin der amerikanischen Republik.

---

*) Auf Dampfschiffen und Eisenbahnen haben die Damen besondere Gemächer, in welche keinem Unverheiratheten der Zutritt gestattet ist. Auf den Postbureaux werden die an die Damen gerichteten Briefe in einer besondern Abtheilung ausgetheilt. In Hotels haben die Frauen einen besondern Zugang, abgesonderte Tafel u. s. w., und diese

Einer unserer Freunde meinte, das Ansehen, in dem das Weib in der Gesellschaft stehe, sei der Gradmesser für die Bildung einer Nation, und wir wollen allerdings nicht in Abrede stellen, daß die Behandlung des Weibes in enger Beziehung zur sittlichen und geistigen Cultur eines Volkes steht. Dennoch glauben wir, daß die eigenthümlich exclusive Stellung, welche das Weib in Amerika einnimmt, weder ihm selbst, noch der Gesellschaft zum Frommen gereicht. Die völlig klösterliche Zurückgezogenheit des schönen Geschlechts hinter die düsteren Jalousien ihres Wohngemachs übt vor Allem auf dessen gesundheitliche Verhältnisse den schädlichsten Einfluß. Der Mangel an frischer, freier, stärkender Luft und Bewegung, Schwimmen, Reiten und sonstiger körperlicher Uebung prägt sich nur zu häufig in den fahlen, bleichen Gesichtern, in den mageren, schwächlichen Gestalten der amerikanischen Frauenwelt aus.

Eine ähnliche Wirkung hat diese Art Gottheiterhebung des Weibes auf dessen praktische Nützlichkeit in der Familie. Die deutsche Hausfrau steht hier als Muster voran! Sie leitet das Hauswesen, schafft in Zimmer und Küche, sorgt mit sparsamem Auge für alle die kleinen Bedürfnisse einer Wirth-

---

und ähnliche Auszeichnungen werden nicht blos einzelnen angesehenen Persönlichkeiten gezollt, sie gelten dem ganzen Geschlechte in corpore!

schaft und ist mit einem Worte die Seele, der Engel des Hauses. Die amerikanische Frau, die über der Gesellschaft und somit auch über ihrer eigenen Familie steht, kümmert sich höchstens um den Säugling an ihrer Brust und die neueste Lecture, und läßt für alles Uebrige den Herrn Gemahl sorgen. Daher sehen wir hier auch, wie in keinem andern Lande, die Ehemänner die kleinlichsten Bedürfnisse der Hauswirthschaft besorgen, des Morgens am Markt mit dem großen Strohkorb einkaufen gehen, die Windlinge herumtragen, und den erwachsenen Sohn in die Schule weisen. Der Mann ist hier nicht nur der Erwerber, er ist auch das Factotum des Hauses, der bürgerliche Haushofmeister.

Endlich hat dieses System der Abschließung à la Auburn, diese Unisono-Verehrung des Weibes als Stand, nicht ihrer persönlichen Eigenschaften wegen, auch manche nachtheilige Folge für deren geistige Entwickelung. Wir sehen die amerikanischen Frauen weit weniger gebildet, als man es unter den obwaltenden Umständen erwarten sollte. Im gesellschaftlichen Umgange sind sie schüchtern, beschränkt, und es fehlt ihnen jene Anmuth und Grazie, welche gerade den Verkehr mit Frauen so reizend und angenehm machen.

Gegen 10 Uhr Nachts passirten wir Lake Pepin,

eine seeartige Ausdehnung des Missisippi von 27 Meilen Länge und 2 Meilen Breite.

Der zitternde Lärm der Maschine, die fortwährenden Glockensignale des Piloten und der Maschinisten, um dem Schiffe durch die krampfhaften Windungen des Flusses die gewünschte Richtung zu geben, die seltsame Musik des entschlüpfenden Dampfes und das widerliche Gedröhne der langen Eisenkette, welche das Steuerruder in Bewegung erhält, brachten einen so unheimlichen Eindruck auf uns hervor, daß wir eine ziemlich schlafarme, aber eine desto gedankenreichere Nacht zubrachten.

9. October. 46° F. Zwischen den Ufern laufen fortwährend lange, schmale Inselstriche, angeschwemmtes Land, auf dem blos Sumpfpflanzen und Weiden gedeihen, während das Festland im Hintergrunde mit Eschen, Ulmen und Zuckerahorn bewaldet ist. Der Missisippi behält ziemlich gleichmäßig eine Breite von 1/2 Meile. Am östlichen Ufer, 3 Meilen oberhalb Lansing, ist Bad axe, wo Black hawk, der berühmte Chippewa-Häuptling, während des letzten Krieges mit den Indianern im Jahre 1833 gefangen genommen wurde, welcher wenige Jahre später (1836) in Burlington, der frühern Hauptstadt Jowa's, starb.

Je mehr wir gegen Süden kamen, desto häufiger erblickten wir Niederlassungen, aus denen zuweilen

schon recht ansehnliche Bauten hervorragen. So z. B. zählt Prairie du Chien, ein früherer Posten der amerikanischen Pelzhandel-Compagnie am östlichen Ufer des Missisippi, über 2500 Seelen, und die günstige Lage, so wie die Rührigkeit seiner Bewohner versprechen diesem Städtchen die gedeihlichste Zukunft.

In der Nähe von Prairie du Chien ergießt sich der stattliche Wisconsin river, der im Kette-Kittau-See im Norden Wisconsins seine Quelle hat, in den Missisippi.

Die frühere Ansiedelung Prairie la Port im Staate Jowa am westlichen Ufer des Missisippi trägt jetzt den Namen Guttenberg, und hat eine größtentheils deutsche Bevölkerung von 378 Seelen. Diese Settler sind die Reste der deutschen Socialisten-Gemeinde Communia in der Nähe von Dubuque, die sich vor einiger Zeit aufgelöst, und zum Vorstand einen Goldarbeiter in Dubuque, Namens Koch, hatte. Der Hauptzweck der Ansiedler von Guttenberg ist Ackerbau. Und dieser ist das Feld, auf welchem deutsche Einwanderer in Amerika stets die schnellste, ehrenvollste und gewinnbringendste Wirksamkeit finden werden. Wieviel Millionen Acres fruchtbarsten Landes warten noch der pflegenden Hand des Landmanns, und versprechen ihm sichrere und lohnendere Renten, als irgend ein anderer Gewerbszweig menschlicher Thätigkeit!

Während wir den gewaltigen Missisippi hinabschifften, zogen vor unserm Auge allmälig die unabsehbaren Prairien von Wisconsin und Illinois im Osten, von Minesota und Jowa im Westen vorüber, die noch allein die Einwanderung eines ganzen Welttheils ertragen *). Welche glänzende Aussicht des Segens, des Gedeihens und Wohlbehagens eröffnet sich hier unseren braven deutschen Landsleuten, die Armuth oder ein anderer Muth nöthigt, ihr Glück in der Ferne zu suchen!

In der Nähe von Prairie la Port beginnt die Bleiregion Jowa's, von welcher Dubuque ungefähr das Centrum bildet.

Dubuque ist am rechten (westlichen) Ufer hinter

---

*) Die Republik der Vereinigten Staaten Nordamerika's umfaßt eine Area von 1,584 Millionen Acres Landes. Davon waren bis zu Ende des Jahres 1849 erst 146 Millionen Acres à 1¼ Dollars verkauft. Unter den Agriculturstaaten zählen westlich vom Missisippi: Minesota 166,000 □Meilen mit 25,000 Einwohnern, Jowa 50,914 □Meil. mit 160,000 Einw., Missouri 67,451 □M. und 589,000 Seelen; östlich vom Missisippi umfaßt Wisconsin 59,924 □M. und 280,000 Bewohner, Illinois 55,055 □M. und 800,000 Einwohner. Im Jahre 1840 kamen in Jowa erst 0,84 Einw. auf die □Meile; 1850 rechnete man bereits 3,77 auf die □Meile. In diesem Staate waren im Laufe eines einzigen Jahres (1850) über 60,000 Seelen eingewandert.

einem der zahlreichen sloughs (Sümpfe) des Missisippi gelegen, welche bei niedrigem Wasserstand die Landung eines großen Schiffes unmöglich machen. Die Passagiere müssen daher in kleinen Booten ausgeschifft werden. Diese sloughs sind durch schmale Streifen angeschwemmten Landes gebildet, das sich zwischen den Flüssen und dem eigentlichen Festland (main land) aufwirft. Wenn sie von der hohen Fluth überdeckt sind, legen dieselben der Schifffahrt keinerlei Hindernisse in den Weg, bei niedrigem Wasserstande aber bilden sie Pfützen und wirken durch ihre Ausdünstungen höchst nachtheilig auf die Gesundheit der nächsten Uferbewohner.

Die Mineralregion Jowa's umfaßt ein Terrain von 32 engl. Meilen Länge und erstreckt sich bis zu einer Breite von 5 Meilen landeinwärts. Die bedeutendsten Bleibergwerke des Staates Jowa befinden sich in der Nähe von Dubuque. Die Metalladern, welche von Osten nach Westen laufen, sind die ergiebigsten, die nordsüdlichen weniger metallreich. Die Bodenfläche der Mineralregion befindet sich größtentheils in festen Händen, und wird in ihren einzelnen Theilen gemeiniglich gegen den 4. oder den 6. Theil des aufgefundenen Materials an speculationslustige Arbeiter verpachtet. Wir sagen absichtlich Arbeiter, und nicht Bergleute, weil der größte Theil der Metallregion nicht nach Gesetzen der Mon-

tanistik bearbeitet, sondern blos von einer abenteuerlichen Bevölkerung ohne alles System ausgebeutet wird.

Handwerker, Farmer, bankerotte Kaufleute kommen im Winter, wenn die Feldarbeit ruht und die Luft in den Gruben gesunder ist, bis zu 1200 hier zusammen und graben ihr Glück unter der Erde. Man nennt dies prospecting. Im Sommer, wo Erddämpfe den Aufenthalt in den meisten nicht ventilirten Gruben höchst ungesund machen, schmilzt dieses Völkchen von Abenteurern bis auf 200 zusammen.

In den wenigen Minen, in welchen Walliser (Cornish) und deutsche Bergleute thätig sind, hat man den Schacht bereits 135′ abgeteuft und Stollen bis zu 1200′ Länge geöffnet. Die Bergleute verdienen sich 1 bis 1½ Dollars täglich, müssen sich aber selbst verköstigen. Diese Bergleute dulden übrigens keinen Capitain, wie er gewöhnlich Bergwerken vorsteht und die zu unternehmenden Arbeiten bestimmt, da sie hierzu, wie man uns in allem Ernste bemerkte, viel zu „demokratisch“ seien. Wir werden bei unserm Besuche der Bleiminen von Galena (Illinois) auf die Ausbeute und das Ertragniß der Metallregion von Dubuque ausführlicher zurückkommen.

Zwölf Meilen westlich von Dubuque befindet sich ein Trappistenkloster, das ein Besitzthum von 2000

Acker Landes umfaßt, und von 70 Mönchen, meistentheils Franzosen und Irländern, bewohnt wird. Die Amerikaner, bei denen dieselben wegen ihres ächt christlichen Sinnes in großer Achtung stehen, nennen sie die „Brüder." Die Oberaufsicht über das Kloster führt der Bischof von Dubuque. Ganz in der Nähe ist das Nonnenkloster St. Joseph, mit 800 Acres Grundstücken und 30 frommen Schwestern. Auch dieses religiöse Institut genießt im weiten Umkreis hohes Ansehen. Die Bewohner von Dubuque pflügen, ackern und bebauen die Grundstücke der Klosternonnen, deren zarte Hände für so rauhe Arbeit nicht geeignet zu sein scheinen, und diese, in frommer Erkenntlichkeit, pflegen und warten ihre Kranken. Das ist wahrer, christlicher Communismus.

Nachts um 10 Uhr fuhren wir an einer Stelle, wo der Missisippi nicht mehr als 2 Schuh Tiefe hatte, auf eine Sandbank, wodurch unsere Reise eine Verzögerung von 6 Stunden erlitt. Nach unzähligen Versuchen, das Schiff wieder flott zu machen, ließ der Capitain einige Matrosen in ein kleines Boot steigen, und sie in einer Entfernung von ½ Meile vom Schiffe den Anker auswerfen. Hierauf brachten sie das dicke Tau, an dem der Anker hing, mit der Maschine derart in Verbindung, daß wir gleichsam an einem straffen Seile aus dem sandigen Grunde gezogen wurden. Zuweilen geschieht es, daß

die ganze Schiffsgesellschaft auf das nebenher ziehende Holzvorrathboot auswandern muß, um den Tiefgang des Dampfschiffes zu erleichtern und es schneller wieder flott zu machen; diesmal kamen wir ohne Anwendung einer solchen Maßregel davon.

Sonntag, 10. October, 45° F. Ungefähr 6 Meilen unterhalb Dubuque ergießt sich am westlichen Ufer der Fieberfluß in den Missisippi. Wir verließen hier den großen Hauptstrom und fuhren 14 Meilen weit seinen Tributär hinauf nach Galena, das, von Hügeln eng umschlossen, an dessen schiffbarem Ende liegt. Der Fieberfluß (fever river), dessen schauderhafter Name blos aus einer englischen Corruption des französischen Wortes fève entstanden*), ist an der Mündung nahe an 200 Fuß breit und bei hohem Wasserstand über 15′ tief; im Sommer sinkt er oft bis auf 2 Fuß. Er hat seine Quellen oberhalb Galena, ist aber, wie schon bemerkt, für größere Dampfer nur bis zu genannter Stadt schiffbar. Seine Uferlandschaften bilden sanfte Hügel von ungefähr 100 Fuß Höhe, mit Eichen und Pappeln üppig bewachsen.

*) Unzweifelhaft war es ein französischer Missionär, der den Fluß wegen des Bohnenreichthums seiner Ufer rivière des fèves nannte. Die Amerikaner sprechen und schreiben es fever, wodurch im Laufe der Zeit der Fluß diesen garstigen Namen behielt.

Um den Hafen von Galena zu erreichen, muß man eine Zugbrücke passiren, welche die beiden Flußufer mit einander verbindet, und den leichtern Verkehr mit jenen Schmelzöfen und Anbauten unterhält, welche die engen Raumverhältnisse Galena's zwischen Hügelrücken und Flußbetten bereits auf das jenseitige Ufer hinübergedrängt haben.

Galena wurde vor 20 Jahren gegründet, aber erst seit der Bearbeitung der Bleibergwerke datirt sein Aufschwung und sein Gedeihen. Es zählt gegenwärtig 7000 Einwohner, wovon mindestens 2000 Grubenarbeiter sind, die aus Wales, Irland und Deutschland auswanderten. Die religiösen Institutionen theilen sich in 3 presbyterianische, 1 Baptisten-, 1 Methodisten- und 2 katholische Kirchen. Gerade als ein Glöcklein zum Sabbathdienst lautete, fuhren wir durch die Zugbrücken in den Hafen. Und es war die höchste Zeit, daß wir die Stadt erreichten, denn sonst hätte uns der pedantische Schiffscommandant unerbittlich mitten im Fieberfluß Sabbathquarantaine halten lassen.

Ein vorhergegangener mehrtägiger Regen hatte den lehmigen Boden dermaßen sumpfig gemacht, daß mancher Reisende auf seinem mühsamen Gange vom Landungsplatze zum Hotel Fußspuren zurückließ, die ein nachkommender enthusiastischer Geolog leicht für

jene eines vorsündfluthlichen Zeuglodions hätte halten können.

Im Gasthofe angekommen, zeichnete nach amerikanischer Sitte jeder Fremde seinen Namen in das in der Vorhalle aufliegende Buch, und wartete mit fröstelnder Ungeduld auf ein anzuweisendes apartment. Der Wirth aber hatte weniger Eile, und setzte mit aller Gemächlichkeit erst seine silberne Brille auf die lange hervorstehende Nase, welche mehr als dessen schwaches Gesichtsorgan geeignet schien, die Qualität seiner Gäste zu beurtheilen. Sodann durchlas er mit sehr viel Ruhe die eingezeichneten Namen, machte vielleicht noch zu diesem oder jenem eine Bemerkung, und entschloß sich endlich, mit langsamer Hand und pedantischer Förmlichkeit dem Namen jedes einzelnen Fremden eine ihm gefällige Zimmer-Nummer hinzuzufügen. Und jetzt erst ist es einem Reisenden in Amerika gestattet, in das ihm zugewiesene Gemach einzutreten.

Ueberall, wo die deutsche und namentlich die katholische Bevölkerung vorherrschend ist, wird die Sonntagsheiligung weniger streng beobachtet, als in exclusiv amerikanisch-protestantischen Städten. So sahen wir auch hier in Galena, wo zahlreiche Deutsche leben, am Sabbath die Verkaufsladen geöffnet und Bierschenken mit lustigen lärmenden Gästen gefüllt, und aus manchem halboffenen Fenster vernahmen wir so-

gar das winselnde Getön einer von ungeübter Hand gespielten Violine.

Abends besuchten wir die presbyterianische Kirche. Zu unserm nicht geringen Erstaunen bestieg einer unserer Reisegefährten, ein getaufter deutscher Jude, die Kanzel. Derselbe hielt einen interessanten Vortrag über die religiösen Gebräuche der Juden, deren Ursprung er von gewissen Bibelstellen abzuleiten versuchte. Der Redner war ein Zögling eines theologischen Seminars in Neu-England, wo er auf Kosten einer christlichen Gesellschaft zum Missionär herangebildet ward. Es geschieht in den Bethäusern Amerika's überhaupt nicht selten, daß der gewöhnliche Kanzelredner seinen Platz einem reisenden Gaste cedirt, welcher oft ein ganz anderes Thema, als einen Bibeltext, zur Grundlage seines Vortrags wählt.

Die Bekehrung der Juden kommt in jüngster Zeit bei solchen Kanzelvorträgen häufig an die Reihe, und wir trafen im Osten zu verschiedenen Malen mit protestantischen Pastoren zusammen, welche im Auftrage der Gesellschaft „zur Verbesserung der Lage der Juden" *) von Stadt zu Stadt zogen, um in

*) American Society for meliorating the Condition of the Jews in New-York. Man wird Mitglied gegen eine Einlage von 25 Dollars; ein Beitrag von 50 Dollars erhebt zum Range eines lebenslänglichen Directors. In London und Edinburgh bestehen ähnliche fromme Institute.

der Sabbathstunde durch ihre Vorträge fromme Christenseelen zur pecuniären, thatkräftigen Mithülfe für das edle Werk der Judenbekehrung zu gewinnen.

So hörten wir einmal einen presbyterianischen Pfarrer aus Syrakus, welcher an einem Sabbathmorgen eine höchst eindringende Kanzelrede zu Gunsten dieses so schwer verfolgten Volksstammes hielt. Dr. Bold klagte, die Kirche habe seit 1800 Jahren nichts, gar nichts für die Juden gethan. Wir sind in dieser Beziehung anderer Meinung. Wir glauben vielmehr, die Kirchen aller Denominationen haben viel, nur zu viel gethan, um den Haß und die Rache gegen die unschuldigen Unterdrückten immer unauslöschlicher zu machen.

Von vielem Interesse waren die Mittheilungen über den gegenwärtigen Zustand der Söhne Israels. In den Vereinigten Staaten leben dermalen 120,000 Juden, in den 5 Welttheilen zerstreut zwischen 9 bis 10 Millionen. Der Redner suchte mit vieler Gewandtheit anzudeuten, welche Vortheile dem Handel, der Industrie und Cultur aus der freien Entwickelung des energischen jüdischen Elementes erwachsen würden, das trotz seiner mehr als 1000jährigen Bedrückung den Geldbeutel von Europa in seinen Händen hält, und in der politischen Presse, wie in der Literatur und Wissenschaft, eine so hervorragende Stelle einnimmt. — Nebst der Herausgabe einer

Monatschrift und zahlreicher Tractate ist die christliche Gesellschaft zur Bekehrung der Juden durch mehr als 1200 Missionäre thätig. Ihr Hauptzweck ist, dem Volke Israels durch Wort und Schrift zu lehren, wie der von ihm erwartete Messias mit dem Heiland und Erlöser der Christenheit identisch sei. Eine massenhafte Bekehrung — so hofft die enthusiastische Missionsgesellschaft — wird wie ein gewaltiges Erdbeben auf die gesellschaftlichen Zustände der christlichen Kirche wirken*).

Um dieses große, heilige Ziel zu erreichen, bedarf es nebst geistigen Kräften auch bedeutender materieller

---

*) So gerecht und pflichtschuldig auch die Bestrebungen der Kirche erscheinen, das Verhältniß der Juden zur Christengemeinde würdiger und der Humanität entsprechender zu gestalten, so dürften doch die Erfolge anders sich erweisen, als der Kanzelredner sie darstellte. Was das Volk der Juden, oder God's ancient people, wie der begeisterte Missionär es meinte, zu einer so energischen Anstrengung aller seiner geistigen Kräfte anspornte, was es so groß, so einflußreich, so hervorragend machte, war gerade das Joch der Unterdrückung, durch das es sich durchdrängen mußte. In Staaten, wo die Juden emancipirt sind, wie in England, Amerika, Belgien, verlieren sie ihr geistiges Uebergewicht, sie verschwinden allmälig oder verschmelzen sich mit den anderen Volksstämmen. Dies ist aber gerade die End-Aufgabe der christlichen Kirche, auf daß endlich nur noch e i n Hirt und e i n e Heerde sei!

Mittel, und wir konnten nicht genug den Tact und die Zartheit bewundern, mit welcher an die Großmuth und Mildthätigkeit der versammelten Christengemeinde appellirt wurde. Der gewandte Redner erzählte im Laufe seines Vortrags von den verschiedenen Städten, welche er im gleichen Interesse besucht, von der Theilnahme, die er allenthalben für das fromme Bekehrungswerk angetroffen, wie am nächsten Morgen, nachdem er in öffentlichen Versammlungen zu deren Bewohnern gesprochen, Männer, Frauen, Mädchen zu ihm ins Haus gekommen seien und 20, 50 bis 100 Dollars zur Förderung dieses christlichen Zweckes in seine Hände legten.

Um die Großmuth Derjenigen, welche auf ein größeres Geldgeschenk unvorbereitet waren, nicht zu schmälern, wurden Bleistift und Papierstreifen herumgereicht, um darauf einen beliebigen Betrag nebst der Adresse des Gebers aufzuzeichnen. Hernach ging, wie in katholischen Kirchen, ein Sammelbeutel herum, und nun mochte man entweder ein mildthätig beschriebenes Stück Papier oder irgend eine Silbermünze in den grünsammtenen Sack fallen lassen.

Dienstag, 11. October, 61° F. Trotz der Ungunst des Wetters und des in Strömen fallenden Regens bereiteten wir uns zu einem Ausfluge nach den 2 Meilen von der Stadt entfernten Bleiminen

vor. Der erste Sonnenstrahl, der das düstere Gewölk durchbrach, traf uns bereits unterwegs.

Die ganze obere Mineralregion oder Upper mining district, so genannt im Gegensatz zum untern Mineraldistrict im Staate Missouri, umfaßt 80 Townships (d. h. Flächen von 36 □Meilen) oder 51,200 Acres Landes, und ist um ein Drittel größer als der Staat Delaware. Davon liegt der größere Theil, 62 Townships, im Staate Wisconsin, 10 Townships im nordwestlichen Illinois, und ein Streifen von 8 Townships im Staate Jowa. Die größte Ausdehnung dieser Mineralregion von Osten nach Westen beträgt 87 engl. Meilen und deren größte Breite von Norden nach Süden 54 Meilen. Die höchsten Punkte sind die blue mounds (2 Hügel von konischer Form), welche sich 1000′, und die Platte mounds, welche sich 600′ über den Wisconsinfluß erheben. Die Hauptformation des ganzen Mineraldistricts ist Zechstein (upper magnesian limestone). Derselbe verbreitet sich in südlicher Richtung bis zur nördlichen Grenze der großen Kohlenfelder von Illinois, am obern Ende der Rock Island Stromschnellen, wo er sich unterhalb der Kohlenschichten verliert.

Von der Mündung des Wisconsinflusses betrachtet sind die geologischen Verhältnisse der Mineralregion folgende: die erste Schicht, bis 30′ über dem Niveau

des Missisippi, ist Sandstein (lower sand-stone), hierauf ein Stratum von Zechstein von 230′ Dicke, zunächst Sandstein und blauer und grauer, fossilienhaltiger Kalkstein von 150′ Dicke, endlich wieder Zechstein (upper magnesian lime-stone) von 50′ Dicke, welcher mit 10′ dickem Humus überdeckt ist.

Aus den geologischen Untersuchungen des Staatsgeologen D. D. Owen geht ferner hervor*), daß man bei den bisherigen Abteufungen, welche gewöhnlich nur bis zu 70′, niemals aber tiefer als 130′ geschehen, das Hauptbett des metallhaltigen Felsen noch immer nicht erreicht hat, und daß die größte Ausbeute erst in der Maße zu erwarten steht, als man die 50 bis 100′ dicke Schicht von blauem Kalk- und Sandstein durchdringt und den untenliegenden Zechstein erreicht.

Wie schon früher bemerkt, liegt die montanistische Wissenschaft hier noch völlig in der Wiege. Der Bergbau wird hier noch nicht systematisch durch geschulte und erfahrene Bergleute, sondern meistens nur durch eine Classe von Menschen betrieben, die Lust an Abenteuern in die Bergregion führt, wo sie auf kurze Zeit ohne sonstige Anleitung als den praktischen Nationalinstinct der Amerikaner ihr Glück

*) S. D. D. Owen's Geological Exploration of Jowa Wisconsin & Illinois. 1839 & 1848.

unter der Erde versuchen, das ihnen auf deren Oberfläche vielleicht versagt hat.

Die localen Verhältnisse kommen solchen Abenteurern trefflich zu Statten. Bis vor wenigen Jahren Eigenthum des Staates, konnten sie die ganze Mineralregion ungestört mit Schaufel und Grabscheit durchwandern, und allenthalben, wo gewisse Indicationen eine gute Aussicht (prospect) versprachen, eine Grube öffnen und auf eigene Faust die Arbeit beginnen. Nur zu oft ließen sich diese unerfahrenen „prospectors“ durch zerstreut liegende Metallstücke auf der Oberfläche (floating mineral) *) oder andere trügerische Andeutungen zu Grabungen verleiten, die sie nach einigen Tagen erfolgloser Arbeit wieder verließen, um vielleicht in einer Entfernung von einigen hundert Schritten ihr Glück neuerdings zu erproben.

Aus diesem jahrelangen habgierigen Durchwühlen

---

*) Floating mineral nennt man jene zerstreuten Metallstücke, welche man in der Mineralregion vielfach auf der Oberfläche des Bodens findet; die unwissenden Bodenwühler verleiten sie häufig zu Nachgrabungen, indem sie eine noch größere Masse als verborgen voraussetzen. Sein Vorhandensein mag indeß wohl als eine Aufmunterung zur nähern Untersuchung einladen, aber berechtigt keineswegs zu der Annahme, daß sich ein Mutterbett in unmittelbarer Nähe befindet.

des Bodens ohne Plan und System entstanden auf den grünen Bergrücken der Umgebung Galena's jene unzähligen, maulwurfsartig aufgeworfenen Sandhügel, welche sich in ihrer dermaligen traurigen Verlassenheit dem Auge des Besuchers wie Gräber getäuschter Hoffnungen darstellen.

In neuester Zeit, wo die ganze Mineralregion durch Verkauf der Regierung in Privathände übergegangen, erleidet zwar die frühere Art „prospecting“ in sofern eine Beschränkung, als sich die gegenwärtigen Besitzer nicht mehr ihren Grund und Boden durch unverständige Grabungsgelüste aufwühlen und entwerthen lassen, aber jeder prospector findet leicht ein Stück Grund für seine Versuche zu pachten, sobald er sich nur einigermaßen verpflichtet, die Arbeiten systematischer, ausgedehnter und dauernder fortzusetzen.

Wenn man die Art und Weise sieht, wie hier zu Lande das Geschäft des Bergbaues betrieben wird, so muß es Einen nur Wunder nehmen, daß noch so großartige Erfolge und Vortheile erzielt werden. Gewöhnlich finden sich zwei bis vier Individuen zusammen, die gemeinschaftlich ein Stück Land, gegen Abgabe des 4. oder 5. Theils des gewonnenen Metalls, contractweise pachten, und mit keinem andern Capital, als ihrem Unternehmungsgeist, ihrem Ar-

beitseifer und ein paar armseligen Grabwerkzeugen das Geschäft beginnen („to make a raise“).

Nach wenigen Tagen schon muß der Erfolg entscheiden, ob sie ihre Nachgrabungen fortsetzen oder unterlassen, denn die meisten sind derart entblößt von allen Mitteln, daß sie für ihr tägliches Brod auf die Früchte ihrer Arbeit angewiesen erscheinen.

Der Schacht, den wir besuchten, war ungefähr 4—5′ breit und 50′ tief, und führte nach einem unterirdischen Stollen von 100′ Länge. Die Mine war nur durch ein an einer Winde befestigtes Seil zugängig, in dessen Schlinge wir den linken Fuß stemmten, indeß unsere Hände dasselbe fest umklammerten, und unser rechter Fuß bemüht war, die Felsen auszupariren, gegen welche das schwanke Seil den Körper im Hinablassen schleuderte.

Soweit der Lehm reicht, ungefähr bis 10′ tief, ist der Schacht mit Holz ausgefuttert; sobald aber der Kalkstein beginnt, fährt man mitten durch rauhe Felsmassen hinab in das dunkle Geschoß.

Im Stollen, der 5′ hoch, 4′ breit und 100′ lang war, fanden wir zwei Deutsche aus Hessen eifrig beschäftigt, das reiche Metall aus seinem nutzlosen Schlummer an die verwendungsgierige Oberfläche zu schaffen. Wie Juwelen funkelte das Metall aus dem Sandsteine, der es umhüllt. Obwohl das Blei zuweilen in fast reinem Zustande vorkommt, so wird

es doch am häufigsten in Verbindung mit Schwefel gefunden, daher es auch gemeiniglich Sulphuret of Lead oder Galena genannt wird.

Zwei Analysen, welche mit dem Erze vorgenommen wurden, ergaben die eine 84,00 Blei und 16,00 Schwefel, die andere 85,37 Procent Blei nnd 14,63 Procent Schwefel. Die specifische Schwere betrug 7,52 und 7,71 *).

Zuweilen erscheint das Blei auch in Verbindung mit Silber, Kupfer, Kobalt, Arsenik, am zahlreichsten aber mit Zink **) („Dry-bone") und Schwefel (Black-jack). Gewöhnlich kommt das Erz in Stücken von 4—5″ Dicke, und in so reicher Fülle vor, daß 2 Arbeiter des Tags 6000 Pfund Metall zu gewinnen im Stande sind. Wir sahen indeß auch Stücke von mehr als 100 Pfund Gewicht auf der Oberfläche liegen.

Die ergiebigsten Adern sind von Osten nach Westen; die Kreuzadern (cross-veins) laufen von Norden nach Süden. Wo das Metall in horizon-

---

*) D. D. Owen's Report, 28th Congress I. Sess. 1839. p. 92.

**) Das Zinkerz, das man in den Bleiminen von Jowa und Wisconsin findet, wird zur Erzeugung von Messing (Mischung von Kupfer und Zink) verwendet. Das gewöhnliche aus England importirte Messing enthält 30 Procent Zink, das Pariser etwas weniger, und das feine Genfer Messing für Uhrenfabrikation 25 Procent Zink.

taler Lage erscheint, wird es nie bearbeitet, sondern ausschließend nur in perpendicularen oder verticalen Schichten. Die Bleimassen hatten selbst in den reichsten Gruben nicht die geringste Wirkung auf die Magnetnadel.

Die Ventilation der Gruben geschieht im Sommer mittelst Blasbälgen, oft auch durch kleine Segel, die man auf der Oberfläche über die Grubenöffnung spannt, wodurch bei günstigem Winde den unteren Räumen bedeutende Luftströmungen zugeführt werden.

Die Arbeiter in den Bleigruben liefern das gewonnene Mineral dem Schmelzer ab, der durchschnittlich 1000 Pf. rohe Masse*) für 26 Dollars erkauft. Im Schmelzen verliert es durchschnittlich 25 Procent, und wenn es der Schmelzer in Klumpen (pig) von 70 Pf. auf den Markt bringt, erreicht das Pfund Blei einen Werth von 4 Cents.

Von Galena über St. Louis und New-Orleans nach New-York betragen die Verschiffskosten 30 Cents pr. 100 Pfund, so daß der Centner Blei in New-York ungefähr auf $4\frac{1}{2}$ Dollars zu stehen kommt.

Im Jahre 1851 versandte der ganze obere Mineraldistrict (Galena, Dubuque und Mineral Point)

---

*) Der Mineralstaub wird gewaschen und mittelst Durchsiebung vom Sande getrennt. Auf diese Weise gereinigt und geschmolzen geben 100 Pfund Mineralstaub 50 Pfund Metall.

474,115 pigs oder 33,188,050 Pfund Blei. Vier Fünftheile von dieser Mineral-Quantität wurden von Galena aus verschifft*).

Es mag als der sprechendste Beweis von dem großen Metall-Reichthum der Bleibergwerke Wisconsins und Jowa's gelten, daß dieselben während der letzten 10 Jahre trotz aller mangelhaften Bebauung 6,269,000 pigs Blei von diverser Schwere lieferten, welche zusammen ein Gewicht von 43,880,000 Pfund ausmachten und um die Summe von 13 Millionen Dollars verkauft wurden.

Die Schmelzöfen, welche wir in Galena in Anwendung sahen, sind der Drumond-Ofen und der Wind-Ofen (scotch hearth), beide mit Holzfeuerung; endlich ein Schlackenofen (slag-furnace), in welchem die Residuen des Drumond-Ofen mittelst eines starken Holzkohlenfeuers geschmolzen werden.

Die Punkte, auf welchen bis jetzt die reichste Ausbeute gefunden wurde, und wo man bereits anfängt, durch geschulte deutsche und walliser Bergleute einiges System in den Bergbau zu bringen,

*) Nach Taylor's Record of Mining producirt Großbritannien jährlich 95 bis 100 Millionen Pfund Blei, oder drei Mal so viel als das übrige Europa zusammengenommen; somit würde die gegenwärtige Bleiproduction Wisconsins (33 Millionen) bereits jener des ganzen europäischen Continents gleichkommen.

sind: Shullsburgh, Black-Jack, Vinegarhell, Irish-Diggings, Vista und New-Diggings. Die Bergwerksbevölkerung des ganzen obern Districtes beträgt nicht mehr als 3000 Seelen, welche sich im Sommer und Herbst, wo die Erddämpfe die Grubenarbeit ungesund machen, größtentheils der Ackerbau-Beschäftigung widmen.

Drei Dinge mangeln in den Bleibergwerken von Wisconsin, um dieselben für die Gesellschaft so nutzbringend zu macheu, als es ihr großartiger Metallreichthum gestattet: Capital, billiger Brennstoff und tüchtige Bergleute.

Wie kleinlich erscheinen alle die Grabscheitversuche Jowa's und Wisconsins, wo höchstens ein paar zuguntaugliche Pferde eine Wasserpumpe in Bewegung erhalten, verglichen mit den Bleiminen Großbritanniens, in denen gegenwärtig eine Dampfkraft in Wirksamkeit ist, welche der Händearbeit von 750,000 Menschen gleichkommt! Welche großartigen Erfolge ließen sich auch hier erwarten von der weisen Benutzung eines entsprechenden Capitals!

Der Brennstoff, dessen Mangel gegenwärtig schon sehr fühlbar ist, läßt für die Folge durchaus keine ernste Befürchtung aufkommen. Vielmehr werden sich die gegenwärtigen Schwierigkeiten mit jedem Jahre vermindern. Die großartigen, unerschöpflichen Kohlenlager in Illinois, durch eine bereits begonnene

Eisenbahnlinie bald in die nächste Nähe gerückt, werden nicht nur reichliches, sondern auch billiges Brennmaterial liefern, und dem Gedeihen des Bergbaues wesentlichen Vorschub leisten.

Wenn Capital und Brennmaterial vorhanden, werden tüchtige Bergleute nicht länger fehlen. Die Beseitigung der ersten Mängel hebt den letztern von selber.

Was diesen Mineraldistrict ganz besonders auszeichnet, ist die große Fruchtbarkeit seines Bodens. Während die meisten Metalldistricte Europa's unfruchtbares steriles Land enthalten, erblicken wir hier die Oberfläche, die so reiche Schätze birgt, grünend und blühend, der Pike des Bergknappen wie dem Pfluge des Landmannes gleich lohnenden Erfolg versprechend.

Es tritt hier das seltene Schauspiel einer doppelten Ertragsfähigkeit ein; während oben auf der üppigen Flur Getreide und Früchte reifen, entringt auf demselben Flächenraume der Bergmann tief unten im dunklen Schacht der Erde eine nicht minder reiche Ernte.

Die von D. D. Owen vorgenommene chemische Analyse der Pflanzenerde (humus) der Mineralregion Wisconsins ergab*):

*) Owen's Report on Jowa and Minesota, p. 61 & 59. 1839 & 1848.

Auflösbare organische Masse	4.80.
Unauflösbare Masse	5.13.
Specifische Schwere	1.84.

Die klimatischen Verhältnisse sind nicht weniger für die Ansiedelung einladend. Der Durchschnitts-Thermometerstand des Sommers zeigt 98° F.; jener des Winters 36° F.*). Der Naturcharakter ist ein üp-

*) Indem wir noch einer vortrefflichen Schilderung des geologischen Charakters Wisconsins im Scientific American 1852. Vol. VII. nro. 24. 25. 26. 29., aus der Feder des Herrn E. H. Beebe in Galena Erwähnung thun, sprechen wir zugleich gegen diesen vielseitig gebildeten Mann unsern gefühltesten Dank für die zahlreichen Informationen und Aufmerksamkeiten aus, womit derselbe unsern Aufenthalt eben so interessant als unvergeßlich machte. Herr Beebe, obwohl durch ein großartiges Geschäftsleben von der Ruhe des Studirzimmers entfernt, benutzt jeden freien Augenblick und jede gebotene Gelegenheit, sich über die Naturverhältnisse seiner Heimath zu belehren. Derselbe hat mit unendlicher Liebe und Fleiß eine vollständige Sammlung sämmtlicher Mineralien des Landes angelegt, systematisch geordnet und jedem Exemplar den wissenschaftlichen Namen auf zierlicher Etiquette eigenhändig beigefügt. Er weiß jede einzelne Stufe seiner Collection genau zu beschreiben, und ist über die Geologie seines Landes wohl unterrichtet. Er erzählte uns mit dem Wohlgefallen eines Vaters, wie er die junge Sammlung hauptsächlich darum angelegt, um seine Kinder über die Schätze und Reichthümer ihrer Heimath persönlich zu unterrichten. Und als wir ihn frugen, ob er nicht Lust

piges Hügelland von mäßiger Höhe, das sich allmälig in wellenförmigen Prairien auflöst.

S.

---

habe, die alte Welt und ihre Schätze zu besuchen, gab er uns die praktische Yankee-Antwort: er wolle nicht einen fremden Welttheil bereisen, so lange es für ihn noch so viel in seiner Heimath zu lernen gebe. —

XXVII.

Von Galena nach St. Louis.

Dienstag, 12. October, 32° F.

Das Dampfschiff „Danube", welches schon seit drei Tagen seine Abfahrt verkündigte, lag noch immer ruhegehäbig im Hafen. Es ist ein großer Uebelstand der Dampfschiffe des Westens, daß dieselben so unsicher und unpünktlich in der Zeit ihrer Abfahrten sind. Oft befinden sich die Passagiere schon mehrere Tage an Bord, jeden Moment der Abfahrt gewärtig, die Schiffsglocke hat schon unzählige Male die bestimmten Zeichen gegeben, und noch immer ist der Capitain nicht geneigt, die Anker heben zu lassen. Bisweilen erwartet er die Ankunft eines Dampfschiffes, das ihm vielleicht noch Passagiere zur Weiterreise bringt, oder glaubt noch eine größere Ladung an Waaren aufnehmen zu können. Für die Beförderungswünsche der Reisenden sind dergleichen

Verzögerungen höchst peinlich und stören häufig die Annehmlichkeiten der Missisippifahrt.

Gegen Abend endlich verließen wir Galena. Die „Danube" zieht ohne Fracht nur 2 Fuß Wasser; beladen hat dieselbe 5 Fuß Tiefgang.

Der Missisippi behält jetzt durchschnittlich eine Breite von einer Meile. Sein Wasser, das alle Jahre im Herbste viele vegetabilischen Stoffe mit sich führt, ist von gelblicher Farbe. Zu beiden Seiten angeschwemmtes Land mit Weiden und Pappeln, im Hintergrunde Bluffs von 200—300′ Höhe, mit reicher Laubholzvegetation. Snags kommen am obern Missisippi selten vor; sie nehmen erst ihren Anfang, wo der Missouri in den Missisippi strömt, und diese ungebetenen Gäste als unliebsame Bescherung mitbringt.

Entlang der Ufer häufen sich junge Ansiedelungen, Bellevue, Lyons, Fulton, Berlin u. s. w., bei denen überall gelandet wird, was um so nöthiger erscheint, als für die meisten noch der Missisippi die einzige große Verkehrsstraße ist.

Mittwoch, 13. October, 39° F. Gegen 5 Uhr Morgens kamen wir am Dorfe St. Clair vorbei, das am Beginn der Rapids liegt. Die Schiffscapitaine rechnen zwar die Dauer dieser Stromschnellen von St. Clair auf 18 englische Meilen, doch sind dieselben streckenweise bis zu 2 Meilen Länge von

8*

völlig glatten Wasserflächen unterbrochen. Das ausgeworfene Senkblei ermittelte nur 30″ Wassertiefe, und es war daher kein Wunder, daß wir häufig auf Felsblöcke und Sandbänke stießen.

Die engen, schlangenförmigen Passagen, welche den Schiffen gelassen, um sich zwischen diesen Stromschnellen unbeschädigt durchzuwinden, heißen in der Sprache der Piloten des Missisippi „chains“; es giebt 8 solcher „chains“ zwischen St. Clair und Rock Island, welche theils nach Personen, theils nach Bauten genannt werden, wie z. B. Camel-chains, Smith's mill-chains u. s. w.

Um 7 Uhr Morgens erreichten wir Davenport, ein aufblühendes Städtchen am westlichen Ufer des Missisippi, im Staate Jowa, mit einer Ackerbaubevölkerung von 4000 Seelen (worunter 1200 Deutsche), 3 Mahl- und 6 Sägemühlen. Der Missisippi ist hier ungefähr $1/2$ Meile breit.

Das gegenwärtige Staatsgebiet von Jowa, in früheren Jahren eine Dependenz von Louisiana, war bis 1832 im Besitze der Sioux- und Fox-Indianer, in welchem Jahre dasselbe mittelst Kauf-Tractat in das Eigenthum der amerikanischen Regierung überging. Im Jahre 1838 wurde Jowa zu einem Territorium ernannt, und endlich 1846, durch die gesetzlich bestimmte Einwohnerzahl von 97,000 Seelen dazu berechtigt, zu einem Staate erhoben.

Fünf Franzosen und Mestizen, darunter Davenport und Le Clair, welche durch ihre Handelsbeziehungen zu den Sioux und Foxes den Abschluß des Kaufvertrags mit der amerikanischen Regierung beförderten und erleichterten, erhielten bei der Ratification des Tractats für ihre Bemühungen von den Indianern mehrere Länderstrecken (Reserves) zum Geschenk, und auf diesen Grundstücken erhoben sich die ersten Bauten Jowa's. So wurde 1836 das jetzige Städtchen Davenport auf zwei Reserven angelegt, welche der Mitunterhändler Le Clair, der Sohn eines Franzosen und einer Indianerin, für seine Dienstleistungen zum Geschenk erhalten hatte. Noch jetzt wird Herr Le Clair, welcher durch die fortwährende Wertherhöhung der Bodenfläche der reichste Mann von Davenport geworden, der Vater der Indianer genannt.

Ueberhaupt sind die Urbewohner mit besonderer Anhänglichkeit jenen Halb-Indianern zugethan, welche aus der Misch-Ehe eines Weißen mit einer „Squaw“ hervorgegangen, gleichsam als würden sie in dieser jungen Generation allein noch die mögliche Fortpflanzung ihres hinsiechenden Urstammes erblicken. So oft die Indianer Ländereien an die amerikanische Regierung verkaufen, sind sie immer großmüthig für ihr „Halbblut“ bedacht, und bestimmen stets eine

Anzahl von Grundstücken zur Vertheilung an die Mestizen ihrer Nation.

Der hervorstechendste Naturcharakter des Staates Iowa, welches auf einem Flächenraum von 50,914 Quadratmeilen 160,000 Einwohner zählt*), ist wellenförmiges Prairieland.

Wir haben von allen besuchten Ackerbaustaaten der Union keinen gesehen, dessen Naturphysiognomie den östreichischen und ungarischen Korndistricten des Marchfeldes, des Tulner Bodens und der Baezka so ähnlich käme, als die Ebenen Minesota's. Daß unser Eindruck kein zufälliger ist, beweisen die zahlreichen Niederlassungen ungarischer Familien, welche das rächende Schwert der Revolution und des Krieges aus ihrer schönen Heimath nach diesen entfernten Prairien des Westens getrieben.

In Davenport allein leben zehn bis zwölf Magyaren-Familien, welche den besten ihres Stammes angehören, und mit jener liebenswürdigen Geschmeidigkeit, welche ein Hauptzug des Ungarcharakters ist, jetzt eben so gewandt und schicksalergeben den Spaten handhaben, wie sie einst die Feder, oder auf blutgedüngten Feldern den Säbel geführt.

*) Es kommen also noch nicht ganz 4 Einwohner auf die Quadratmeile. Rotteck rechnet, daß durchschnittlich 3500 Einwohner auf einer Quadratmeile zusammen wohnen können, ohne daß Pauperismus (Uebervölkerung) eintritt.

Mehrere ungarische Ansiedler, die wir sprachen, versicherten uns, die hiesige Gegend habe eine solche Aehnlichkeit mit gewissen Landstrecken ihrer Heimath, daß sogar dieselben Krankheitsformen hier zum Vorschein kommen.

Der Boden ist kräftig und fruchtbar, der Humus (Pflanzenerde) des Ackers beträgt 24 bis 28 Zoll. Jagd und Fischfang bilden ein Hauptvergnügen der Bewohner. Die weit sich hindehnenden Ebenen sind reich an Prairiehühnern, Schnepfen und Squirrels (Tamias quadrivittatus) und die Gewässer des Missisippi liefern die köstlichsten Fische (Lepidosseus ganoides, Coregonus albus, Silurus missisippiensis). Der Mangel an Holz ist durch die Kohle weniger fühlbar, welche am jenseitigen Ufer in den Kohlenbergwerken von Rock river valley, 9 Meilen von Davenport, in großer Menge gewonnen wird.

Die große Verkehrstraße des Missisippi, welche die reichen Producte des Landes nach zwei Richtungen hin befördert, wird in wenigen Jahren durch einen Schienenweg vermehrt werden, der, von Chicago ausgehend, den Osten mit dem Westen verbinden, und Davenport durchschneidend erst jenseit der Rocky Mountains seinen Ausgangspunkt finden soll.

Die Bahnstrecke von Chicago nach Davenport (180 Meilen) dürfte bereits innerhalb eines Jahres dem Verkehr übergeben werden. Die Eisenbahn-

brücke, welche von dem Städtchen Rock Island am östlichen Ufer nach Davenport führt, wird zugleich die erste Brücke sein, welche sich über den mächtigen Missisippi wölbt. Die Felseninsel (Rock-Island), die sich Davenport gegenüber in der Mitte des Stroms erhebt, liefert hierzu den festesten romantischsten Mittelpfeiler.

Die Amerikaner freuen sich in ihrem praktischen Tact und ihrer berechnenden Einsicht jetzt schon dieses großartigen Monumentes; sie sind nicht so kindisch-pedantisch, wie die „braven" Kölner, welche in ihrer Befangenheit die verkehrfördernde Ueberbrückung des Rheins aus dem Grunde nicht dulden wollten, weil dieselbe das malerische Ansehn der Rheinufer beeinträchtigen würde!!! —

Die Kalksteinbrüche der Umgebung liefern vortreffliches und unkostspieliges Baumaterial, obschon nicht geläugnet werden kann, daß ungebrannte Kalksteine, wenn dieselben, wie bei Feuersbrünsten, einen hohen Hitzegrad erreichen, auf die Festigkeit des Gebäudes sehr nachtheilig wirken.

In mehreren von uns besuchten Steinbrüchen fanden wir zahlreiche Crinoiden und Entrochiten, die ihrem zermalmten Aussehen nach zu urtheilen die ganze Gewaltsamkeit geologischer Reformen empfunden zu haben scheinen.

Meteorologische Beobachtungen, welche in den

letzten Jahren von einem Freunde der Wissenschaft in Davenport vorgenommen wurden, ergaben für das Jahr 1851, 109 Regentage; der höchste Thermometerstand war 98° F., der niedrigste 26° F. unter Null. Die Durchschnittstemperatur betrug im Monat Januar 20°, im Februar 24°, im December 16° F. Die vorherrschenden Winde kommen von Westen. Im Spätherbst und Winter, wo sie über das flache Terrain unabsehbarer Prairien, durch keine Gebirgsscheide unterbrochen, in frostiger Eile direct von den Felsenbergen herüberbrausen, sind sie für Brust- und Lungenschwächlinge allerdings sehr empfindlich; dem gesunden Körper aber dienen sie zur Stärkung und Erfrischung, und panzern ihn wohlthätig gegen jene krankhafte Empfindlichkeit, mit welcher der verweichlichte Südländer vor jedem kühlen Lufthauche erzittert.

Es giebt in Davenport 16 Aerzte und 3 Journal-Redacteurs; Dr. Langer, ein Ungar, der sich bereits viel Ansehen und eine schöne Selbstständigkeit errungen, hat uns über die vorherrschenden Krankheiten und ihre Behandlung interessante Mittheilungen gemacht. Entzündungen, Wechselfieber und Augenleiden sind diejenigen Formen, in welchen sich der gestörte Gesundheitszustand der Einwohner am meisten auszudrücken pflegt. Und unter diesen drei Erscheinungen ragen wieder hauptsächlich die Fieber-

anfälle hervor. Sie sind besonders häufig im August und September, wo der Missisippi den niedrigsten Wasserstand erreicht, viele Sümpfe (slouhgs) austrocknen, und die Arbeiter auf dem Felde im Eifer der Ernte sich am unvorsichtigsten den Einflüssen schädlicher Miasmen und Verkühlungen aussetzen.

Die Behandlung der Fieber geschieht in der Regel mit Chinin und aufgelöster Schwefelsäure. Die Dosis, in welcher hiesige Aerzte diese Arzneimittel administriren, muß deutsche Doctoren wahrhaft befremden. Wir sahen Dr. Langer einem Fieberkranken eine Dosis von 10 Gran Chinin und 20 Tropfen Schwefelsäure mit dem glänzendsten Erfolge reichen. Die hiesigen Aerzte sind nämlich der Ansicht, daß Fieberanfälle durch eine einzige drastische Dosis weit schneller, sicherer und dauernder beseitigt werden, als wenn dasselbe Quantum zu verschiedenen Malen gereicht wird, wodurch oft die gewünschte Wirkung völlig aufgehoben wird, ohne daß deshalb die nachtheiligen Folgen des Chinin-Genusses auf den Körper vermindert werden. Und diese Ansicht gewinnt durch manches Beispiel aus dem täglichen Leben an Begründung. Ein kräftiger Mann mag eine Flasche Rheinwein im Laufe eines mehrstündigen Gastmahls leeren, ohne nur die geringste Betäubung zu verspüren; das gleiche Quantum dagegen, in einem vollen Zuge genossen, würde eine ganz verschie-

dene Wirkung hervorbringen, und denselben wahrscheinlich denk- und gehunfähig machen. Auf ähnliche Weise verhält es sich mit der vollen und der getheilten Wirkung medicinischer Gaben bei Fieberanfällen.*)

Da wir eine gewisse Journal-Literatur gleichfalls als eine vorherrschende Krankheit unseres Jahrhunderts betrachten, so wollen wir hier, wo einmal von Krankheitsfällen die Rede, auch das Thema über die hiesigen Journale behandeln. Es erscheinen in Davenport drei Journale, zwei in englischer und eines in deutscher Sprache. Bei einer Gesammteinwohnerschaft von 4000 Bewohnern kann, wenn Frauen, Kinder und Verliebte abgerechnet werden, von einer großen Abonnentenzahl wohl nicht die Rede sein. Es sind sämmtlich Parteiblätter, und da die Re-

*) Sämmtliche Aerzte Amerika's verordnen im Allgemeinen weit stärkere Dosen, als man in Europa zu verschreiben gewohnt ist. Diese Methode scheint hauptsächlich durch die klimatischen Verhältnisse des Landes bedingt. Wir sahen in Buffalo einem Cholerakranken Pulver von 1 Gran Morphium reichen, und diese Dosen mehrere Stunden wiederholen. Dr. Weddell, welcher im Jahre 1846 dem Grafen Castelnau auf seiner officiellen Reise durch Südamerika begleitete, schreibt gleichfalls den Wunderglauben, den seine glückliche Behandlung von Fieberkranken unter den Indianerstämmen hervorbrachte, nur dem Umstande zu, daß er Chinin und Schwefelsäure in größeren Dosen als sein Vorgänger administrirte.

dacteure nebenbei noch ein Geschäft betreiben, so handelt es sich hauptsächlich um die Druckkosten; diese dürften durch den Leserkreis in dem Städtchen und der Umgebung wohl hinlänglich gedeckt erscheinen. Eine weitere Verbreitung eines Journals kann in Amerika schon aus dem Grunde nicht Statt finden, weil jede bedeutendere Ansiedelung wieder ihr eigenes Tageblatt hat, und diesem, ohne Rücksicht auf den Inhalt, aus Unterstützungssinn für das Heimathliche vor allen anderen den Vorzug einräumt.

Das gelesenste und verbreitetste der drei Journale ist Dr. Sander's „Davenport Gazette". Sie vertritt in besonnener Weise das Interesse des Volks, und weiß dasselbe namentlich dadurch zu fördern, daß sie ihre Spalten, anstatt mit leeren politischen Phrasen, mit belehrenden Artikeln über Schulwesen, Ackerbau und naturwissenschaftlichen Erfahrungen füllt.

Dr. Sander besitzt selbst eine wohlgeordnete Sammlung der Mineralien seines Vaterlandes. Darunter finden sich manche Curiositäten, z. B. ein Mastodonzahn, der vor fünf Jahren im Blue-grass Settlement in Scott Country, 12 Schuh unter der Erde, auf einer Farm gefunden wurde. Dieser gigantische Gebißknochen ist 10 Zoll lang und in der Mitte 8 Zoll breit. Ein anderes seltenes Exemplar ist ein Stück Lepidodendon (elegans?), das man im

Herbste 1851 beim Graben eines Brunnens sechs Meilen von Davenport auf einer Prairie 28 Zoll tief aus der Erde grub.

Donnerstag, 14. October, 37° F. Jowa genießt, wie alle neueren Staaten, den beneidenswerthen Vortheil, den 36. Theil einer jeden Township zum Schulfonds verwenden zu können, was, auf den Gesammtflächenraum des Staates berechnet, einer Anzahl von nahe an 1 Million Acres Landes gleichkommt.

Die reichen Mittel des öffentlichen Schulfonds ermöglichen selbst in Davenport den Bestand von 3 Knaben- und 3 Mädchenschulen. Außerdem wurde vor wenigen Jahren, mit der Unterstützung der christlichen Gemeinde der Congregationalisten, durch Privatgeschenke und öffentliche Sammlungen ein Collegium gegründet, dessen stattliches Gebäude auf grüner Anhöhe das schönste Monument des Städtchens ist. Die Aufnahme der Lehrer ist von ihrem Glaubensbekenntniß abhängig, d. h. sie müssen sich zu der Gründer-Gemeinde bekennen. Die Schüler dagegen sind ohne irgend eine religiöse Beschränkung aufnahmfähig. Das Collegium zerfällt in vier Classen und wird von vier Lehrern geleitet. Die Lehrgegenstände sind ziemlich dieselben, wie sie auf deutschen Gymnasien vorgetragen werden. Die Anzahl der Studirenden beläuft sich gegenwärtig auf sechzig.

Der Drang nach Wissen und Unterricht ist in Amerika so groß, daß Viele, welche in ihrer Jugend unter minder glücklichen Verhältnissen dieser Wohlthat nicht theilhaftig werden konnten, noch im Mannesalter die Lehrsäle besuchen. Viele Farmer, welche im Frühling und Sommer im Schweiße ihres Angesichts auf dem Felde ihr Brod verdienen, kommen im Winter nach der Stadt und frequentiren das Collegium. Daher kommt es auch, daß man in den hiesigen Schulen oft Individuen der verschiedensten Altersclassen — von 12 bis 30 Jahren — zusammentrifft. Das Baccalaureat erhalten nur solche, welche vier Jahre hindurch unausgesetzt die Hochschule besucht haben.

Seltsam erschien uns in dieser Lehranstalt die Einführung der parlamentarischen Debatte als Gegenstand des Unterrichts. Die Schüler waren eben zu einer solchen Uebung versammelt, als wir das Collegium besuchten. Sämmtliche Schüler wohnen diesem Unterrichte bei, doch nur die Zöglinge der vierten (letzten) Abtheilung sind zur Debatte berechtigt. Der Schuldirector saß oben am Katheder in der Eigenschaft eines Präsidenten. Die Schüler theilten sich zu beiden Seiten auf den Schulbänken in eine conservative Partei und eine Opposition. Jedesmal wird eine Anzahl zu einer politischen Debatte geeigneter Fragen dem Lehrer überreicht, wel-

cher daraus die entsprechendste auswählt. Bei unserm Besuche lag so eben die Frage vor:

„Are party-political organizations favorable to the perpetuity of our government?“

Es traten Redner sowohl zur Vertheidigung, als zur Bekämpfung des Thema's auf; mehrere blühende Jünglinge von 15 bis 20 Jahren sprachen mit bewundernswerther Gewandtheit und hinreißender Ueberredungsgabe, aber der Kampf nahm am Ende eine so hitzige Wendung, daß die Abstimmung für die Debattenstunde der künftigen Woche verschoben blieb.

In einem Lande, wo, wie in Amerika, die Oeffentlichkeit die zartesten Organismen des Staatslebens durchdringt, und der schlichteste Bürger die ganze großartige Stufenleiter weltlicher Ehren durchzumachen die Möglichkeit und das Recht besitzt, ist es allerdings von hoher Wichtigkeit, schon auf den Schulbänken die Kunst der Rede zu üben, und dies um so nöthiger, als deren Fertigkeit mehr von frühzeitigem, langjährigem Studium, als von großartigen Geistesgaben abhängig zu sein scheint. Wenigstens galten, so viel uns bekannt, J. J. Rousseau, Chateaubriand, Sully, Montesquieu, Talleyrand für höchst mittelmäßige, stotternde Redner, ja Rousseau soll nicht einmal im Stande gewesen sein, öffentlich auch nur zwei zusammenhängende Phrasen hervor-

zubringen,*) während gleichwohl Niemand läugnen wird, daß alle diese Persönlichkeiten der Ruhm, der Stolz, die Zierde ihres Vaterlandes, die bedeutendsten Geister ihrer Zeit waren.

Andererseits sehen wir oft Männer mit der Gabe der Rede ausgestattet, welche jeder andern Geistesbildung entbehren, und vielleicht nicht fähig sind, irgend einen Gegenstand schriftlich zu behandeln. In Staaten, wo man das beneidenswerthe Recht besessen oder noch besitzt, sich über öffentliche Angelegenheiten, über das Wohl und Wehe des Vaterlandes freimüthig vernehmen lassen zu dürfen, wie in Ungarn, Frankreich, England, Amerika, ist die Gabe der Rede ein Gemeingut der Nation geworden, und wir finden in solchen Ländern nicht selten selbst minder begabte Persönlichkeiten ihr Recht in gemessenen, gewandten Ausdrücken vertheidigen, und über Gegenstände innerhalb ihres Horizonts eine geschickte Debatte führen.

Die frühzeitige Uebung der Rede erscheint uns also durch die großartigen Institutionen Amerika's vollkommen gerechtfertigt. —

Minder einverstanden können wir uns dagegen mit den Mitteln erklären, mit welchen man z. B.

---

*) Siehe Cormenin's classisches „Buch der Redner", p. 509.

im Collegium zu Davenport diesen löblichen Zweck zu erreichen sucht.

Die völlig parlamentarische Art und Weise, in welcher die Debatte geführt wird, der Vorsitz eines Präsidenten, die Theilung der Schule in zwei opponirende Parteien, die absichtliche Wahl gerade der brennendsten Fragen des Tages,*) die Abstimmung durch die flaumige Jugend sind Beigaben und Zuthaten, welche allerdings den Ehrgeiz der jungen Redner stacheln, und die Anziehungskraft solcher Debatten steigern, aber zur Erreichung des eigentlichen Zwecks durchaus nicht unumgänglich nöthig erscheinen. Vielmehr beeinträchtigen sie die gute Wirkung, welche eine minder leidenschaftliche, schlichte Verhandlung über sociale Zustände auf das empfängliche Gemüth des Schülers hervorgebracht haben würde.

Giebt es doch so viele Gegenstände, werth einer Erörterung und Besprechung, die nicht gerade auf das Feld der Politik hinüber spielen, hingegen den

*) Bei einer Schulprüfung in New-Orleans im December 1852 wurde von einem 16jährigen Schüler, allerdings mit bewundernswerther Beredtsamkeit, die Cuba-Frage behandelt, und zu beweisen gesucht, daß Amerika um jeden Preis den Besitz dieses commerciell so wichtigen Insellandes sichern müsse. Das Auditorium war höchlichst begeistert und überhäufte den Schüler mit Beifall. Ob aber die Cuba-Frage auf die Schulbank gehörte, ist eine andere Frage! —

Jahren, dem Begriffsvermögen und der Erfahrung der Schüler weit mehr entsprechen würden. Ernste politische Debatten erregen immer nur Gehässigkeit, Rechthaberei und wilden Ehrgeiz. So sahen wir, wie zwei jugendliche Redner, zufällig ein Engländer und ein Amerikaner, im Eifer der Vertheidigung ihre eingebildete Stellung für eine wirkliche nehmend, und die abgeschnitzelte Schulbank für einen Sammt-Fauteuil im Senate betrachtend, gegenseitig in die fürchterlichsten Vorwürfe über den Mangel ihrer nationalen Institutionen ausbrachen. Und während der republikanische Amerikaner seinem Opponenten das schreiende Unrecht der Erstgeburt und die Erblichkeit der Pairswürde ins Gesicht schleuderte, meinte der Engländer, — dem die Heimath noch immer tiefer in der Seele lag, als das Adoptivvaterland, — die amerikanische Union hätte die wenigste Ursache, die Freiheit und Gerechtigkeit anderer Staaten zu tadeln, so lange sie in ihrem eigenen Herzen die Tyrannei des Sklaventhums dulde!

Die Verwandlung des Schulsaales in einen Congreß, die Abstimmung durch die Schuljugend scheinen uns eben so unpraktische als ungeeignete Zuthaten. Viel belehrender dürfte es sein, wenn der Lehrer am Schluß einer solchen Verhandlung die verschiedenen ausgesprochenen Ansichten der Jugend einer Kritik unterzöge, und derselben über das be-

sprochene Thema jene Aufschlüsse ertheilte, welche ihm Wissenschaft, Erfahrung und Gefühlsweise an die Hand geben.

Freitag, 15. October, 32° F. Was Davenport vor vielen anderen Niederlassungen voraus hat, ist der günstige Zufall, daß die meisten Ansiedler, wie die Bewohner von St. Paul, den gebildeteren Gesellschaftsclassen angehören. Nebst Amerikanern, Deutschen und Ungarn haben sich viele englische Familien hier niedergelassen. Es sind nicht die gewöhnlichen Schmuzhütten irländischer Emigranten, sondern stattliche freundliche Wohnhäuser, die uns auf wohlcultivirten Farmen besuchseinladend entgegenblinken. Wir sprachen sowohl in Pachthöfen von amerikanischen als englischen Besitzern ein, und fanden überall dieselben praktischen Einrichtungen, denselben zufriedenen Wohlstand.

Bei dem herrschenden Mangel an Arbeitskräften kommt die Verwendung von Ackerbaumaschinen zur Bearbeitung des Bodens höchst vortheilhaft zu Statten. Wir sahen z. B. eine Dreschmaschine aus der Fabrik von Willy und Sevard in Ohio, welche, von acht Pferden getrieben und von sechs Menschen dirigirt, das Dreschen und Einfüllen des Getreides in Säcke auf offenem Felde in wenigen Minuten mit wunderbarer Leichtigkeit verrichtete. Hat die Mähmaschine das Getreide gemäht, so wird es auf

der Stelle durch die Hülfe von vier Handlangern in die Dreschmaschine geworfen, an deren Ende zwei andere Feldarbeiter thätig sind, das herausfallende Korn aufzufangen und in Säcke zu füllen.

Die Vortheile sind unzählig, denn abgesehen von Zeit- und Händeersparniß ist die Ernte auch nicht mehr Wochen lang klimatischen Einflüssen ausgesetzt, indem eine solche Maschine per Tag 600 Bushel (ungefähr 600 Metzen) auszudreschen und in Säcke zu füllen im Stande ist. Eben so wird ungemein viel an Räumlichkeiten gewonnen; das Getreide wird hier gleich vom Acker weg auf die Märkte der Umgebung geführt, und bereits wieder in blanke Dollars verwerthet,*) während sich der deutsche Land-

---

*) Hier, wo von der Verwerthung der Naturproducte die Rede, dürfte es am Platze sein, die Durchschnittspreise der wichtigsten Lebensmittel im Staate Jowa mitzutheilen:

1 Bushel (60 Pfd.) Kartoffeln . .	20	Cents
1 " süße Kartoffeln (convolvulus pandurata)	75	"
1 " indisches Korn (Mais) . .	30	"
1 Barrel (196 Pfd.) Mehl . .	3 — 4	Dollars
1 Pfund Butter	10 — 15	Cents
1 Dutzend Eier	6	"
1 Pfund Rindfleisch . . .	5 — 6	"
1 " Kalbfleisch . . .	3 — 5	"
1 Huhn oder 1 Ente	12½	"
1 Auerhahn	50	"

1 Doll. = 100 Cents = 2½ fl. rh.

mann noch mit dem hölzernen Dreschflegel aus allzu großem Feuereifer die Hände wund klopft, und zuweilen aus seiner getreidegestopften Scheune schüchtern nach den Wolken schaut, ängstlich besorgt, daß ein schadenfroher Norgel *) durch einen kalten Hagelschlag die reiche Ernte auf dem Felde noch eher zerstöre, bevor ihm Raum und Arbeitsverhältnisse gestatten, die endlichen Früchte eines Jahres voll Schweiß glücklich und unbeschädigt unter Dach zu bringen.

Die Kostspieligkeit solcher Maschinen macht dieselben keineswegs zu einem Privilegium für wohlhabende Farmer; sie werden gewöhnlich von der Gemeinde oder vermöglichen Bürgern angeschafft, welche dieselben gegen billige Entschädigung, wie irgend eine andere Geräthschaft, darleihen, und so sieht man dieselben, je nachdem es gerade die Umstände erfordern, bald auf diesem, bald auf jenem Nachbarfelde thätig.

Man darf überhaupt das amerikanische Farmerleben in keiner Weise mit dem europäischen vergleichen, wo trotz aller Robottaufhebung doch fortwährend ein gewisses Knechtschafts-Verhältniß zwischen Pachter und Obrigkeit herrscht, und der Ackerbau noch immer bei den sogenannten höheren Ständen als eine rohe, minder ehrenvolle Beschäftigung gilt.

*) Berggeist.

Hier in Amerika hingegen — und Ehre und Preis sei diesem Nationalgefühle — ist der Landmann nicht weniger angesehen und geehrt, als der Industrielle, der Kaufmann, der Gelehrte, ja als der Präsident der Republik selbst.

Man weiß hier sehr wohl zu schätzen, daß der Landmann, der mit schwieliger Hand die rauhe Scholle urbar und fruchtbringend macht, der Hauptbegründer des nationalen Wohlstandes ist. Sein fortgesetzter Fleiß wird diesen immer mehr entwickeln helfen, und aus seiner Mitte wird eine kräftigere, gesundere, hoffnungsvollere Generation hervorgehen, als aus der krankhaften Atmosphäre des leidenschaftlichen, wilden Städtelebens.

Und zu welchen großartigen Erwartungen berechtigt uns der amerikanische Bauernstand in Bezug auf die Naturwissenschaften, da ihm hier dieselben Mittel, sich zu unterrichten und zu belehren, zu Gebote stehen, wie dem Reichsten des Landes, der mit der Natur in allen Phasen ihrer Entwickelung verkehrt, und sie in ihren wunderbarsten Geheimnissen zu belauschen Gelegenheit hat!

Wie manche klimatische, meteorologische und chemische Probleme würden durch den Bauernstand bereits ihre Lösung erfahren haben, wenn derselbe bisher in Europa in seiner geistigen Entwickelung

sowohl, als in seiner Stellung zur Gesellschaft nicht auf so ungerechte Weise vernachlässigt worden wäre!

Diese segensreichen Erwartungen, diesen beneidenswerthen Beruf wird der Bauernstand in Amerika erfüllen, dessen freie Institutionen denselben auf eine Stufe erhoben, wo er mit den edelsten Kräften des Landes wetteifert.

Um selbst die letzte Erinnerung des emigrirten Landmanns an seine frühere europäische Unterthänigkeit auszumerzen, verwandelt sich der deutsche Bauer, wenn er vom schwanken Segelschiff auf das freie Festland Amerika's tritt, in einen „farmer," und aus seinen Dienern und Knechten werden jetzt „hands" oder „helps." Die bunte Bauerntracht, die ihn vom Richter und Gutsherrn unterschied, verschwindet; es giebt hier nur einen Anzug, für den Farmer wie für den Präsidenten!

Ein Kaufmann aus Liverpool, der sich seit drei Jahren mit seiner Familie als Farmer in der Nähe von Davenport niedergelassen hatte, ein Mann von 50 Jahren, sagte uns, er habe trotz seiner grauen Haare in Amerika noch viel gelernt, und es ist für ihn keine geringe Besorgniß, daß bei einer durch die Gesundheit seiner Frau bedingten Rückkehr nach Europa das Gefühl der Menschenwürde, welches die freien Institutionen des Landes in ihm erweckt, sich nicht mehr gut mit gewissen Kastenprivilegien seiner Heimath vertragen möchte.

Diese Vorzüge der ackerbautreibenden Bevölkerung entheben dieselbe indeß nicht der angestrengtesten Thätigkeit; vielmehr sieht man nicht blos die gedungenen Hände, sondern die ganze Familie des Pachters auf dem Felde mit den verschiedensten Arbeiten thätig. Unbemittelte, die sich erst ein Besitzthum gründen, den Wald lichten, den Boden urbar machen müssen, haben hier allerdings mühsamere Jahre durchzukämpfen, als auf dem bereits tiefgefurchten Boden der alten Heimath.

Solche Settler sind oft in unwirthsamen Gegenden den größten Entbehrungen ausgesetzt, bis die Ernte Segen und Mittel in die klinsige Bretterhütte bringt. Dafür ist aber auch der Lohn ein unvergleichlich größerer als auf der alten Erde; dafür braucht der Farmer seinen Fleiß hier nicht mit dem Pfarrer, dem Gutsherrn und dem Steueramt zu theilen!

Sind nur einmal die Anfangsjahre herum, so schreitet das Gedeihen der Familie rasch vorwärts. Die alten rauhen Pfosten, welche in der Eile des ersten Augenblicks herbeigeschafft wurden, um die junge Ansiedelung einzufriedigen, machen jetzt einem zierlich angestrichenen Holzgeländer Platz; die alte enge Bretterhütte mit ihren traurigen Erinnerungen an Entbehrungen und Noth wird niedergerissen, und an ihrer Stelle ein niedliches, den Bedürfnissen der

Familie besser entsprechendes Landhaus aus glattgehobelten Eichenbalken erbaut. Ueber dessen Eingang ranken sich jetzt — ein Symbol biedern Empfangs — trauliche Schlingpflanzen, und der frühere, kahle, wüste Vorplatz verwandelt sich durch die pflegende Hand einer blumenfreundlichen Tochter in einen schmucken Garten.

Tritt man in das Innere des Hauses, so wird ein europäisches Auge, das noch immer das Aussehen einer niedern deutschen Bauernhütte in seiner Phantasie bewahrt, freudig überrascht. Es erblickt hier gesunde, luftige, hohe Räume, breite Fenster, weite Stuben, und diese bescheidene Einfachheit birgt zugleich ein Comfort, wie man es nur selten in den sogenannten unteren Gesellschaftsschichten Deutschlands, fast niemals aber unter deutschen Bauernfamilien antrifft.

Nach den amerikanischen Begriffen von Decenz und Sitte enthält das Zimmer, welches für Besuche und zum Aufenthalte während der freien Stunden bestimmt ist, keinerlei Schlafstelle oder Arbeitsgeräthschaften. Man findet darin blos eine Anzahl Stühle, darunter den unentbehrlichen Rocking chair (Schaukelstuhl), einen Tisch, ein Clavier, eine kleine Bibliothek, und allenfalls noch in einer dunklen Ecke ein paar Daguerreotyp-Portraits von guten Freunden

in der Heimath, oder sonst eine theure Reliquie aus der alten Welt.

Auf ein solches „parlour“ wird die allergrößte Sorgfalt verwendet, und was sich nur immer Paradirgeeignetes im Hause vorfindet, wird dann zur Schau gestellt. In diesen wohnlichen Räumen verbringt die Familie alle ihre Mußestunden, besonders die langen Winterabende und den ruhepflegenden Sabbath.

Und am Sonntag Abends schlägt der Vater die Bibel auf und steckt die Brille an, die Mutter, Kinder und Hausleute sitzen in stiller Sammlung um den runden Tisch, und jetzt dankt die fromme Familie in warmen Herzenslauten dem Geber alles Guten für den Segen und das Wohlsein, das Er hat einziehen lassen in diese friedliche Behausung. Und ein verliebtes Töchterchen fügt vielleicht noch privatim den Seelenwunsch bei, ein zurückgebliebener theurer Gegenstand möchte aus der fernen Heimath nachfolgen, und das Glück dieses Stilllebens vollenden.

Wir sahen auf den hiesigen Farmen zum ersten Male die sogenannte süße Kartoffel (convolvulus batatus) gebaut, welche in ovaler Form dreifach die Größe einer gewöhnlichen Kartoffel erreicht und einen etwas süßlichen Geschmack hat. Im Süden, wo dieselbe weit üppiger gedeiht, bildet sie einen beliebten Nahrungsartikel, und ihre Cultur ist

in den Sklavenstaaten eine so großartige, daß im verflossenen Jahre im Ganzen 38,256,811 Bushel (Metzen) gebaut worden sind.*)

Eine andere sehr dankbare Pflanze, welche in dieser Region die Grenze für ihr Fortkommen findet, ist die Osage-orange (maclura), das bois d'arc der Canadier. Dieselbe wurde zuerst von den Osage-Indianern Arkansa's zu Einzäunungen benutzt, woher sie auch in der Volkssprache ihren Namen trägt. Vielen Farmern dient ihr zierliches Gesträuche als Einfriedigung (fence).

Es erübrigt uns noch, eines Ausflugs zu gedenken, den wir während unsres Aufenthaltes in Davenport nach den Kohlenbergwerken des Rock river valley im Staate Illinois unternahmen.

Eine Fähre (ferry-boat), deren Schaufelräder durch ein halb blindes Pferd getrieben wurden, brachte uns in zehn Minuten gegen einen Zoll von fünf Cents nach dem östlichen Ufer des Missisipi. Während der Ueberfahrt hatten wir Gelegenheit, die Insel Rock-Island von allen Seiten betrachten zu

---

*) Die Indianer nennen die süße Kartoffel Mechamek, den Mann der Erde, und genießen dieselbe mit großer Vorliebe. — Nach uns vorliegenden statistischen Tabellen sollen in demselben Jahre in sämmtlichen Agriculturstaaten von den gewöhnlichen Kartoffeln, den sogenannten Irish potatoes (Solanum), 55,781,751 Bushel gebaut worden sein.

können, deren Felsmassen aus der Mitte des Stromes senkrecht aufsteigen. Sie hat eine Ausdehnung von 3 Meilen in der Länge, und ihr pittoreskes Aussehen ist durch ein Militairfort noch imposanter gemacht, welches in den früheren Jahren als Bollwerk gegen die Indianer erbaut worden war. Gegenwärtig wird dieses Fort nur noch von einem alten Invaliden bewacht, der die Besatzung, und mit zwei Familien die Gesammtbevölkerung dieses Inselstriches ausmacht.

Die Hügel, welche das Rockriver-Thal bilden, sind nur von geringer Bedeutung, und kaum über 100 bis 150 Fuß hoch. Der Hauptcharakter der umgebenden Landschaft ist wellenförmiges Prairieland.

Die Kohlenbergwerke befinden sich 9 Meilen von Davenport. Der Schacht läuft, horizontal mit dem Boden, ungefähr 300′ tief in den Berg. Der Eingang ist 5′ hoch und 4′ breit. Die 5 Abtheilungen, in welchen die Kohle gewonnen wird, heißen „rooms."

Die geologische Formation ist Sand, Schiefer, Kalkstein und rother Mergel. Die Kohlenadern laufen zwischen Mergel und Schiefer, und sind durchschnittlich 4′ dick. In den sämmtlichen Kohlengruben des Rock river valley sind gegenwärtig nicht mehr als 18 Arbeiter beschäftigt. Zwei Arbeiter sind im Stande, täglich 100 Bushel Kohle (8000 Pfd.) zu

gewinnen. Der Arbeitslohn beträgt für 100 Bushel $2^1/_2$ Dollars. Am Kohlenwerke (bank) wird der Bushel Kohle mit 5 Cents verkauft.

Samstag, 16. October, 42° F. Mit dem Dampfboot Mac Kee setzten wir unsere Reise nach Burlington, der frühern Hauptstadt Jowa's, weiter fort. Die Verlegung des Regierungssitzes von einer Stadt in die andere ist in neuen Staaten nichts Seltenes. Anfänglich wählt man gewöhnlich eine für den Verkehr am günstigsten gelegene Ansiedelung, oft nur aus wenigen Häusern bestehend, zur Hauptstadt. In dem Maße aber, als sich die Bevölkerung des jungen Staates über einen größern Flächenraum verbreitet, wählt man einen im Mittelpunkte des Staatsgebietes gelegenen Ort zum Regierungssitz. Gegenwärtig ist dies Jowa city.

Von der Landschaft des Mississippi ist nicht viel zu schildern. Sie hat mit wenigen Unterbrechungen denselben einförmigen, bluffartigen Charakter von Prairie du chien bis zu den Zuckerpflanzungen in Louisiana, wo dessen Ufer allmälig ganz flach werden, und sich endlich sandbankartig in den Golf verlieren.

Das Unterholz entlang dem Ufer des Mississippi besteht aus red-bud, spice-bush, grape-vines, green-berries und hazel (corylus americana). Die Baumvegetation wechselt mit Cottonwood (Populus monilifera),

Eichen, Ulmen, Zuckerahorn, Wallnuß (Juglans nigra), Hickory (Barya alba) und Bass-wood (Tilia americana).

Die ganze Breite des Stromes beträgt $^2/_3$ Meilen, wird aber häufig durch schmale Inselstriche unterbrochen; an den wenigsten Stellen war derselbe mehr als 5 Fuß tief.

Das Dampfschiff Mac Kee, auf welchem wir den Strom hinabfuhren, hatte eine Länge von 170 Fuß und 26′ Breite, und zog nicht mehr als $2^1/_2$ Fuß Wasser. Seine zwei Hochdruckmaschinen betragen zusammen 200 Pferdekraft; sie benöthigen 1 Quart Holz (Eschen, Ahorn, Eichen) per Stunde, welches hier bereits auf 2 Dollars zu stehen kommt. Das Dampfschiff wurde um einen Kostenpreis von 14,000 Dollars in Pittsburg erbaut.

In den Nachmittagsstunden passirten wir Muscatine am westlichen Ufer des Missisippi im Staate Jowa, mit 2500 Bewohnern, dessen Hauptnahrungszweig der Getreidehandel ist. Die Umgebung von Muscatine soll für geologische Ausflüge einen sehr vortheilhaften Terrain liefern.

Wir kamen im Laufe des Tages an zahlreichen jungen Ansiedelungen vorbei, die wie Pilze zu beiden Seiten der riesigen Wasserstraße emporschießen. Sie tragen alle, wie die sie umgebende Naturlandschaft, denselben einförmigen Charakter. Ueberall sind Schule, Kirche und Gerichtshalle auf einer An-

höhe erbaut, und haben dasselbe gleichmäßige architektonische Ansehen: rothe Ziegelmauern, Säulen-Portale und runde Thürme. Auch das ungeübteste Auge erkennt in den Gerichtsgebäuden des Westens die Schablone der City-Hall von New-York.

Landwirthschaft und Mahlmühlen bilden die Hauptbeschäftigung der Uferbewohner. Nirgends trifft man eine industrielle Unternehmung, wie Papiermühlen, Tuch- und Spinnfabriken u. s. w. Es scheint einer spätern Generation vorbehalten zu sein, die ganze riesige Wasserkraft sich dienstbar zu machen, und durch die Ausbreitung der Industrie gleichsam eine zweite Decke über den Boden zu spannen.

Eine Hauptursache, warum im Westen industrielle Unternehmungen trotz der Gunst der Naturverhältnisse nicht ins Leben treten, ist der Mangel an Capital und an Arbeitshänden. Man zahlt hier durchschnittlich selbst gegen feste Hypothek 10 bis 15 Procent, oft auch 2 bis 3 Procent monatlich. So erzählte man uns von einem Farmer, der in einem kritischen Moment für 180 Dollars 72 Dollars jährliche Interessen bezahlte, und als ihm später ein christlicherer Capitalist dieselbe Summe für 15 Procent Interessen lieh, betrachtete er denselben als seinen großmüthigen Wohlthäter.

Es herrscht in Europa noch viel Irrthum über

die Sicherheit von Capital-Anlagen in den Vereinigten Staaten. Man hat hier zwei Wege, seine Capitalien sicher und zu vortheilhaften Zinsen anzulegen, nämlich durch Ankauf von Grundstücken, oder durch Darlehen auf Hypotheken.

Die erstere Anlage trägt zwar mehr den Charakter einer Speculation, ist aber auch die lucrativste. Man kann sich kaum einen Begriff machen, in welchem kurzen Zeitraume oft Grundstücke, die man als Congreßland zu 1 1/4 Dollars per Acre angekauft, einen fabelhaften Werth erreichen,*) wenn dieselben nur einigermaßen in der Richtung der Emigration gelegen. Für Solche, welche Amerika nicht aus eigener Anschauung kennen und blos Geldanlagen machen

---

*) Binnen wenigen Jahren kann ein Acker Land (1192 Klafter), der um 1 1/4 Dollars angekauft wurde, den Werth von 300 bis 400 Dollars erreichen, in einer spätern Zeit aber zu einem großartigen Vermögen anwachsen. Der Grund und Boden, auf dem jetzt die Stadt Chicago in Illinois steht, und der gegenwärtig auf mehr als 1 Million Dollars geschätzt wird, wurde 1815 für 30 Dollars verkauft. Die Bodenfläche, auf der sich Cincinnati erhebt, wurde vor 60 Jahren um ein Pferd hingegeben. Als ein historisches Curiosum wollen wir noch hinzufügen, daß der Grund und Boden der Stadt New-York und Umgegend im Jahre 1627 für 24 D. verkauft wurde, während derselbe heutzutage einen Werth von mehr als 300 Millionen vorstellt! Vergl. Schütze, Texas 1847.

wollen, erscheint allerdings Darlehen gegen sichere Hypothek gerathener.

Da der Geldbedarf kein gekünstelter, sondern die natürliche Folge des Mißverhältnisses zwischen bemittelten und unbemittelten Einwanderern ist, da ferner der größte Theil der Ländereien des Westens reich und fruchtbar ist, und nur vermehrte Geldkräfte erfordert, um deren Bearbeitung noch einträglicher zu machen, so darf man mit Recht annehmen, daß Capitalien in keinem Staate Europa's sicherer und gewinnbringender angelegt werden können, als im Westen Amerika's. Es finden sich allerorten vertrauenswürdige Banquierhäuser und Anwälte, welche solche Anlagen auf das Gewissenhafteste besorgen.

Burlington, früher wegen der zahlreichen Feuersteinmassen seiner Umgebung Flint-Hill genannt, ist äußerst lieblich am westlichen Ufer des Mississippi gelegen, und seine ansehnlichen Bauten erheben sich terrassenförmig auf grünem Hügelgrund. Die Einwohner, 6000 Seelen nach der letzten Volkszählung, beschäftigen sich meistentheils mit Ackerbau. Dabei herrscht unter den Ansiedlern, die großentheils aus den Neu-England-Staaten einwandern, viel geistige Rührigkeit. Eine historische Gesellschaft hat bereits mit vielem Eifer den Grund zu einer Bibliothek, einem geologischen und mineralogischen Museum und einer Sammlung von Gegenständen gelegt, welche

irgendwie für die ältere Geschichte Jowa's von Interesse sind.*) Eine Horticulturgesellschaft, deren Seele der vielverdiente Dr. Rauch ist, zählt bereits 60 Mitglieder, und beginnt durch jährliche Ausstellungen und Preisvertheilungen den anerkennenswerthesten Einfluß auf Gartencultur und Pflanzenpflege zu üben.

Es erscheinen in Burlington täglich 2 Journale, außerdem ein deutsches und ein englisches Wochenblatt. Die Zahl der Aerzte beträgt funfzehn. Die Hauptkrankheitsformen sind Wechselfieber und Entzündungskrankheiten. Vor mehreren Jahren erschien auch für einige Zeit die Cholera als ungebetener Gast.

Dr. Rauch entwarf damals eine Karte der Stadt mit Bezeichnung der sloughs (Niederungen, wo sich stagnirendes Wasser ansammelt) und der bluffs, und skizzirte darauf die topographische Verbreitung der Krankheit. Sie brach nach heftigem Regen und

*) Während der Besichtigung dieser Sammlungen machte uns ein Museums-Mitglied, Dr. Rauch, auf ein in Alkohol aufbewahrtes, schleimiges, rundes Gewächs von ungefähr 6 Zoll im Durchmesser aufmerksam, welches vor einigen Wochen wenige Meilen von hier in einem slough des Mississippi gefunden wurde und große Aehnlichkeit mit jenen Medusen oder Seesternen hat, die man häufig an der Meeresküste findet. Durch die Aufbewahrung verlor es ⅓ seiner natürlichen Größe.

Südostwind aus, und war so lange im Zunehmen, als der Südostwind über die Malaria-Gegend des Südens streifte. In den Häusern entlang des Flusses und der sloughs wüthete die Krankheit am heftigsten, eben so an solchen Punkten, wo irgend eine ungesunde Ausdünstung vorherrschte, wie z. B. in der Nähe des pork-house (Schlachthaus für Schweine), in der Umgebung des Kirchhofs, nachdem daselbst 18 Choleratodte begraben worden waren, u. s. w. Die Bewohner der Anhöhen blieben fast gänzlich verschont, desgleichen schienen auch jene Niederungen weniger heimgesucht, welche mit Bäumen bepflanzt waren, was Dr. Rauch auf die Vermuthung brachte, daß jene Baumpflanzungen das malarische Gift absorbirten.

Daß die Vegetation, ihre Aufsaugung und Ausdünstung einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Gesundheitsverhältnisse einer Gegend üben, beweist die nicht seltene Thatsache, daß der Aufenthalt in Niederungen nach einer Entfernung der Baumvegetation viel ungesunder wird. Und vielleicht hat eine weise Natur darum auch die meisten Flußgestade so überreich mit Bäumen bepflanzt, damit die schädlichen Wasserausdünstungen durch dieselben aufgesogen werden mögen.

Sonntag, 17. October, 64° F. In der Kirche der Wiedertäufer (Baptisten) predigte Dr. Johnson,

ein junger Pastor von sehr gefälligem Aeußern, den wir schon von Buffalo aus kannten. Der Text seines christlichen Vortrages war einem Apostelbriefe entlehnt, in welchem Paulus an Timotheus schreibt: „Give attendance to reading“ (Halte an mit Lesen, 1. Epistel 4. Cap. 13. Vers). Der Redner suchte dem Auditorium mit allem Scharfsinn die Vortheile und die Nachtheile des Lesens auseinanderzusetzen, und indem er im Allgemeinen der Buchdruckerpresse, den Büchern und Journalen das schöne Verdienst der Volksaufklärung zugestand, eiferte er zugleich gegen jene Gattung moderner Romanliteratur, welche das Gemüth aufregt, verdirbt und unzufrieden macht, ohne daß demselben daraus irgend ein geistiger oder moralischer Gewinn erwachsen würde. Der fromme Seelenhirt, der sich auch mit statistischen Studien zu befassen scheint, behauptet, die Zahl der jährlich erscheinenden Bücher und Flugschriften sei eine dermaßen kolossale, daß auf jeden einzelnen Einwohner der Vereinigten Staaten ein Band Gedrucktes komme! Die Romane von Sue, Dumas, Bulwer, James u. s. w. wurden insgesammt in die Acht erklärt, dagegen wurden die Bibel, die Schriften von Jeremias Taylor, wissenschaftliche Werke und Reisebeschreibungen zum Lesen empfohlen.

Es ist uns und unserm Verleger eine große Genugthuung, daß das Lesen von Reisewerken, selbst

vom christlichen Standpunkte eines Baptistenpredigers aus, so warm empfohlen wird.

Am Schlusse der Predigt waren wir Zeuge einer ergreifenden Scene. Ein 83jähriger Greis, den ein Beinbruch dem Tode nahe gebracht hatte, erschien nach völliger Herstellung wieder zum ersten Male in der Mitte der Gemeinde. Er nahm auf der Erhöhung hinter dem Geistlichen Platz, und nachdem dieser in einem langen Gebet Gott fü die Genesung und das Wiedererscheinen des ältesten Gemeindegliedes in ihrer Mitte gedankt hatte, erwiderte der würdige Greis, dem oft vor Rührung die Stimme versagte, in eben so gewählten, als tiefreligiösen Ausdrücken.

Wir halten dieses Ereigniß hauptsächlich aus dem Grunde einer Aufzeichnung werth, weil es ein Verhältniß von Theilnahme und Vertrautheit unter den Gemeindegliedern verräth, wie es im gewöhnlichen Christenthume nur selten vorkommt.

Während unseres Aufenthaltes in Burlington beobachteten wir fortwährend jenen eigenthümlichen Nebelduft der Atmosphäre, gepaart mit Sonnenschein und angenehmer Temperatur, welchen die Bewohner des Westens Indian-Summer nennen. Je öfter wir diese Erscheinung beobachteten, desto mehr gewannen wir die Ueberzeugung, daß dieselbe fast ausschließend den Ausdünstungen des Stromes und

den Erddämpfen der Prairien uud der Wälder im Herbste, nach vorhergegangenem Regenwetter, zuzuschreiben ist. Ganz ähnliche Erscheinungen sahen wir in London an milden Novembertagen, wo die Sonne blutroth aufging, und Häuser, Thürme und Schiffe in einem magisch gerötheten Dunstkreise verschwammen.

Abends besuchten wir die presbyterianische Kirche. Es ist ein elegantes Gebäude mit großen bequemen Kirchenbänken von Eichenholz, zu beiden Seiten mit Teppichen belegt, die Wände mit hellstrahlenden Gaslampen reich verziert. Im Hintergrunde führen mehrere Stufen auf eine elegant ausgestattete Erhöhung, auf welcher sich das Pulpit für den Geistlichen befindet. Da in der ganzen weiten Halle nicht das geringste religiöse Abzeichen bemerkbar ist, so konnte man sich eben so gut iu einen Coneertsaal oder in einen andern comfortablen Versammlungsort für Künste oder wissenschaftliche Zwecke versetzt glauben.

Die Rede war eine begeisterte ergreifende Warnung gegen Indifferentismus. Zum Schluß dieser Abendandacht wurde von einem wohlgeschulten Sängerchor ein übliches Kirchenlied mit Begleitung der Phisharmonika gesungen. Die ganze Versammlung erhob sich, und unter dem Eindrucke dieser feierlichen Stimmung verglichen unsere Gedanken unwillkürlich das lustige Sonntagstreiben europäischer Städte

mit dem stillen Abend-Meeting dieser frommen Christengemeinde, die weltliche Sturm-Melodie einer Musard'schen Titi-Galoppade mit den frommen Klängen dieser seelerührenden Phisharmonika.

Montag, 18. October, 57° F. Morgens 8 Uhr reisten wir mittelst Postwagen über fruchtbares Prairieland nach Montrose weiter. Unterwegs sahen wir mehrere große Farmen mit eleganten Wohngebäuden und vielen Obstpflanzungen, namentlich Apfelbäumen.

In Fort Madison, einem erst 1835 gegründeten Städtchen mit 2600 Einwohnern am westlichen Ufer des Missisippi, wurde Mittagsrast gehalten. In der Nähe befindet sich das Staatsgefängniß, nach Pennsylvanischem System mit 100 Einzel-Zellen eingerichtet, worin sich gegenwärtig nur 11 Gefangene befinden.

Um 4 Uhr Abends erreichten wir Montrose, am Beginn der sogenannten unteren Rapids des Missisippi gelegen *). Sie haben eine Länge von 12 Meilen, und unterbrechen bei niedrigem Wasserstand derart die Schifffahrt, daß die Reisenden die Strecke von Montrose nach Keokuk oft Monate lang nur zu Lande zurücklegen können, während die Waaren umgepackt

---

*) Auch Des Moines Rapids aus der Ursache genannt, weil sie in der Nähe der Mündung des Des Moines-Flusses in den Missisippi vorkommen.

und auf Flößen (skiffs) weiter transportirt werden müssen.

Es ist in großem Widerspruche mit dem sonstigen raschen Unternehmungsgeiste der Amerikaner, daß in der Schifffahrt des Missisippi noch immer dieses zeitraubende Hinderniß besteht. Die Regierung hat zur Hinwegräumung der Rollsteine, welche die Rapids bilden, mittelst Pulversprengung u. s. w. die Summe von 50,000 Dollars bewilligt; die Schiffbarmachung der 12 Meilen langen Strecke soll aber einen Kostenaufwand von 250,000 Dollars in Anspruch nehmen.

Die Anhänger des Systems für Internal Improvements wollen die nöthigen Geldmittel aus dem großen Geldbeutel der Union herbeigeschafft wissen, während die demokratische Partei der Meinung ist, eine Verbesserung, aus welcher der einzelne Staat hauptsächlich Gewinn zieht, sollte auch von Rechts wegen von diesem bestritten werden. Die Stromschnellen aber lassen sich von dieser Discussion nicht beirren, sondern unterbrechen nach wie vor die Schifffahrt des Missisippi.

Montrose am westlichen Stromufer hat eine Einwohnerzahl von 900 Seelen, die sich hauptsächlich vom Umpacken der Waaren und von der Weiterbeförderung der Reisenden nähren.

Gerade gegenüber von Montrose liegt Nauvoo,

im Staate Illinois, die frühere Ansiedelung der Mormonen, der gegenwärtige Sitz der Ikarier und ihres Gründers, des Communisten Cabet. Nauvoo, das im Jahre 1844 nahe an 20,000 Mormonen bewohnten, zählt jetzt kaum mehr als 2000 Seelen, größtentheils Deutsche, Elsaßer, Pennsylvanier und 300 Ikarier. — Der Mormonentempel liegt in Trümmern, und seine schönen Bausteine wurden bei unserer Anwesenheit gerade für 1500 Dollars an einen Baumeister in St. Louis verkauft. Wir wohnten im Mansion-house, einer Gastwirthschaft, die von der Witwe Joe Smith's, des Mormonen-Propheten, gehalten wurde, welche sich seit dessen Tode an einen californischen Abenteurer verheirathet hat. Im Zimmer, wo wir schliefen, hing an einer Wand das Bildniß Joe Smith's in Oel gemalt. Ein wohlwollendes Antlitz von länglicher Form und feinen, mehr englischen als amerikanischen Zügen, völlig bartlos, die schwarzen Kopfhaare nach Frauenart in der Mitte gescheitelt. Uns erschien der Apostel nach diesem Portrait mehr als ein betrogener Fanatiker, denn als ein fanatischer Betrüger.

Was gegenwärtig den Mississippi-Reisenden nach Nauvoo zieht, sind indeß weniger die Mormonen-Erinnerungen, die sich an diese Scholle knüpfen, als die socialistische Muster-Colonie der Ikarier, welche sich seit dem 15. März 1849 daselbst niedergelassen

hat. Diese Gemeinde bestand im Juli 1852 aus 343 Mitgliedern*), nämlich 170 Männern, 91 Frauen und 82 Kindern, und theilt sich in die Beschäftigungen des Ackerbaues und der Industrie. Dieselbe besitzt nicht mehr als 25 Acres Eigenthum, und hat 3 Farmen von ungefähr 500 Acres in Pacht. Ihr ganzes Capital in Baarem, Bauten, Maschinen, Grundstücken, Utensilien u. s. w. beträgt 36,000 Dollars. — Unter den industriellen Unternehmungen befindet sich eine Buchdruckerei, in welcher ein communistisches Journal in englischer, französischer und deutscher Sprache gedruckt wird.

Jeder eintretende Communist muß 80 Dollars oder 400 Francs und eine Ausstattung an Kleidern und Bettzeug für zwei Jahre mitbringen. Er muß eine genaue Kenntniß der Grundsätze der Ikarier und ihrer Schriften besitzen und sich streng deren Gesetzen fügen. Die Arbeitszeit ist 7—10 Stunden täglich. Die Mahlzeiten sind gemeinschaftlich; die Familien wohnen abgesondert in größeren und kleineren Wohngebäuden. Die Kinder werden getrennt

*) Von diesen Mitgliedern wurden voriges Jahr (1852) im Herbste über 22 Personen von der Cholera hingerafft, und 27 Mitglieder sind freiwillig ausgetreten. — Auffallend und bezeichnend ist, daß unter der ganzen Gemeinde nicht ein einziger Amerikaner sich befindet, obschon deren in großer Anzahl im Städtchen leben.

von ihren Eltern erzogen, und zwar kleinere Kinder in einer besondern Säugeanstalt (nursery), größere Knaben und Mädchen in einem Schulhause, wo sie lernen, wohnen und schlafen.

Die Schule machte durch ihr verfallenes, schmieriges Aussehen nicht gerade einen sehr erbaulichen Eindruck auf uns. Kirche und Schulhaus sollten immer die schönsten, besten Gebäude einer Gemeinde sein, denn von ihnen allein geht aller Segen und alles Gedeihen aus. — Der Schullehrer, eine derbkräftige Blousengestalt, der bei unserm Besuche gerade bei zugelehnter Thür ein trauliches Gespräch mit der citoyenne Schullehrerin hielt, begrüßte uns mit ikarischem Selbstbewußtsein als „citoyen", und schloß mit diesem republikanischen Paradeausdruck jede seiner Antworten. Als wir ihn nach den in der Schule gelehrten Gegenständen, so wie nach den daselbst in Verwendung befindlichen Schulbüchern fragten, erwiderte uns derselbe mit einem air von Bedauern, daß er keinen Gebrauch von den gewöhnlichen französischen Lehrbüchern machen könne, weil darin noch so viele abergläubische Geschichten vorkämen und noch von einem „bon dieu" und einer „éternité" die Rede sei.

Der Sonntag ist bei den Ikariern ein Tag der Freude und der Erholung. Sie legen demselben keinerlei religiöse Bedeutung bei, wie sie überhaupt

keine Art Gottesdienst anerkennen, sondern verbringen denselben mit Spaziergängen, Sängerfesten, Theaterproductionen und Tanzunterhaltung. Selbst jene ästhetischen Meetings, wie solche die Vereine „freier Männer" an Sonntagen als Ersatz für eine im gewöhnlichen Christenleben übliche Pfarrerpredigt substituiren, und bei welchen regelmäßig belehrende Vorträge über Erziehung, Geschichte, Landwirthschaft u. s. w. gehalten werden, fehlen hier ganz.

Der Mayor oder Richter des Ortes stellte uns den nächsten Morgen nach unserer Ankunft dem Präsidenten der Communisten-Gemeinde, dem vielbekannten Père Cabet vor. Wir trafen ihn in einem kleinen engen Cabinet, rings umgeben von pamphletgefüllten Wandschränken, im grauen Schlafrocke an seinem Schreibepult sitzen. Dasselbe war mit einer Menge von Büchern und Briefschaften bedeckt, und vor ihm lag ein kolossales Vergrößerungsglas, mit dem er wahrscheinlich zuweilen die Erfolge der Gemeinde betrachtete, wenn die düstere Atmosphäre in Nauvoo seinem weitfühlenden Herzen zu beengend wird.

Vater Cabet ist eine untersetzte, ächt französische Gestalt; sein feines Gesicht ist besäet mit leichten Blatternarben; ein üppiger, schneeweißer Bart bedeckt Stirn und Backen, und über die nicht sehr erhabene Stirn fällt mit genialer Nachlässigkeit eine breite, weiße Haarlocke. Er kam erst vor drei

Monaten aus Europa, und hatte seine Familie in London zurückgelassen. Der alte Communist klagte viel über Geldmangel, und obwohl man ihm gerade sein 63. Lebensjahr nicht anmerkte, so hatte er doch ein gedrücktes, sorgenbefangenes Aussehen. Seine ganze Hoffnung ist gegenwärtig auf eine Colonie gerichtet, welche er eben im fernen Westen im Staate Jowa in der Nähe von Council Bluff am Missouri zu gründen im Begriffe steht. Die ganze Gemeinde wird im nächsten Frühjahr dahin übersiedeln, wo Cabet gleich den Mormonen zuerst eine Ansiedelung, dann eine Stadt und endlich eine große ikarische Republik zu schaffen gedenkt. Die Besitzung in Nauvoo soll dann nur noch als Sammelplatz, als vorbereitende Station für neueintretende Communisten gelten, wo diese ihr Laienjahr zu bestehen haben werden.

Seltsam schien es uns, daß Cabet für die gedeihliche Ausführung seines communistischen Systems mehr auf deutsche Emigranten als auf seine eigenen Landsleute hoffte. Allerdings haben sich die Franzosen bisher allenthalben als schlechte Agriculturisten bewiesen. Sie besitzen zu wenig Ruhe, zu wenig Stetigkeit und Geisteszähigkeit für eine agricole Beschäftigung. Wenn aber überhaupt die Ausführbarkeit des communistischen Systems im großen Maßstabe möglich ist, so wird dies nur dort erreichbar

sein, wo die Mehrzahl der Gemeindeglieder der ackerbautreibenden Classe angehört.

Wie man auch im Allgemeinen über die Ikarier und ihre Grundsätze gestimmt sein mag, man muß Vater Cabet die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sein Familienglück, seine Kenntnisse, seinen Fleiß, sein Erworbenes, kurz seine ganze Lebensexistenz der praktischen Ausführung seiner Idee zum Opfer bringt, und das bleibt immer anerkennenswerth in einer Zeit, wo man so Wenige geneigt findet, ihr eigenes Glück und Wohlbehagen dem Interesse ihrer Mitmenschen unterzuordnen.

Als bei unserer Verabschiedung von der Colonie Vater Cabet uns die Hand reichte und wir diesen Handschlag in unüberlegter Angewohnheit mit einem traulichen „Dieu vous bénisse“ erwiederten, lächelte der weißköpfige Communisten-Chef atheistisch kalt, und schien uns fast ob unserer christlichen Einfalt zu bemitleiden.

Im Städtchen fanden wir von den Bewohnern, unter denen die Ikarier übrigens wegen ihres Fleißes und ihres anständigen Betragens viel Achtung genießen, vielfach die Meinung ausgesprochen, daß mit dem Tode Cabet's auch sein ganzes System zu Grabe gehen und die Gemeinde sich in einzelne Farmerfamilien auflösen dürfte. — —

Dienstag, 19. October, 48° F. Von Montrose

nach Keokuk am Fuße der Stromschnellen fährt man in 3 Stunden. Wir fuhren gerade bei Einbruch der Dämmerung durch die Straßen von Keokuk. Es ist ein aufblühendes Städtchen mit einer ackerbautreibenden Bevölkerung von 5000 Seelen.

Wir wollten uns sogleich an Bord eines im Hafen zur Abfahrt bereit liegenden Dampfschiffes begeben, erfuhren aber, daß dasselbe, im Widerspruche zu seiner Ankündigung, wohl erst in zwei Tagen abgehen würde. Man kann die Unpünktlichkeit der Mississippi-Dampfschiffe nicht genug rügen. Zweimal läutet rasch nach einander die Abfahrtsglocke; mancher Passagier, der vielleicht noch im Städtchen ein Geschäft besorgen wollte, beeilt sich, rasch an Bord zu gelangen; Alles hält sich zur Einschiffung bereit, — da bleibt das Schiff noch Tage lang bewegungslos im Hafen liegen. Der Capitain unterläßt jedoch nicht, von Zeit zu Zeit dieses Glocken-Manoeuvre zu wiederholen, um vielleicht noch einige eilige Passagiere für die Mitfahrt zu ködern. Wer zuverlässig und sicher fahren will, der wähle immer ein Paketschiff. Die Fahrpreise auf demselben sind zwar kostspieliger, auch verkehren sie nicht so ununterbrochen, als die gewöhnlichen Dampfschiffe, aber dafür tragen sie mehr das Gepräge der Solidität, des Comforts und der Zuversicht.

Ein großer Vortheil für den Reisenden, nament-

lich wenn er als schachtelbepackter Naturforscher oder mit Damen reist, ist die große Toleranz, welche sowohl auf Eisenbahnen als auf Dampfschiffen in Bezug auf die Zahl der Gepäckstücke herrscht. In Deutschland wird jedes armselige Parapluiefutteral abgewogen und frachtbesteuert, und oft kommt die Bagage des Reisenden theurer zu stehen, als seine höchsteigene Person. Auf den Verkehrswegen Amerika's hingegen herrscht die größte Munifizenz, und man müßte eine bedeutende Ladung Gepäckstücke mit sich führen, bis es einem Dampfschiffs-Cassirer einfiele, eine Frachtvergütung dafür zu verlangen. Wenigstens ist es uns während unserer Reise über einen Flächenraum von nahe an 6000 englischen Meilen, wo wir zuweilen mit 9 Gepäckstücken (Holzkisten, Blechbüchsen) reisten, nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß man uns außer dem mäßigen Fahrpreise eine Ueberfrachtgebühr abverlangt hätte.

Oft sahen wir ganze Familien mit einer förmlichen Hauseinrichtung an Bord kommen, die nach einem andern Orte übersiedelten. Ein Sommerzug oder eine Badereise macht in Europa mehr Umstände, als hier eine 1000 Meilen weite Missisippifahrt. Die Bequemlichkeit der Böte, die Leitigkeit des Verkehrs, die Billigkeit des Transports, die freie Spedition der Bagage trägt viel zu der großen Wanderlust der Amerikaner bei.

Mittwoch, 20. October, 70° F. Das Postdampfschiff „Golden Era“, in dessen prachtvollem Salon wir jetzt der Hauptstadt des Westens zueilen, ist 182′ lang, 29′ breit, hat 376 Pferdekraft, 350 Tonnen Gehalt, und zieht 27″ Wasser. Es besitzt 80 Betten und kann 250 Passagiere beherbergen. Wir bezahlten von Keokuk nach St. Louis (179 Meilen) 4 Dollars. In diesen Preis sind täglich 3 vortreffliche Mahlzeiteu während der Dauer der Fahrt (2 Tage) mit inbegriffen. Oft bleibt das Boot durch einen Unfall 4 bis 5 Tage unterwegs, und dann ist der Capitain verpflichtet, die Schiffsgesellschaft während der ganzen Reiseverzögerung frei zu halten.

Bei Alexandria, einer kleinen, sumpfigen Ansiedelung am westlichen Ufer, 4 Meilen unterhalb Keokuk, ergießt sich der Des Moines-Fluß in den Missisippi. Gegenüber der Mündung liegt Warsaw, ein niedliches Settlement von 2000 Einwohnern.

Die Ufer des mächtigen Des Moines-Flusses bilden zugleich die Grenze zwischen den Staaten Jowa und Missouri.

Gegen Mittag landeten wir in Quincy, im Staate Jllinois, mit 8000 Einwohnern, deren Haupterwerbsquelle der Productenhandel ist. Der Missisippi ist hier ungefähr 1 Meile breit, durchschnittlich

kaum mehr als 3′ tief, und wird häufig von Inseln und Sandbänken durchzogen.

Während die amerikanischen Flußdampfer, was Billigkeit der Preise und Comfort anbelangt, die deutschen Dampfschiffe bei weitem übertreffen, halten dagegen ihre Passagiere nicht den leisesten Vergleich mit der Gesellschaft aus, die man auf den letzteren antrifft. Eine Rheinfahrt, eine Donaufahrt ist eben so genußreich in Bezug auf die gesellige Unterhaltung, als durch die romantischen Reize der vorüberziehenden Gegenden. Man lacht, man scherzt, man wird bekannt, vertraut, und ehe das Schiff landet, ist ein unzertrennliches Freundschaftsband geschlossen.

Nicht so hier. Man kann sich Wochen lang am Bord eines Mississippi-Dampfbootes befinden, ohne auch nur die geringste Bekanntschaft zu machen, ohne mit seinen Reisegefährten in eine andere, als eine holperige Ellenbogen-Berührung gekommen zu sein. Der Hauptgrund dieser amerikanischen Ungeselligkeit scheint aus der praktischen Anwendung des Princips der Freiheit zu entspringen, Jeden möglichst unbeirrt seinen eigenen Weg wandeln zu lassen und sich möglichst wenig um dessen Angelegenheiten zu bekümmern.

An der Mittagstafel, der lustigsten Zeit im deutschen Vaterlande, geht es hier gerade am schweigsamsten her. Die Vorbereitungen nehmen mehr Zeit in Anspruch, als die Mahlzeit selbst. Zuerst wird

über die fast unabsehbare Tischreihe das lange Tafeltuch gezogen. Dann werden Teller und Bestecke neben einander gereiht, und hernach jene Unzahl winziger Gerichte aufgetischt, wo auf einem großen Teller eine einsame Cotelette ruht, oder auf einer breiten Schüssel ein Beefsteak sich verliert. Allmälig marschirt das ganze Regiment heißer Brödchen und Maiskuchen auf; die Augen der Mahlzeitlüsternen werden immer größer, der Raum um die Tafel herum immer gedrängter.

Endlich rückt ein Neger die Stühle näher an die Tafel, der Capitain geht in den Damensalon und ladet die Damen und Verheiratheten zu Tische. Sobald diese Platz genommen, stürzt die ganze Menge einzelner Reisenden auf den Tisch los, um sich einen der noch freigelassenen Plätze zu erkämpfen. Alles schlingt, Niemand spricht, und hat man in schweigsamer Hast eine tüchtige Portion der verschiedensten, unverdaulichsten Gerichte hinabgewürgt, so eilt man eben so rasch und ungesellig wieder vom Tische hinweg, als man sich dazu gesetzt hatte.

Ein zweiter Grund der Ungeselligkeit auf Dampfschiffen ist der fast gänzliche Mangel an Frauenumgang. Die Ladies verlassen höchst selten die Schwelle ihres Separat-Salons, und verkehren während der ganzen Reise fast ausschließlich nur mit ihren Begleitern.

Wenn die Amerikaner mittheilsamer wären, so könnte man von diesen praktischen Naturen unendlich viel erfahren und lernen. Bei ihrer Ungeduld und Rastlosigkeit haben sie in einer Lebensperiode, wo ein deutscher Student kaum die Universität verläßt, bereits die verschiedensten Carrièren durchgemacht. Die Leichtigkeit des Reisens kommt ihrer angeborenen Unruhe wesentlich zu Statten. In Californien, bei den Mormonen oder auf den Sandwichinseln gewesen zu sein, gilt hier keineswegs für eine bedeutende Reise; man trifft fast auf jedem Dampfschiffe einen modernen Columbus, der von irgend einer Entdeckungsreise zurückkommt.

Bei dem Auburn'schen Schweigsystem aber, welches sich aus den amerikanischen Gefängnissen in die Gesellschaft verpflanzt zu haben scheint, wird nur der Reisende interessante Erfahrungen machen, welcher die Gabe der Beobachtung besitzt und benutzt.

Stunden lang sitzen diese wunderlichen Naturen um einen Ofen herum, oder lehnen sich im Stuhle an eine Wand, ohne auch nur das leiseste Wort fallen zu lassen. Sie thun nichts, als daß sie ein Täfelchen Kautabak aus der Tasche ziehen, oder aus einer Dose eine Prise schon geschnittenen Kautabak nach dem Munde führen*).

*) So eklig diese Sitte ist, so kann man doch nicht

Um wieviel heimischer und gemüthlicher sieht sich dagegen eine Reisegesellschaft von Deutschen, von Italienern oder von Franzosen an!

In der deutschen Bonhomie liegt zwar oftmals ein Anflug von Bornirtheit, aber sie ist immer noch zutraulicher, als dieses air der Speculation, wie es das unaufhörliche Dollarbrüten des Amerikaners auf ihren Gesichtern so unheimlich ausprägt. — Der Zug der Schweigsamkeit des Amerikaners scheint indeß zugleich einen physischen Grund zu haben, und mit seiner melancholisch-biliösen Natur im engen Zusammenhange zu stehen. Und vielleicht ist nur seine unaufhörliche Aufgeregtheit Ursache, wenn sich der Krankheitsstoff in seinem Organismus nicht krystallisirt und nicht zum Ausbruche kommt, sondern blos in den hageren, schmalen Gesichtern von gelblichem Teint und in den spitz hervorstehenden Backenknochen sich äußert.

Donnerstag, 21. October, 57° F. Ungefähr 45

---

läugnen, daß sie, wie alle Gewohnheiten der Amerikaner, einen praktischen Zweck hat. Der kauende Geschäftsmann kann schreiben, rechnen und arbeiten, ohne daß sich die Pfeife verstopft oder das Feuer ausgeht, oder die Cigarrenasche abfällt, — kurz, das Kauen ward zur Zeitersparniß erfunden.

Meilen oberhalb St. Louis, eine halbe Meile von Mason's Landing, ergießt sich der Illinois-Fluß in den Missisippi.

Eine der ältesten Städte am östlichen Ufer ist Alton, 20 Meilen von St. Louis entfernt, in früheren Jahren eine bedeutende Rivalin der damaligen Hauptstadt des Westens. Jetzt, wo die Bewohner von Alton es längst aufgegeben haben, einen ähnlichen Aufschwung zu erwarten, suchen sie wenigstens, wie bankerotte Edelherren, mit ihrer Anciennetät zu prahlen, und erzählen wißbegierigen Fremden, wie zu einer Zeit, wo Alton schon ein ansehnliches Städtchen war (es hat gegenwärtig 6000 Einwohner), einmal ein Brief an das dortige Postamt gelangte, mit der Adresse: St. Louis bei Alton, wie man z. B. schreiben würde: Meudon bei Paris. Dies scheint uns aber gerade der klarste Beweis für das rasche Aufblühen von St. Louis zu sein, welches weniger durch seine Reize, als durch die Navigations-Vortheile seiner Lage bestimmt zu sein scheint, eine der großartigsten Städte der Union zu werden.

Die Bewohner von Alton sind neuerdings in ihren Ansprüchen auf die Theilnahme am Welthandel bescheidener geworden, und nähren sich gegenwärtig redlich vom Schweinhandel, den sie so großartig treiben, daß manches Jahr über 40,000 Schweine ge-

schlachtet und in gepökeltem Zustande versendet werden *).

Vier Meilen unterhalb Alton und 18 Meilen oberhalb St. Louis fließt endlich sein bedeutendster Tributär, der Missouri, in den Missisippi. Sogleich nimmt die klare, lichte Fluth des letztern jene schmierig-braune Farbe an, welche dem Missouri seinen Namen gab (Pekitanoui, schmuziges Wasser).

Der Missouri, der in den Felsengebirgen (Chippewayan mountains) entspringt, hat mit seinen zahllosen Krümmungen bereits einen Weg von 3000 Meilen zurückgelegt, unterwegs zahlreiche Flüsse aufgenommen **), und ein Thalgebiet von 523,000 □Meilen durchzogen, wenn er sich, mit einer Fluthenmasse von ½ Meile Breite, mit den Gewässern des Missisippi vereinigt.

Es ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß eigentlich der Missouri der größere der beiden Ströme ist, und daher mit Unrecht bei der Ver-

*) 100 Pf. Schweinefleisch kosten in Alton 4½ bis 5 Dollars, geräuchert 10½ Cents pr. Pfund.

**) In gerader Linie beträgt der Lauf des Missouri von seinen Quellen bis zu seiner Mündung 1870 Meilen. Die Hauptflüsse, die sich in denselben ergießen, sind Yellow-Stone, La Platte, Kansas, Chariton, Osage und Gasconnade Rivers. Seine Quelle ist circa 7000′, seine Mündung 380′ über dem mexikanischen Meerbusen gelegen.

einigung seiner Gewässer mit jenen des Mississippi seinen Namen verliert. Es scheint dem Missourifluß, mit dessen Wasserfluth der Mississippi prahlt, wie manchem Schreiber im Bureau eines Ministers zu ergehen, dessen Kenntnißreichthum seinem Chef zu Ehren und Ansehen verhilft, während sein Name im dunklen Actenstaube begraben und vergessen bleibt.

S.

XXVIII.

Saint-Louis.

Saint-Louis war vor achtzig Jahren ein unbedeutendes Dorf, fast ausschließlich von französischen Creolen bewohnt. Pierre Laclède baute am 15. Februar 1764 die erste Blockhütte an dieser Uferstelle des Missisippi. Ihm folgten die Brüder Chouteau aus New-Orleans, die so wenig wie Laclède ernste Colonisationsabsichten hatten, sondern die Gegend bequem gelegen für die Jagd und den Pelzhandel mit den Indianern fanden. Daß an der Stelle, wo sie die ersten Bäume fällten und die ersten Lehmhütten bauten, nach weniger als einem Jahrhundert eine Stadt emporwachsen würde, an Größe, Reichthum, Handelsverkehr und Schifffahrt den geräuschvollsten und glänzendsten Handelsstädten des europäischen Festlandes ebenbürtig, das hat wohl selbst die üppigste Phantasie französischer Abenteurer nimmer geahnet. Es wäre auch sicher nicht zu einem solchen Resultate gekommen, wenn Franzosen die vor-

herrschenden Ansiedler und die Herren des Landes geblieben wären.

Die erste Ansiedelung wurde bald durch viele französische Einwanderer vom östlichen Ufer des Missisippi, namentlich aus Kaskahia, Cahokia, Fort Chartres und Vincennes, verstärkt. Die Abtretung dieser Gegenden von Frankreich an Großbritannien im Jahre 1763 hatte die Bewohner dieser Ortschaften, die sich ungern unter das englische Scepter beugten, wanderlustig gemacht. Neben dem verletzten Nationalstolz dieser Franzosen mochte das Bewußtsein, dem anglo-amerikanischen Stamme an Stärke und Tüchtigkeit nicht gewachsen zu sein, und die Ahnung ihres ökonomischen Ruins bei der Concurrenz mit einem an Thatkraft und Handelsgeist so überlegenen Volke zu jenem Entschlusse mitwirken. Trotz der unendlich günstigen Lage der Stadt, so nahe den Mündungen des Missouri und des Illinois und nicht allzu weit von der Mündung des Ohio, an einem Strome, der vor dem St. Lorenz den Vorzug größerer Fruchtbarkeit, längern Laufes und eines mildern Klima's, welches sehr selten das Treibeis des Missouri bis unterhalb St. Louis gelangen läßt, voraus hat, gelangte die Stadt in französischen Händen zu keinem blühenden Gedeihen. Im Jahre 1768 wurde sie mit der Louisiana an Spanien abgetreten. Die Bevölkerung aber blieb französisch, da

aus Spanien, das damals im Besitze der schönsten südlichen Colonien war, keine Einwanderung erfolgte. Im Jahre 1803 kam St. Louis wieder an Frankreich und wurde unmittelbar darauf mit dem ganzen untern Missisippithale von Bonaparte an die Vereinigten Staaten abgetreten*).

---

*) Die ausführlichsten geschichtlichen Nachrichten über die Entstehung von St. Louis enthält Nicollet's „Report“ über den obern Missisippi. Es ist diese Schrift mit etwas stark französischer Färbung geschrieben. Herrn Nicollet zuolge habe Laclède, der dem Orte den Namen gegeben, die künftige Bedeutung von St. Louis vorausgesehen und selbst in Gegenwart der Officiere vom Fort Chartres vorausgesagt. Die beiden Creolen August und Peter Chouteau bezeichnet Herr Nicollet als junge Männer von „highest intelligence“. Auf dem alten Marktplatze im westlichen Theile der Stadt sollen die ersten Blockhäuser aufgeschlagen worden sein. Am 10. October 1764 wurde die neue Niederlassung von 400 Indianern in nicht eben freundlicher Absicht besucht. Die Wilden verlangten Lebensmittel und Geschenke. Ein Theil der neuen Ansiedler war durch diesen Besuch so alarmirt, daß er den Ort verließ und stromabwärts schiffte. Inzwischen dauerte der Indianerkrieg am linken Ufer des Missisippi fort, und die Engländer hatten große Mühe, sich in den Besitz des Landes zu setzen. Die schwerste Prüfung hatte die Niederlassung am 8. Mai 1780 zu bestehen, wo ein wüthender Angriff der Indianer nur mit Mühe zurückgeschlagen wurde. Die Spanier, welche inzwischen durch den am 21. April 1760 in New-Orleans veröffentlichten Vertrag in den Besitz der Louisiana gekom-

Erst von dieser Zeit an hob sich der Handel und die Bedeutung der Stadt, die zuvor nur von Trappers, canadischen „Reisenden", Pelzhändlern und Indianern besucht war. Doch hatte St. Louis im Jahre 1822 noch geringe Bedeutung, und noch sechs Jahre später, als sich der gelehrte deutsche Arzt und Botaniker, Dr. Engelmann, daselbst nieder-

---

men, hatten erst später einige Truppen nach St. Louis geschickt. An der Vertheidigung der Colonie gegen die Indianer nahm die spanische Besatzung keinen Antheil, und zog sich in den steinernen Thurm zurück, während die französischen Ansiedler selbst zu den Waffen griffen und die anstürmenden Wilden tapfer zurückschlugen. Letztere, aus den Stämmen der Sack-, Fuchs- und Jowa-Indianer bestehend, rächten sich durch Ermordung vieler einzelner Ansiedler in der Ebene, welche nicht Zeit hatten, sich hinter die Palissaden zu flüchten. Es sollen bei dieser Gelegenheit 60 getödtet und 30 gefangen worden sein. Laclède, der Gründer von St. Louis, hatte den Unfall nicht erlebt. Er war am 20. Juni 1778 in einem kleinen Dorfe am Arkansasflusse gestorben. Sein Wohnhaus in St. Louis stand zwischen dem Markte und der Walnut-Street an der jetzigen Main-Street. Die Niederlassung St. Louis schleppte sich mit einer vorherrschend französischen Bevölkerung mühsam fort, bis ziemlich lange nach der Abtretung der Louisiana von Spanien an Napoleon und von Diesem an die Vereinigten Staaten zahlreiche Anglo-Amerikaner von Osten einwanderten und mit dem kräftigen Geiste dieses Stammes auch Handel, Verkehr und Schifffahrt, ein neues Leben an den Ufern des obern Missisippi erwachte.

ließ, zählte die Stadt nicht über 10,000 Bewohner. Die obere Stadt und die ganze Reihe jener Riesengebäude an der Levée des Stromes existirten noch nicht. Die Dampfschiffverbindung zwischen St. Louis und New-Orleans war erst im Entstehen.

Im Jahre 1819 kam der erste Steamer in St. Louis an. Als Herzog Paul von Württemberg bei seiner ersten Reise den Mississippi aufwärts fahrend im Jahre 1822 St. Louis besuchte, befand sich die Dampfschifffahrt noch völlig in der Kindheit. Die Fahrpreise waren theuer, die Abfahrten selten, die Schiffe klein und unbequem. Die Schilderung, welche dieser fürstliche Gelehrte, den wir im November 1852 in St. Louis wieder trafen, von der damaligen Einrichtung und der Schiffsgesellschaft auf dem Mississippi entwirft, bietet einen ergötzlichen Contrast gegen die Größe, die Schönheit und den ausgesuchten Comfort, den man gegenwärtig bei verhältnißmäßig sehr billigen Preisen auf den 2 bis 3 Stockwerk hohen Mississippi-Dampfern findet, unter welchen John Saimons, Scott, Eclipse, Illinois, Grand Turk, Schiffe, welche den größten Oceandampfern an Räumlichkeit wenig nachstehen, besonders hervorragen. Als Nicollet St. Louis im October 1841 besuchte, besaß die Stadt bereits 67 Steamers von 150 bis 800 Tonnen. Die Gesammtzahl der auf dem Mississippi und seinen Tributärflüssen laufenden

Dampfer war 300. Die Dampfschifffahrt dieses großen Stromes hat aber seitdem einen noch riesenhaftern Aufschwung genommen, und zu Ende des Jahres 1852, als wir von St. Louis nach New-Orleans, eine Strecke von über 1200 engl. Meilen, abwärts fuhren, wurde der Missisippi mit seinen Seitenflüssen von nicht weniger als 841 Dampfschiffen befahren, neben welchen noch eine bedeutende Zahl von Flatboats die gewöhnliche Reise stromabwärts machte. Wir erreichten St. Louis am 4. November bei heiterem Sonnenschein. Mehr als der Anblick der Stadt überraschte uns die imposante Reihe der Riesendampfer, deren eiserne Schlöte wie Säulen hoch in die Luft ragten. Es lagen nicht weniger als 93 Steamers dem hohen steinernen Kai des Stromes entlang.

St. Louis, das große Emporium des Westens, dessen gegenwärtiger Zustand und Reichthum noch in keinem Verhältnisse zu seiner glänzenden Zukunft steht, ist bereits von so vielen Reisenden besucht und beschrieben worden, daß wir eine ausführliche Schilderung füglich unterlassen können. Die Stadt liegt unter 38° 37′ 28″ n. Br. und 19° 15′ 39″ w. L. am rechten Ufer des Missisippi, 382′ über dem Spiegel des mexikanischen Golfs nach der Berechnung von Nicollet. Ihre Entfernung von Balize an der Mündung dieses Stromes beträgt 1390, von New-

Orleans 1286 engl. Meilen. Sie steht auf einem Lehmgrunde der Alluvialbildung, unter welchem der Kohlenkalkstein an aufgeschlossenen Stellen zu Tage tritt. Das Terrain ist nicht völlig flach, sondern erhebt sich landeinwärts bis zum großen Platze, in dessen Mitte das neue Courthouse steht. Der tiefer gelegene Stadttheil, der dem Stromufer entlang sich ausdehnt, ist den Ueberschwemmungen stark ausgesetzt. Eine der furchtbarsten war die zweimal wiederkehrende große Fluth vom Jahre 1844. Die Mündung des Missouri, der im Frühjahre, wo der Schnee auf den Hochebenen schmilzt, dem Missisippi das meiste Wasser zuführt, liegt nur 18 Meilen oberhalb der Stadt. Der wilde Steppenfluß, dessen Wiege die Rocky-Mountains, führt die meisten Baumstämme mit sich, welche die Schifffahrt so gefährlich machen. In den Wintermonaten wälzt er zuweilen bedeutende Massen von Treibeis hinab, welche die Schifffahrt auf einige Wochen unterbrechen.

Die Hauptstraßen der Stadt mit hohen, stattlichen Häusern, meist von rothen Backsteinen, laufen parallel mit dem Flusse. Die schönsten Gebäude an den Quais und in den 4 unteren Straßen zwischen dem Missisippi und dem großen Platze sind erst seit dem letzten großen Brande entstanden. Von Schönheitssinn und Liebe zur architektonischen Abwechslung ist an den stattlichen Häusern dieser Stadt so wenig

zu sehen, wie in allen übrigen großen Städten der Union, besonders im Westen. Dem Räumlichen, Nützlichen und Bequemen muß hier überall das Schöne weichen. Die Häuser sind im Allgemeinen neben ihrer Größe auch sauber und heiter, aber höchst einförmig. Unter den Kirchen ist nicht eine, deren Ganzes einigen Anspruch auf Schönheit macht, und das stattlichste und günstigst gelegene Gebäude der Stadt, das neue Courthouse im Centrum des großen Platzes an der höchsten Stelle der Uferhöhe, macht mit seiner plumpen mißgestalteten Kuppel sogar einen durchaus unschönen, widerwärtigen Eindruck.

Nichts ist contrastirender, als der Charakter der Bauart und das Leben in den neuen Städten Nordamerika's und in den alten Städten Italiens. In Italien schimmert der Kunst- und Schönheitssinn, welcher zur Zeit, als seine Städte zu Macht und Blüthe gelangten, ein durchaus vorherrschender Charakterzug ihrer damaligen Beherrscher wie ihrer Bevölkerung war, durch den ganzen Charakter der Bauwerke. Es sind herrliche Monumente darunter, welche bis in unsere jüngsten Tage Tausende von Besuchern anziehen und mit so manchen traurigen Seiten, die das italienische Leben und die geselligen Zustände eines tief gesunkenen Volkes darbieten, einigermaßen versöhnen. Großartig und herrlich zeigt sich der alte Kunstsinn nicht nur in Florenz und

Venedig, den einstigen Hauptstädten blühender und mächtiger Republiken, sondern auch in minder berühmten Städten, wie Brescia, Siena, Pisa, wo noch heute der Besucher nicht müde wird, über die Zahl und Schönheit jener mittelalterlichen Denkmäler, der Zeugen der alten Blüthe, zu staunen und über die versumpften Zustände der Gegenwart trübe Glossen zu machen. Die Bevölkerung im Allgemeinen findet sich mit ächt italienischem Humor und Leichtsinn in der Gegenwart zurecht, ohne elegische Klagen über den Wechsel der Zeiten anzustellen, die sie dem Dichter, dem Gelehrten, dem Gebildeten überläßt, deren Zahl gerade in Italien eine verhältnißmäßig so kleine ist. Mit der politischen Macht, Freiheit und Selbstständigkeit sind Handel, Industrie und Wohlhabenheit von Italien weggezogen. Die Masse des Volks ist arm und hungrig in einem der fruchtbarsten Länder der Erde, das rings von Meeren umgeben ist, und von der Natur zu einem handeltreibenden, reichen und glücklichen Volke bestimmt war.

In den großen Städten Amerika's fehlen mit den alten historischen Erinnerungen auch die edlen Werke der Baukunst, die Anmuth und der Schönheitssinn, der so lange ein Hauptcharakterzug Italiens und der Italiener war. Es entstehen und gedeihen hier die Städte nur an Punkten, die dem

Handel und der Niederlassung von Farmern conveniren. Auf malerische Lage wird keine Rücksicht genommen. Die ersten entstehenden Gebäude sind Blockhäuser, welche bei zunehmendem Wohlstande der Colonisten in steinerne Wohnhäuser sich verwandeln. Dann folgen Magazine und Gasthäuser, und nach ihnen kommen Kirchen und Schulhäuser, bei deren Erbauung stets nur die Rücksichten des Bedürfnisses oder der Bequemlichkeit vorwalten. Die Wohnhäuser amerikanischer Kaufleute und wohlhabender Grundbesitzer sind in der Regel gefällig und freundlich von außen, oft mit breiten luftigen Veranda's oder Galerien eingefaßt. Im Innern fehlen nicht die Kamine, die schönen Teppiche, reinliche Meubles, breite Betten, Spiegel und Schaukelstühle, aber nach schönen Gemälden, nach Kupferstichen von Werth, nach antiken Vasen oder nach irgend anderen wahren Kunstgegenständen wird man sich vergeblich umsehen. Von jenem soliden Luxus, welchen die Paläste und Wohnhäuser italienischer Nobili, z. B. in Mailand oder Venedig, darbieten, ist hier keine Spur, obwohl es viele Tausend Yankees giebt, die eben so gut, wie die Vorfahren der heute meist verarmten Adelsgeschlechter Venedigs oder Genua's, die Mittel hätten, sich Marmorpaläste zu bauen, und Maler und Bildhauer zu beschäftigen. Das liegt nicht im Geiste der Yankees, die ihr Geld lieber in Schiffe oder

Fabriken und in andere gewinnbringende Speculationen stecken. Dem Charakter und ganzen Wesen dieses Volkes ist nichts ferner als die Armuth, und der Mangel derselben giebt sich überall auch im äußern Gepräge der amerikanischen Städte kund, die aber dafür auch gewaltig groß, reich und blühend werden, und ihre höchste Glanzperiode noch vor sich haben, dabei des höchsten Maßes politischer Freiheit und Gleichheit genießen, während die Glanzstädte Italiens dahin welken, die stolzen Marmorpaläste, die alten Denkmäler mehr und mehr verfallen und veröden, das hungernde Volk von dem Almosen der reichen Engländer lebt, und keine Aussicht auf eine heitere und schönere Zukunft es für Schmach und Knechtschaft der Gegenwart tröstet.

St. Louis ist nur für Leute, welche Geschäfte machen und viel Geld verdienen, ein leidlicher Wohnsitz. Wer hier nicht seinen ökonomischen Vortheil findet, hält es nicht lange aus. Das Klima ist noch widerwärtiger als ungesund. Im Sommer eine Hitze, fast ärger und drückender als in New-Orleans, und der Thermometer steht in den Monaten Juli und August zwischen 85 und 95° F., ja steigt selbst bis 105° in den Nachmittagsstunden. Bösartige Fieber stellen sich regelmäßig mit der Hitze von Ende Juli bis Ende September ein. Im Winter ist die Kälte fast noch empfindlicher. Schon am 7. November

waren alle Lachen gefroren, und man fröstelte selbst vor dem Kohlenfeuer des Kamins. Der Thermometer fällt im Januar und Februar häufig bis unter 20° Réaumur. Im Sommer lagert sich über der Stadt eine schwere drückende Atmosphäre, im Winter entgeht man nirgends dem widerlichen Geruche des Kohlendunstes. Der Landschaftscharakter der Umgebung gewährt keinen Trost. Die Wechselfieber herrschen auch unter den Farmerfamilien fast allgemein. Die vielen Erdfälle, deren Höhlungen mit stagnirendem Wasser gefüllt sind, tragen im Sommer nicht wenig bei, den bösartigen Charakter des Klima's zu erhöhen.

Nach der letzten Zählung zu Anfang des Jahres 1853 hatte St. Louis nahebei 100,000 Einwohner, während der Census von 1850 nur 77,860 angiebt. Der englisch redende Theil, nämlich Amerikaner und Irländer, bilden davon zwei Drittheile. Die Zahl der deutschen Bevölkerung wird über 25,000 geschätzt. Der französisch-redende Theil der Einwohner, einst der zahlreichste und herrschende, nimmt verhältnißmäßig mehr ab und verarmt, wie in allen Gegenden des Missisippithales. Der untüchtige und verkommene Charakter der französischen Bevölkerung ist in den Vereinigten Staaten noch weit augenfälliger und geht einem ungleich raschern Verfall entgegen, als in Unter-Canada, wo er wenigstens an

Zahl beträchtlicher zugenommen hat und noch in dichter Masse beisammenwohnt.

Dr. Engelmann, der bekannte gelehrte Arzt und Naturforscher, welcher St. Louis seit 22 Jahren bewohnt, versicherte uns, daß zur Zeit seiner Ankunft St. Louis nicht über 8000 Bewohner gehabt, die meist französisch sprachen. Von allen den Riesengebäuden, welche heute die Levée am Missisippi zieren, existirte noch keines. Aehnliche Bemerkungen über die ungeheure Metamorphose, welche die letzten Jahrzehende an diesem Strande vollbracht, hörten wir aus dem Munde des Prinzen Paul von Würtemberg, dessen erster Besuch in St. Louis 30 Jahre zurückdatirt. Wer damals ein paar Tausend Acres an Grundstücken gekauft hätte, die mit 3 bis 4 Dollars pr. Acre bezahlt wurden, wäre heute reicher als sämmtliche Barone von Rothschild. In den 4 Straßen zwischen der Water-Street und dem großen Platze kostet hier durchschnittlich 1 Fuß Front 800 bis 1000 Dollars, und selbst in den entlegensten Stadttheilen und in der Umgegend von 12 Meilen vom Courthouse ist der geringste Preis 12 Dollars für den Fuß des Grundes. In den besuchtesten Stadttheilen beträgt die jährliche Miethe eines Kaufladens 4000 bis 6000 Dollars.

Handel und Gelderwerb verschlingen in dieser gewaltig aufstrebenden jungen Riesenstadt natürlich

alle übrigen Interessen. Doch giebt es auch einige wissenschaftliche Anstalten, an welchen sich die reichen Amerikaner wenigstens mit Geldbeiträgen willig betheiligen, wenn sie auch sonst keine thätige Theilnahme daran kundgeben. Eine recht hübsche Bibliothek von 8389 Bänden, worunter auch manche sehr kostspielige wissenschaftliche Werke, z. B. Audubon's Naturgeschichte der Säugethiere und Vögel Nordamerika's, fanden wir in der Mercantile Library, welche seit 7 Jahren durch Privatbeiträge gegründet ist und noch eine bedeutende Erweiterung erhalten soll. Der Jahresbeitrag beträgt 5 Dollars. Wer die Summe von 50 Dollars hinterlegt, bleibt lebenslängliches Mitglied. Einzelne reiche Privatmänner beeilten sich, diese sehr nützliche Anstalt noch mit besonderen Gaben zu beschenken. Der gegenwärtige Bibliothekar, Dr. Curtis, ist ein freundlicher und liebenswürdiger Amerikaner, der uns auf die zuvorkommendste Weise empfing und die tägliche Benutzung der schönen Anstalt uns zur freien Verfügung stellte. Wie in allen öffentlichen und Privatinstituten Nordamerika's herrscht hier ein unbegrenztes Vertrauen und eine überraschende Ungenirtheit. Jeder Besucher öffnet selbst die Schränke und nimmt die Bücher nach Belieben heraus, ohne daß man nöthig hätte, ihm auf Finger und Taschen zu sehen, wie es in

allen Leih- und Leseanstalten Deutschlands löblicher Brauch ist.

Auch das Jesuitencollegium besuchten wir, und wurden von dessen Vorstande, dem hochwürdigen Pater Smet, einem Manne von freundlichen und angenehmen Umgangsformen, der große Reisen gemacht hat, lange Jahre unter den Indianern des Oregongebietes und der Rocky-Mountains verweilte, und reiche Lebenserfahrungen und Menschenkenntniß sich angeeignet hatte, artig und freundlich empfangen. Er erzählte uns viele Episoden aus seinem Leben unter den Indianerstämmen, und machte uns auch recht schätzbare Mittheilungen über die religiösen Begriffe und Sagen der verschiedenen Stämme. Auch über die Verhältnisse seines Ordens in diesem Lande gab uns der gefällige Mann bereitwillige Auskunft. Die Väter der Gesellschaft Jesu sind in St. Louis seit 1828 etablirt, und zählen daselbst 10 Priester und 10 Laien mit 250 Zöglingen. Im Oregongebiete haben die Jesuiten 10 Missionsposten, in den Vereinigten Staaten bestehen zusammen 18 Jesuitencollegien. Sie sind, wie die Geistlichen anderer Kirchen, abgabenfrei, und die seit fünf Jahren ansässigen und nationalisirten Jesuiten haben auch das Recht des Abstimmens bei allen öffentlichen Wahlen, sollen aber selten davon Gebrauch machen. Ihr Vermögen nimmt hier, wie überall, durch Schen-

kungen und Vermächtnisse bedeutend zu. Nach der Schätzung des Pater Smet ist ein Drittheil der Bewohner von St. Louis und ein Zehntheil der Bevölkerung des Staates Missouri katholisch. Irländer und Deutsche bilden die Mehrzahl. An dem Schulunterrichte der Jesuiten sollen auch manche Kinder protestantischer Eltern Theil nehmen.

Von anderen wissenschaftlichen Anstalten erwähnen wir noch des medicinischen Collegiums von Mc. Dowell, welches dieser reiche Arzt aus eigenen Mitteln erbaut und ausgestattet hat. Es enthält eine ziemlich hübsche Präparatensammlung, Amphitheater, Bibliothek u. s. w. Der medicinische Cursus wird während der 4 Wintermonate gehalten und innerhalb 2 Jahren beendigt. Jeder Wintercursus kostet 110 Dollars. Ein zweites medicinisches Collegium wurde von D. Pope gegründet, soll aber minder gut geleitet sein. Calomel, Opium, Chinin und Ricinusöl sind hier die gangbarsten Arzneien. Es giebt in St. Louis auch eine Classe von Aerzten, welche man Botanic Physicians nennt, und die ihre Kranken ausschließlich mit vegetabilischen Arzneien behandeln, zugleich auch das kalte Wasser und die Schwitzcur nicht ungern anwenden. Mit allerlei Hausmitteln und Universalmitteln wird hier zugleich derselbe Humbug getrieben, wie in New-York, Cincinnati und in allen großen Städten der Union.

Unter den verschiedenen öffentlichen Gebäuden, die wir besuchten, verdient auch das Arsenal einer kurzen Erwähnung, obwohl derartige Waffenvorrathshäuser in Amerika mit den europäischen an Größe und Ausstattung gar nicht vergleichbar sind. Das Arsenal von St. Louis ist gleichwohl ein ziemlich geräumiges Gebäude, bedeckt einen Flächenraum von 38 Acres, und enthält einen Vorrath von 45,000 Gewehren, die nicht, wie in Europa, prunkhaft aufgestellt, sondern in Kisten verpackt liegen. Die ganze Besatzung bestand aus 20 Mann, und ein einziger Soldat stand als Wache unterm Gewehr. Im Vorhof sahen wir Geschützkugeln aller Caliber aufgehäuft, von 10 bis 90 Pfund. Merkwürdig ist eine Maschine zum Guß der Flintenkugeln, welche täglich 128,000 Stück liefert.

Schöne Gebäude besitzen die Freimaurer und die Odd-Fellows, die hier wie allenthalben der gesellschaftlichen Vortheile wegen zahlreiche Mitglieder zählen. Wir wohnten am 6. November einer großen öffentlichen Feier der Freimaurer bei. Es war der Jahrestag der Aufnahme Washington's in die Gesellschaft der Maurer vor gerade 100 Jahren. Mit gestickten oder bemalten Schurzfellen und sonstigen Insignien zogen die Maurer paarweise brüderlich Arm in Arm mit Musikbanden, Fahnen und Sinnsprüchen. Es waren auch viele Deutsche dar-

unter. Die Feier endigte, wie gewöhnlich, mit einem kräftigen Schmause. Die deutschen Arbeiter in St. Louis haben unter dem Vortritt von Journalisten und Literaten verschiedenartige wiederholte Versuche gemacht, Brüdergesellschaften mit socialistischen Tendenzen zu gründen. Anfangs hatte die Sache hier wie anderwärts großen Anklang. Der Verein für freie Männer mit socialistischer und atheistischer Färbung fand starken Anklang. Es wurde ein Gebäude zur Versammlungshalle gekauft, Turnplatz und Schule damit verbunden. An Sonntagen wurden Vorträge über gemeinnützige Gegenstände gehalten. Der bekannte Börnstein, Redacteur und Eigenthümer des Anzeigers des Westens, der das verbreitetste deutsche Blatt im Staate Missouri ist und eine Auflage von 4500 hat, war einer der thätigsten Gründer und Theilnehmer des Vereins. Doch die Sache scheiterte bald an der Zwietracht und der Zerrissenheit, welche die Deutschen überall hin in die Ferne begleitet und von allen Reisebeschreibern in diesem Lande, am kräftigsten von Franz Löhr in ihrer vollen Trostlosigkeit geschildert werden. Es bildeten sich unter den freien Männern zwei Fractionen, die sich mit Feder und Zunge in Zeitungen und Wirthshäusern auf das wüthendste bekämpften. Die Rohheit und Gemeinheit, welche bei dieser Gelegenheit beiderseits entfaltet wurde, fand

vielleicht nicht einmal unter den Deutschen Cincinnati's ihres Gleichen, was viel sagen will. Herr Börnstein und sein Freund Preusner wurden zuletzt von zwei deutschen Megären, deren Ehemänner gleichfalls zu jener Gesellschaft gehörten, mit Kuhhautpeitschen auf offener Straße angefallen und mißhandelt. Der Skandal wurde so arg, daß zuletzt selbst die englisch-amerikanischen Blätter, die sich sonst um die Deutschen wenig kümmern, Notiz von der Sache nahmen. Trotz aller dieser Anfechtungen soll Herr Börnstein lucrative Geschäfte machen. Er ist nicht nur Verleger, Redacteur und Drucker seines Blattes, sondern hält in demselben Local noch eine Bier- und Speisewirthschaft, hat einen Saal zu öffentlichen Vorträgen für die neue Gesellschaft der „Concordia" eingerichtet, hielt zur Zeit unseres Aufenthaltes Vorträge über die Emancipation der Frauen, versuchte sich auch hier und da wieder in seinem alten Metier als Schauspieler, und trat mit seiner Frau in verschiedenen Lustspielen mit großem Beifall auf. Der Vielseitigkeit seines Talentes und Wirkungskreises gegenüber konnten selbst die gewandten Yankees nicht umhin einzugestehen, daß Herr Börnstein ein „smart man" sei, — das beste Ehrenprädicat im Yankeelande.

Wenige Tage vor unserer Abreise von St. Louis hatten wir auch noch Gelegenheit, einem Gottes-

dienste der Mormonengemeinde beizuwohnen. Dieselbe hält hier unangefochten ihre öffentlichen Versammlungen und besteht aus sehr verschiedenen Nationalitäten: Schotten, Engländer, Amerikaner die Mehrzahl, auch Deutsche, aber keine Franzosen, soviel wir hörten. In dem Gottesdienste war nichts besonders Merkwürdiges. Junge Männer sangen einen Choral. Wer Lust zu reden hatte, hielt einen Vortrag. Der eifrigste unter den verschiedenen Wortführern vertheidigte die Religion und die Gemeinde der Mormonen gegen die vielen „ungerechten Vorwürfe", welche „die Welt" wider sie gerichtet. Junge Männer sammelten darauf die frommen Gaben. Gleich nach beendigter Predigt empfahlen sich einige neu eingetretene Mitglieder der Secte als Schneider und Hutmacher ihren geliebten Glaubensbrüdern zu wohlgeneigter Erinnerung. Das war doch ein Beweis, daß die Mormonen praktische Leute sind, die business von ihrem Gottesdienste nicht ausschließen und inmitten ihres andächtigen Dranges und ihrer frommen Gedanken auch ihre ökonomischen Zwecke zu fördern wissen. Es waren mehr Frauen und Mädchen als Männer anwesend. Am Schlusse des Gottesdienstes stellten wir uns an die Thür des Saales, und ließen die Hinausgehenden gleichsam Revue passiren. Wir hatten unter den Mormonen auffallende Physiognomien, viele stiere Blicke, bleiche und schwärme-

rische Gesichter zu sehen erwartet. Zu unserer Verwunderung bemerkten wir das gerade Gegentheil. Die Leute sahen wie andere Menschenkinder aus. Es gab dicke und magere Gestalten, blühenden und erdfahlen Teint, hübsche und häßliche Gesichter, feine Näschen und dicke Plumpnasen. Im Ganzen erschien uns die Gemeinde recht alltäglich und gar nicht so mormonenhaft, wie sie uns die Einbildungskraft gemalt hatte.

XXIX.

Von St. Louis nach den Eisenbergen im Staate Missouri.

Mit dem Dampfschiff Cataract fuhren wir am 8. November in der angenehmen Begleitung des Staatsgeologen, Herrn Whitney, nach St. Genevieve, 90 Meilen von St. Louis, am westlichen Ufer des Missisippi, von welchem Städtchen aus die beiden Eisenberge am bequemsten und schnellsten zu erreichen sind.

Kartenspiel, eine auf den Schiffen des obern Missisippi völlig verpönte Sitte, kommt im Augenblick, wo man den ersten Sklavenstaat betritt, mit allen seinen häßlichen Lastern zum Vorschein; die ganze Nacht wurde am Bord des Cataract gespielt und gezecht, und des Morgens lagen die Kartenblätter in wüster Verstreuung am Boden herum. Es waren sogar einige Könige darunter. — Die Neger, die am Schiffe bedienten und die Getränke reichten,

standen, neugierig lauschend, um den Glückstisch, und blickten bald auf die Karten, bald auf den Haufen goldener Dollarstücke, bald auf die gesichtverzerrenden Spieler.

Während der Nacht fuhr das Schiff zweimal mit einem so heftigen Stoße auf den Grund, daß wir unwillkürlich aus dem Bette sprangen. Zeitig des Morgens landeten wir in St. Genevieve, einer der ältesten Niederlassungen des Staates Missouri, meist von Creolen (Abkömmlingen französischer Emigranten) bewohnt. Es ist der Hauptverschiffungsplatz der Eisen- und Bleierze, und dessen Bewohner, circa 1500 Seelen, ziehen aus diesem Geschäft ihren Haupterwerb.

Sobald wir uns die nöthigen Empfehlungen verschafft und ein Fahrzeug gemiethet hatten, traten wir die Weiterreise nach der Mineralregion des Staates Missouri an.

Wir waren kaum zwei Stunden gefahren, als unser Kutscher, ein erst kürzlich eingewanderter Hesse, so stark das Fieber (ague) bekam, daß wir auf einer einsamen Farm anhalten mußten, um für denselben einige erwärmende Mittel bereiten zu lassen. Der Farmer lag selbst fieberbefallen im Bette, und die ganze Familie hatte ein abgezehrtes, krankhaftes Aussehen. Die Ansiedler dieser Gegend sind derart an Fieber gewöhnt, daß sie sich nicht wohl fühlen,

wenn sie nicht alle Herbste ein Chile-Fieber tüchtig durchbeutelt.

Die Familie, deren Gastfreundschaft wir ansprachen, waren deutsche Settler. Als sie von dem Fieberanfalle unseres Kutschers hörten, bot der Farmer sogleich seinen Mantel an, und die Frau war eifrig bemüht, so schnell als möglich den Thee zu bereiten. Es scheint, daß die deutsche Biederkeit zu jenen wenigen Substanzen gehört, welche das salzige Oceanwasser weder entfärbt noch verdirbt.

In Farmington, dem Gerichtssitz des St. Francis County mit 1000 Einwohnern, blieben wir über Nacht.

Sieben Meilen, ehe man Farmington erreicht, macht der frühere Sandstein und Kalkstein dem Granit und einem porphyrartigen Conglomerate Platz. Gleichzeitig mit dem Granit kommt auch Nadelholz-Vegetation zum Vorschein, während wir, in den ersten Stunden unserer Reise, die Hügel ausschließend mit Eichen, Hickory und Cottonwood bewachsen sahen.

Der schlechte Zustand der Straße, welcher dieselbe oft während der feuchten Wintermonate völlig bodenlos und unfahrbar macht, und sowohl dem Verkehr, als dem Betrieb der Eisenbergwerke hindernd im Wege steht, hat die Bildung einer Actiengesellschaft zum Erbau einer sogenannten Plank-Road

zwischen St. Genevieve und dem Iron-Mountain zur Folge gehabt. Diese aus dem gesägten Holze der Hickorybäume construirte Straße von 45 englischen Meilen kostet 157,500 Dollars (3,500 Doll. pr. Meile), und die Arbeiten sind bereits derart vorgerückt, daß schon in wenigen Monaten dieselbe dem Verkehr übergeben werden dürfte.

Dieser neue bequeme Verbindungsweg wird von unberechenbarem Vortheil für die Zukunft der Eisenminen sein, und den Transport wesentlich erleichtern und verkürzen. Die Fracht einer Tonne Eisen von den Bergwerken bis zum Verschiffungsplatze beträgt gegenwärtig 27½ Cents für 100 Pfund Eisen; dabei kann ein Wagen mit zwei Pferden nicht mehr als 1600 Pfund befördern; nach Vollendung der Plank-Road wird die Fracht nur circa 15 Cents für 100 Pfund Eisen kosten, und ein zweispänniger Wagen wird 4000 Pfund zu transportiren im Stande sein. Das Ertragniß der Plank-road-Actiengesellschaft wird in der gesetzlich bewilligten Erhebung eines Straßenzolls bestehen, der für einen mit circa 4000 Pfund befrachteten zweispännigen Lastwagen auf 2½ Dollars betragen soll.

10. November, 34° F. Von Farmington nach dem Iron-Mountain sind ungefähr 20 Meilen. Der Iron-Mountain, ein konischer Hügel von glimmerartigem Eisenoxyd, ist 200 Fuß über die ihn um-

gebende Ebene, und 500′ über St. Louis erhaben, und bedeckt ungefähr 1 □Meile Flächenraum. Derselbe ist das Eigenthum einer Handelscompagnie.— Das Land der Gesellschaft umfaßt 2500 Acres, die Mineralregion ungefähr 500 Acres.

Das geologische Gestein des Berges ist Granit und Porphyr, die unterste Schichte Sandstein. Das Eisen ist in großen Massen von felsartigem Ansehn vorhanden, welche theilweise ein Gewicht von mehreren Tonnen erreichen. Der Berg selbst ist noch völlig unbearbeitet; an solchen Stellen, wo man Nachgrabungen unternommen, hat man bis zu 8′ Tiefe einzelne Metallstücke (boulders) zwischen Sandstein und Mergel gefunden.

Bisher wurde der Berg bis zu 18′ abgegraben, und es findet sich zwischen rothem Mergel (red clay) solch reiche Erzausbeute, daß man vor der Hand eine mehr systematische Nachgrabung nicht für nöthig erachtet. Ja, der Metallreichthum ist so großartig und liegt dermaßen bloß am Tage, daß bis in die jüngste Zeit hinein 1 Pferd und 1 Karren hinreichten, um den Schmelzofen jährlich mit 7000 Tonnen Erz zu versehen, welche über 3,500 Tonnen Reineisen lieferten.— Ein amerikanischer Calculant will sogar berechnet haben, daß der Mineralreichthum des Iron-Mountain unerschöpflich genug wäre, um 600,000,000 Tonnen Eisen zu liefern. Es scheint auch kein

Zweifel vorhanden, daß der ganze Berg aus Eisenmassen besteht, und daß die Unternehmer, wenn sie, anstatt an dessen Fuß im Schutt und Mergel fortzugraben, einen Schacht abteufen würden, gewiß in kurzer Zeit noch weit reichere Massen finden müßten.

Seltsam erscheint es, daß der Iron-Mountain der einzige eisenhaltige Berg dieser ganzen Gebirgskette ist. Die höchsten Punkte des Thals dürften sich 500 bis 600' erheben, und sind, ohne einen auffallend verschiedenen Naturcharakter, größtentheils mit Laubholz bewaldet.

Wenn man den Berg ersteigt und von seinem Gipfel überschaut, so haben die bemoosten, flechtenüberdeckten Massen, die überall aus der braunen Erde herausstarren, ziemlich viel Aehnlichkeit mit rauhen Felsblöcken. Klopft man aber mit einem Hammer auf das seltsame Gestein, so ertönt bald ein metallischer Klang, und schlägt man endlich ein Stück entzwei, so findet sich ein Eisenerz von so vortrefflicher Qualität, daß es im Schmelzofen 77 bis 80 Procent reines Metall abwirft.

Als Feuerung im Schmelzofen werden Holzkohlen gebrannt, zu deren Bereitung die zahlreichen Eichenwälder der Umgebung die vortheilhaftesten Dienste leisten. Die Gesellschaft liefert den Köhlern das Holz und bezahlt für den Bushel gebrannte Kohle 3 Cents Arbeitslohn.

Der Schmelzofen, in welchem ungefähr 3 Tonnen (6000 Pfd.) auf einmal geschmolzen werden können, ist 9' breit und 36' hoch. Das Erz muß zehn Stunden im Ofen bleiben, bis es gußgerecht wird.*) Im Durchschnitt werden alle 24 Stunden 6 Tonnen Eisen in kurzen Stangen von 3 bis 4 Fuß Länge (pig) und verschiedenem Gewichte gegossen.

Dermalen kommen jährlich vom Iron-Mountain 3000 Tonnen (zu 2240 Pfund gerechnet) Reineisen auf den Markt. Die Tonne Eisen hat gegenwärtig in St. Louis einen Werth von 30 Dollars.

Im Ganzen sind in diesem Bergwerke 200 Arbeiter beschäftigt, welche durchschnittlich für die 26 Arbeitstage des Monats 18 Dollars Lohn erhalten. Jeder Arbeiter bekommt außerdem für sich und seine Familie von der Gesellschaft ein Haus angewiesen, doch hat derselbe für dessen Einrichtung, so wie für seine Verköstigung selbst zu sorgen. Für einzelne Arbeiter besteht ein Kosthaus (boarding-house), in welchem sie für wöchentlich 2 Dollars dreimal des Tags kräftige Nahrung erhalten.

Der größte Theil der daselbst beschäftigten Arbeiter sind Deutsche, und darunter so viele Waldecker,

*) Der zum leichtern Schmelzen des Erzes benöthigte Kalkstein (flux) wird aus einem benachbarten Steinbruche gewonnen. Man berechnet für je 400 Pfund Erz 70 Pfd. Fluß, der ungefähr auf 25 Cents zu stehen kommt.

daß das halbe Fürstenthum verödet zu sein scheint. Als wir einen dieser braven Leute frugen, ob er wohl wieder einmal nach Deutschland zurückkehren möchte, erwiderte derselbe, er würde selbst dann kein Verlangen darnach tragen, wenn er genug Geld zu leben hätte, denn in Deutschland würden für ausgeliehenes Geld nur 3% bezahlt, hier aber bekomme man sechs Procent Interessen.

Hier, wo die Grundstücke noch so billig sind (1192 □ Klafter für 1½ Dollars), wird es dem Arbeiter leicht, selbst bei verhältnißmäßig geringem Lohn sich so viel zu ersparen, um allmälig ein eigenes Besitzthum zu erwerben. Viele Arbeiter werden auf ähnliche Weise selbstständig, und beschließen ihr Leben als wohlhabende Farmer, während sie in der Heimath wohl immer arm und hülflos geblieben wären.

Im Pfarrsprengel St. Josef, 16 Meilen von Iron-Mountain, wird ein weißer Sand von so vorzüglicher Güte für Glasfabrikation gefunden, daß derselbe einen Handelsartikel bildet, und ein nicht unbedeutendes Quantum sogar nach England verschifft wird.

11. November, 52° F. Trotz des Regenwetters fuhren wir heute Morgen nach dem ungefähr fünf Meilen südlich entfernten Pilot-Knob, gleichfalls ein Eisenberg von der Form eines isolirten Kegels, 500′ über dem Thal, 800′ über St. Louis und 2 bis 3 Meilen im Umfang.

Schon zu der Zeit, als noch die Indianer hier hausten, war die seltsame Beschaffenheit dieses Berges wohl bekannt, und diese wilden Horden erzählten oft den Missionären und Pelzhändlern, daß sie einen Berg wüßten, auf dessen Oberfläche man Eisen finde. Aber erst im Jahre 1819 wurde die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Pilot-Knob gerichtet, und es ist kaum vier Jahre, daß dessen Erzreichthum für Industrie und Handel nutzbringend gemacht wurde.

Es ist zu bedauern, daß diese interessante Mineralregion noch so wenig wissenschaftlich exploitirt und bisher weder eine genaue Höhenmessung, noch umfassende geologische Untersuchungen von berufenen Fachmännern angestellt worden sind. Wir müssen daher einen großen Theil unserer Mittheilungen über Entfernung, Höhenmessungen u. s. w. auf die Angaben von Betheiligten gründen, und diese sind leider nur allzu häufig aus Unwissenheit oder egoistischer Absicht unrichtig oder entstellt.

Der Pilot-Knob ist das Eigenthum von vier Theilhabern, welche die Eisenminen unter der Firma: Madison Iron Company auf gemeinschaftliche Rechnung betreiben. Einer dieser Theilhaber, Herr Pratt, ritt mit uns in den Nachmittagsstunden auf den Gipfel des Pilot-Knob, und zeigte uns dieses erzene Wunder in seiner ganzen Ausdehnung. Ringsum auf dem Bergrücken ragen gewaltige Eisenmassen, die

das Ansehen von bemoostem Felsgestein haben, 20 bis 40 Fuß aus der Erde. Am gigantischsten erscheinen sie am Gipfel, wo sie bald die Form von Bollwerken, bald die Gestalt verfallener Castelle annehmen.

Wir stiegen vom Pferde, schlangen die Zügel um einen Baumstamm, und klimmten über rauhe Eisenmassen mühsam auf das höchste Gestein hinauf, welches durch seine hervorragende Spitze ein Pilot für alle Wanderer der Umgebung wird, und dem Berge seinen Namen gab.

Nicht nur der Geologe fühlt sich bei dem Anblick dieser seltsamen Erscheinung von Staunen und Interesse ergriffen, auch für den Politiker wie für den National-Oekonomen ist sie ein Gegenstand der ernstesten Betrachtung. Der Reichthum dieses Berges an fast reinem Metall ist für Jahrhunderte unerschöpflich. Viele Generationen, die entferntesten Ländertheile werden seinen Einfluß empfinden. Ein Nero könnte von diesem Erz eine ganze Welt in Ketten legen, und man würde die Abnahme des Metalls noch wenig wahrnehmen. Das freie Volk von Amerika wird aber einen humanern Gebrauch von diesem Natursegen machen, es wird Eisenbahnen und Dampfschiffe davon bauen, Ackerbau und Industrie damit beleben, und durch die Förderung der Freiheit Anderer seine eigene Freiheit immer mehr befestigen.

Und wahrlich, keine Nation hat es nöthiger als der Amerikaner in seiner Ausnahmestellung, den goldenen Schatz der Freiheit allen Nationalitäten und Menschenracen seines Welttheils in gleichem Maße genießen zu lassen, damit nicht einmal, an einem düstern Tage der Vergeltung, am Gipfel dieses eisernen Riesen ein rachgieriges, sich selbst befreiendes Sklavenheer mit gellender Stimme singt:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.“

Das Echo dieses Gesanges müßte schauerlich wiederhallen, nicht blos in den Bergen der Umgebung, sondern auch in der Brust jedes Negertyrannen und jedes brutalen Sklavenzüchters! —

An allen Stellen, wo bisher, 20 bis 30′ tief, senkrecht in den Berg gegraben wurde, fanden sich allenthalben fast massive Eisenstücke vor. Das Ganggestein, welches das Eisen begleitet, ist Porphyr. Auf die Magnetnadel hatten selbst die gewaltigsten Erzmassen des Pilot-Knob nicht den geringsten Einfluß.

Der Chemiker Colon von St. Etienne in Paris, welcher im Jahre 1842 für eine Gesellschaft die Erze beider Berge chemisch untersuchte, schlägt den Eisengehalt des Iron-Mountain auf 66, den des Pilot-Knob auf 62% an. Professor Silliman sen. in New Haven soll ein gleiches Ergebniß gefunden haben.

Seit der Gründung dieser Eisenwerke im Januar 1848 sind so manche Anstrengungen gemacht worden, um durch bessere Verbindungswege und eine rationellere Bearbeitung der Minen diese entlegenen Schätze auf das vortheilhafteste und nutzbringendste auszubeuten. Eine Arbeiterzahl von 100 Seelen ist fortwährend mit dem Gewinnen und Schmelzen des Erzes beschäftigt, und in den letzten Jahren sind bereits 4000 Tonnen jährlich nach St. Louis versendet worden.

Die verschiedenen Eisengattungen, welche hier erzeugt werden, sind: pig-, barren- und bloom-Eisen. Pig-Eisen kommt vom Landungsplatze in St. Louis auf 30 bis 32 Dollars, bloom-Eisen dagegen auf 55 bis 60 Dollars pr. Tonne zu stehen. Wie in den Schmelzöfen des Iron-Mountain werden auch hier Holzkohlen (char-coals) als Brennmaterial benutzt, welche der Gesellschaft, die das Holz dazu liefert, 3 Cents pr. Bushel kosten.

Auf den Bergen der Umgebung bilden Granit und Porphyr das vorherrschende Gestein. Jedoch ist hier nicht, wie am Iron-Mountain, die Mineralregion auf diesen einzigen Berg beschränkt; nach allen Thalrichtungen hin verbreitet sich der Reichthum an Metallen. So findet man in Shepherd mound, eine Meile vom Pilot-Knob, magnetisches Eisen von gleich bedeutendem Erzgehalt; jedoch be-

tragen die Röstungskosten dieses Eisens 50 Cents pr Tonne, während jene des Pilot-Knob sich nur auf 25 Cents belaufen.

Eben so wird in Bogy-bank, 5 Meilen vom Pilot-Knob, vortreffliches Eisen gewonnen, und in Russels bank, 3½ Meile vom Pilot-Knob, das feinste, reinste Eisen der ganzen Gegend. In einer noch größern Entfernung finden sich Blei- und Kupferminen, auf deren bedeutendste Gewerke wir bei unserm spätern Besuch ausführlicher zurückzukommen gedenken.

Bei dem primitiven Zustande, in welchem sich hier noch alle Verhältnisse befinden, kann es nicht auffallen, wenn bisher weder für Arzt und Krankenasyl, noch für eine Schule gesorgt wurde. Es ist Alles noch erst im Werden, aber in so rascher Entwickelung, daß sich vielleicht schon im nächsten Jahre auf jenem Grund und Boden ein ansehnliches Städtchen mit allen Bedürfnissen eines gesellschaftlichen Verbandes erhebt, wo jetzt nur wenige rohe Hütten aus ungehobelten Eichenstämmen stehen.

Die Zukunft dieser Mineralregion ist vielleicht eine noch großartigere, als die der Kupferbergwerke am Obern See. Nur müssen diese ergiebigen Erzlager mit größerer Umsicht und Sachkenntniß, als bisher, ausgebeutet und auf eine entsprechendere

Verbindung mit der großen Wasserstraße des Missisippi Bedacht genommen werden.

Binnen 5 Jahren soll die kolossale Eisenbahnlinie von den Fällen des St. Anthony in Minesota bis nach dem Golf von Mexiko vollendet sein, und die gegenwärtige Entfernung zu Wasser von 2049 englischen Meilen auf 1300 Landmeilen reduciren. Dieser neue Verkehrsweg wird die Mineralregion des Staates Missouri dicht berühren, und der eiserne Riese im Madison Canton manche Schiene dazu liefern. Zu gleicher Zeit dürfte eine Zweigbahn die bedeutenden Kohlenlager (Cannel-coal) im Colloway County der Industrie und dem Handel näher bringen, und ihre Ausbeute vortheilhafter als bisher gestalten, wo der Transport derselben so große Hemmnisse in den Weg legt.

In Arcadien, einem stillen Weiler von wenig Häusern, zwei Meilen vom Pilot-Knob, in einem einsamen Thale, brachten wir die Nacht zu. Das ansehnlichste Gebäude der kleinen Ansiedelung ist ein Methodisten-Gymnasium, worin 85 männliche und 29 weibliche Zöglinge eine umfassende Schulbildung erhalten. Jeder Cursus von 22 Wochen kostet 6 bis 15 Dollars für den Unterricht, und 35 bis 40 Dollars für die Beköstigung.

Am wenigsten scheint uns in Arcadien für die sittliche Entwickelung der Schüler Sorge getragen

zu werden. Ein großer Theil saß bei unserm Besuche in einem schmierigen, dumpfen Schulzimmer auf abgeschnitzelten Bänken um einen kalten Ofen, ohne alle Aufsicht, und selbst die Jüngsten hatten schon eine Cigarre oder ein Kaukügelchen im Munde. Eine andere Abtheilung trieb sich im Hofraum mit der lärmendsten Ausgelassenheit wild herum.

Als wir die Anstalt verließen, um nach dem Hause zurückzukehren, in welchem wir für die Nacht unser Quartier aufgeschlagen, war es bereits dermaßen finster geworden, daß wir auch nicht einen Schritt weit zu sehen vermochten. Der Schuldirector, Mr. Berryman, dem wir sehr dringend empfohlen waren, gab uns mit einer hell flackernden Millykerze bis zur Thür das Geleite, und als er unsere Verlegenheit bemerkte, als Fremder in solcher Dunkelheit den Weg zu unserm Nachtquartier zu finden, entschuldigte sich derselbe ganz trocken, uns keine Laterne bieten zu können. Hierauf ließ er uns, nicht weiter besorgt, in die stockfinstere Nacht hinausstolpern.

Daß sich im ganzen Hausinventarium keine Laterne vorfand, nimmt uns bei einer Schule nicht Wunder, wo im Finstern tappen vielleicht als eine geistige Uebung gilt; daß aber in einer christlichen Anstalt nicht einmal das Licht der Gastfreundschaft

leuchtet, ist eine Erscheinung, die einen düstern Schatten auf ihre Leiter wirft.

Im Hause, wo wir übernachteten, waren weder Thüren noch Fenster zum Verschließen, und der Wind blies empfindlich durch die unzählbaren Oeffnungen. Man steckte uns mit einem jungen Studenten in eine Dachstube zusammen, in der uns indeß ein lustiges Kaminfeuer für das übrige Ungemach entschädigte. In der Stube standen zwei Betten, in welche sich vier Fremde, die sich nie früher gesehen hatten, theilen sollten. Es ist dies eine Sitte, die wir vor unserer Reise in Missouri in keinem freien Staate der Union trafen, und die nur wenig mit dem hohen Preise in Einklang steht, welchen man dem Reisenden in der dürftigsten Kneipe abverlangt. Die Wirthe fragen aber wenig nach Comfort, auch nicht nach dem Gesundheitszustand der Reisenden, und schieben Fieberkranke, Phthisiker, Bresthafte und gesunde Naturen unter Eine schmale Decke zusammen.

12. November, 24° F. Der Student, mit dem wir die Stube theilten, war schon in einem Alter, wo man gewöhnlich kein Pensum mehr macht, sondern bereits einen praktischen Lebenszweck verfolgt. Er erzählte uns, daß er der Sohn eines Farmers sei, mehrere hundert Meilen westlich von Arcadien wohne und die lateinischen Studien blos im Winter zu seinem Vergnügen treibe, während er im Sommer

im Felde arbeite, und auch fernerhin keine andere Absicht habe, als ein gewöhnlicher Farmer zu bleiben (merely a common farmer). Es scheint uns dies ein erfreulicher Beweis für die Lernbegierde und den Wissensdrang der jüngern Amerikaner-Generation, denn dieser junge Mann ist nicht etwa ein alleinstehender Enthusiast; es finden sich vielmehr auf den meisten Gymnasien Studirende im Mannesalter, welche zwei Drittheile des Jahres auf dem Acker den Spaten führen, und das letzte Drittheil für ihre geistige Ausbildung verwenden.

Nur schien es uns weit wünschenswerther und gewinnversprechender, wenn solche empfängliche Naturen ihre Mußestunden, statt dem unfruchtbaren Studium der lateinischen Classiker, lieber irgend einer praktischen Wissenschaft, wie z. B. der Chemie, der Botanik, der Geologie, der Mineralogie ꝛc. zuwenden möchten. Bei ihrem steten Verkehr mit der Natur müßten sie aus solchem Studium weit größeres Vergnügen und namhaftern Vortheil ziehen, und wären dabei zugleich im Stande, der Menschheit ersprießliche Dienste zu leisten.

In den Nachmittagsstunden erreichten wir Fredericktown, den Gerichtssitz von Madison Canton, mit 200 Einwohnern. Wenn sich in Amerika irgendwo ein paar Häuser und ein Store (Kaufmannsladen) erheben, so heißt dies gleich „little town“, wie

man zuweilen in Deutschland einen großen Marktflecken ein Fürstenthum nennt. Doch herrscht hierbei der Unterschied, daß diese wenigen Häuser in wenig Jahren wirklich zu einer Stadt heranwachsen, während das Fürstenthum in Deutschland immer ein Marktflecken bleibt.

Zwei Meilen von Fredericktown fanden sich im Jahre 1846 zahlreiche „prospectors“ zusammen, die nach Kupfer gruben. Mehrere Jahre lang wurden die Arbeiten fortgesetzt, aber seit 1849 sind sie wegen allzu geringer Ausbeute und schlechten Verkehrsmitteln wieder aufgegeben.

Der Wirth, in dessen Hause wir ein ziemlich gutes Unterkommen fanden, war ein sogenannter Hunter (Jäger), welcher den größten Theil des Jahres mit Jagen zubringt, und dem meistentheils die Flinte liefert, was das Haus bedarf. Diese Classe von Menschen ist in Missouri und den Grenzstaaten sehr zahlreich; man berechnet, daß am White-river, Arkansas-river und Red-river über 1500 Hunters leben, welche sich hauptsächlich nur von der Jagd ernähren, und in ihrer wilden Beschäftigung allen Sinn für Cultur und Industrie verlieren.

13. November, 19° F. Die Bleiminen des Staates Missouri, deren bedeutendste, Mine de la Motte, wir eben zu besuchen gedenken, umfassen die Cantone Washington, St. Genevieve, Jefferson und Ma-

dison mit einem Flächenraum von 3150 □ Meilen. Dieselben erstrecken sich in nordwestlicher Richtung von der Quelle (head-waters) des St. Francisflusses bis zum Merrimacfluß in einer Länge von 70 Meilen, und in südwestlicher Richtung vom Missisippi bis Fourche à Courtois, in einer Breite von 45 Meilen.

La Motte und Philippe Francis Renault, der Sohn eines berühmten Eisengießers in Frankreich, waren die ersten Bebauer der Bleiminen Missouri's. La Motte entdeckte 1720 die Bleiminen am St. Francisfluß und Renault die Potosi-Minen,*) welche beide Bergwerke noch bis zur Stunde die Namen ihrer Entdecker führen.

Die Mine à la Motte, eines der ältesten Bergwerke Nordamerika's, hat einen Flächenraum von 36 □ Meilen, und wurde erst vor Kurzem um die Summe von 160,200 Dollars an den gegenwärtigen Besitzer, Dr. Flemming aus Philadelphia, verkauft.

Dr. Flemming bot uns seine Pferde an, um nach dem eine Meile von seinem Wohnhause entfernten Bergwerke zu reiten. Wir zogen indeß, vom mehrtägigen Wagenschütteln ermüdet, einen erfrischenden Spaziergang vor, und ließen uns durch einen seiner

*) Vierzig Meilen westlich vom Missisippi und 60 Meilen südöstlich von St. Louis.

Negersklaven nach den Minen weisen. Dieser Führer war ein kräftiger Bursche von ungefähr 25 Jahren, mit intelligenten Zügen, und sprach nebst dem Englischen auch die französische Sprache, die er blos durch den Umgang mit französischen Ansiedlern gelernt hatte. Wir waren von seinen verständigen Antworten um so mehr überrascht, als bekanntlich die Neger nicht den geringsten Schulunterricht genießen, und keineswegs aus Mangel an Fähigkeit, sondern blos aus Furcht vor ihrer Selbstbefreiung zu einer rein animalischen Existenz verurtheilt sind.

Der Berg, in dessen Schacht wir einfuhren, hat 70′ Höhe, und ist mit Eichen reich bewachsen. Der Stollen hat eine Länge von 300 Fuß, und eine Höhe von 7 Fuß. Die Metalladern, von durchschnittlich 2′ Dicke, laufen alle von Süden nach Westen und liegen zwischen Schiefer und Kalkstein. Es werden in diesen Gruben nebst Blei auch Kobalt, Nickel und Kupfer gefunden. Das Bleierz und das Kupfererz (in Verbindung mit Nickel und Kobalt) sind durch eine 1½ Schuh dicke Kalkschichten getrennt.

Die dem Berg abgerungenen Erze werden zwölf Stunden lang geröstet, und das Blei sodann in einem Halbhochofen, der ungefähr 5000 Pfund Erz aufnehmen kann, von dem Kupfer, Nickel und Kobalt getrennt, welche in den sogenannten Kupferstein zusammenfließen, und in diesem Zustande nach einer

Fabrik in Philadelphia zur Verarbeitung für industrielle Zwecke gesendet werden.

Durch diesen Proceß werden 50 Procent Blei und 25 Procent Kupferstein gewonnen; der Rest geht in Schlacke auf.*)

Zwei Meilen von dieser Mine wird kohlensaures Bleioxyd (dry-bone) gewonnen; es ist verschieden von dem dry-bone Galena's, das aus kieselsaurem Zinkoxyd besteht.

An der Mittagstafel des gastlichen Minenbesitzers trafen wir mit einem der ältesten Ansiedler des Bezirks, mit Judge Smith, zusammen, einem Greise von 80 Jahren, mit aschgrauer Gesichtsfarbe, aschgrauen Haaren und aschgrauem Rock, der noch gar rüstig Glas und Gabel führte. Judge Smith besitzt in der Nähe eine große Farm, auf welcher er in behaglicher Ruhe sein Leben zu beschließen gedenkt.

In den Nachmittagsstunden ließ uns Dr. Flem-

*) Die gegenwärtige Bergwerksbevölkerung in den Bleiminen des Staates Missouri beträgt kaum mehr als 300 Menschen. Im Jahre 1819 waren in denselben Minen 1100 Menschen beschäftigt, deren Fleiß jährlich drei Millionen Pfund Blei auf die Oberfläche schaffte. 100 Pfd. Blei kosteten damals an den Minen 4 Dollars, am Verschiffungsplatze 4½ Dollars, in New-Orleans 5½ Dollars und in Philadelphia 6 Dollars. — (Schoolcraft, the lead mines of Missouri. New-York, 1819.)

ming von einem andern Negersklaven, einem Knaben von 15 Jahren, nach einer Höhle führen, in welcher sich eine 4 Schuh breite Basaltschicht zwischen zwei Granitschichten hinzieht. Auf dem Wege dahin erzählte uns der kleine Neger, daß er weder lesen noch schreiben könne, indem es im Dorfe keine Schule für „black people“ gebe, daß er aber große Lust hätte, diese Schwarzkunst der Weißen sich zu eigen zu machen. Wir frugen ihn, ob seine Eltern schreib- oder lesekundig wärezn Er verneinte es. Als wir uns nach seiner Religion erkundigten, erhielten wir zur Antwort, daß aus Mangel an Religionsunterricht weder seine Eltern noch er selbst irgend einer bestimmten Christengemeinde angehörten, aber der Vater, meinte er, besuche zuweilen die Kirche.

Wir verließen gegen 5 Uhr **Mine à la Motte** und gedachten noch denselben Abend bis nach Cook's Settlement zu gelangen, einer der wenigen Ansiedelungen zwischen den Bergwerken und St. Genevieve, wo man eine Aufnahme für die Nacht findet. Der unbeschreiblich schlechte Zustand der Straße, auf welcher unser Fuhrwerk wie ein Nachen auf stürmischer See hin und her geschleudert wurde, verzögerte unser Weiterkommen derart, daß wir uns noch auf der öden Fahrt befanden, als längst die Nacht hereingebrochen war. In dieser ungewissen Lage beschlossen wir, im nächsten Pachthofe, den wir erreichen

würden, die Gastfreundschaft des Besitzers anzusprechen.

Bald darauf hielt unser Kutscher vor einem stattlichen Wohnhaus, umgeben von großartigen Wirthschaftsgebäuden und Gartenanlagen. Eine große Anzahl Neger sprang geschäftig herbei, uns aus dem Wagen zu helfen, unsere Reiseeffecten in Empfang zu nehmen, und die Pferde zu besorgen. Wir waren in großer Verlegenheit, in so später Abendstunde die Hausruhe eines uns völlig Unbekannten zu stören, und überlegten eine Menge Entschuldigungen, als wir die Thürklinke ergriffen, um uns dem fremden Hauswirth vorzustellen. Wie groß war aber unsere Ueberraschung, als uns jetzt der alte würdige Judge mithS entgegentrat, unser Tafelgenosse von diesem Mittag, der lange vor uns Mine à la Motte auf einem tüchtigen Traber verlassen hatte, um noch vor der Dämmerung diesen schönen Pachthof zu erreichen, von dem er der höchsteigene Besitzer war. — Zum ersten Male in unserm Leben übernachteten wir auf der Besitzung eines Sklavenzüchters.

Dieses gewissenlose, unchristliche System, auf das wir im Laufe unserer Reise durch die Sklavenstaaten noch öfter zurückkommen werden, verlor in dieser Behausung in sofern etwas von seiner Herbheit und Grausamkeit, als der alte Judge seine zehn Sklaven ziemlich menschlich behandelt und ihnen, da

er keine Familie hinterläßt, bei seinem Tode wohl die Freiheit schenken wird. Die Negerin, die uns bediente, und, da der Judge Wittwer ist, sämmtliche Angelegenheiten des Hauses besorgte, hatte ganz das Aussehen, die Manieren, den Einfluß und die Schwatzhaftigkeit einer europäischen Wirthschafterin, und unterschied sich nur durch ihre dunkle Gesichtsfarbe von ihren europäischen Colleginnen.

Der biedere alte Herr, der uns so freundlich aufgenommen, ist in einem Umkreise von mehreren Meilen der einzige Ansiedler, und zugleich der einzige weiße Bewohner des Besitzthums. Er wird nur umgeben und beschützt von seiner chocolatbraunen Dienerschaft.

Wenn es fast kein Beispiel giebt, daß Negersklaven selbst in solchen Fällen völliger Weltabgeschiedenheit an ihrem Beherrscher irgend einen Act der Rache ausführen, so darf dies indeß keineswegs der allgemeinen guten Behandlung oder ihrer Schicksalszufriedenheit, sondern nur der harmlosen unrachsüchtigen Natur und dem gedrückten Denkvermögen der Neger zugeschrieben werden, deren Leben sich von dem eines Lastthieres nur wenig unterscheidet.

14. November, 32° F. Wir befanden uns jetzt auf der Rückreise nach St. Genevieve, das wir vor einer Woche verlassen hatten. Die Hügel, die wir passirten, hatten 150 bis 200′ Höhe, und waren

ausschließend mit Eichen bewaldet. Je mehr wir uns wieder dem Thale des Missisippi und der Kohlenformation näherten, desto häufiger fanden wir im Kalkstein und Flintstein Fossilien der secundären Periode.

In einer Mühle, mitten im Walde am Orase-Fluß, bei einer Creolenfamilie, hielten wir Mittagsrast. Der dicke, alte Müller Janisse verläugnete weder im Aussehen noch im Betragen seine französische Abkunft. Wir glaubten uns einen Moment in die gemüthliche Behausung eines wohlhabenden Bauern der Provence versetzt, als uns der Anblick der aufwartenden Negersklavin aus unserer heimischen Stimmung riß.

In St. Genevieve warteten bereits zwei Freunde aus St. Louis, um uns nach ihrer Besitzung in Birmingham, 60 Meilen südwestlich von St. Genevieve am rechten Missisippi, zu begleiten, wo eben große Vorarbeiten zur Ausbeute des dort gefundenen Eisenerzes getroffen werden.

Während wir in der kalten unheimlichen Cabine eines abgetakelten Werftboots (wharfboat) die Ankunft des Dampfers erwarteten, der uns nach Birmingham weiter befördern sollte, wurde das Gespräch zufällig auf die Zustände der Negerbevölkerung in Sklavenstaaten gelenkt, und nahm dadurch eine hitzige, aber höchst belehrende Wendung. Einer der An-

wesenden erkläıte rund heraus, er betrachte die Neger als eine inferiore Race, und behandle seine Sklaven nicht anders als wie sein Pferd, seinen Hund, kurz wie ein edleres Hausthier. Dabei wollte er aber durchaus nicht zugeben, daß man die Neger verwahrlose, vielmehr genießen dieselben nach seiner Ansicht die zärtlichste Aufmerksamkeit. In Krankheitsfällen z. B., wo man den weißen Diener einer dürftigen Spitalwartung überläßt, wird der Neger in einem abgesonderten, bequemen Zimmer von den besten Aerzten behandelt, von zärtlicher Frauen Hand liebevoll gepflegt.

Und so weit ging die Herzlosigkeit dieses Mannes, daß er sogar, ohne zu erröthen, noch hinzufügte, man erweise dem Neger solche Theilnahme nicht etwa aus Mitgefühl, sondern blos aus jener egoistischen Sorgfalt, mit der man ein werthvolles Rennpferd oder ein kostbares Zimmermöbel behandelt.

Der Neger gilt bei diesen zuchtlosen Sklavenzüchtern nicht als Person, sondern nur als Sache. Darum finden sie auch kein Bedenken, Familienbande zu knüpfen*) und zu lösen, wie es ihnen gut scheint; den Mann von seinem Weibe, die Mutter von den

*) Placer les nègres, nennt man in den Sklavenstaaten eine sehr beliebte Art, Heirathen zu stiften, mit der Absicht, durch die Paarung robuster Gatten eine gesunde, arbeitskräftige Nachkommenschaft zu erzielen.

Kindern zu trennen, und jedes einzelne Familienglied nach den entgegengesetztesten Himmelsstrichen zu verkaufen. Und während dem Weißen jede Entehrung, jedes Verbrechen an dieser unglücklichen Menschenrace gestattet scheint, rächt das Gesetz einen Fehltritt des auf der Thierstufe stehenden Schwarzen mit der barbarischsten Strenge.*)

Schon hatte durch die bizarre Erklärung des fanatischen Sklavenzüchters, nicht einmal mit dem Verfasser von Monte Christo, als von Mulatten-Abkunft, an einer Tafel sitzen zu wollen, das Gespräch eine fast komische Wendung genommen, als plötzlich ein anwesender Schweizer anfing, in gebrochenem Englisch das System der Sklaverei zu vertheidigen. Es war tief beschämend, aus dem Munde eines Republikaners aus dem freien Alpenlande Beschönigungsgründe für eine so empörende Institution zu vernehmen. Wir wußten damals noch nicht, daß wir später, in Louisiana, sogar manchen deutschen Landsmann von hohem Ansehen finden sollten, dem Eigennutz und Geldsucht das Brandmaal eines Vertheidigers der Sklaverei aufdrücken.

Nach solchen Debatten und Erfahrungen waren wir recht froh, als wir endlich gegen Abend das

---

**) Revised Statutes of the State of Missouri. Crimes and punishments. Chapter 47. Section 31. 32.

Dampfboot herankeuchen hörten, das uns nach Birmingham weiter befördern sollte. Der Capitain des St. Paul, eines prachtvollen Schiffes, das erst kürzlich in Pittsburg um 26,000 Dollars erbaut worden war, klagte gegen uns bitter über den beeinträchtigenden Einfluß, den das neue Dampfschifffahrtsgesetz vom 30. August 1852 auf den Verkehr üben wird, laut welchem statt wie bisher 180, nur noch 110 Pfd. Dampfdruck auf den Quadratzoll als wirkende Kraft gestattet sind, und jeder Ingenieur auf die Erfüllung dieser Bestimmung in Eid genommen wird.*) Der engherzige Schiffseigner, der mehr für einen Nachtheil auf die Schifffahrt, als für die Sicherheit der Reisenden besorgt schien, meinte, es sei doch recht

*) An act to provide for the better security of passengers on board of Vessels, propelled in whole or in part by steam. August 30, 1852. Bei Hochdruckmaschinen soll für Kessel (boilers) von 42 Zoll im Durchmesser 110 Pfund das Maximum des Druckes auf den Quadratzoll sein. Alle Kessel, bevor solche in Gebrauch kommen, müssen bis zu einem Druck von 165 Pfund pr. Quadratzoll bei einem Hitzegrad von 60° F. probirt werden, und sodann immer mit ¾ der erprobten Kraft in Anwendung kommen. Unter vielen anderen Bestimmungen ist in diesem Gesetz auch die Vorkehrung enthalten, daß auf jedem Boot in jedem Passagierbett ein Lebensretter (life-preserver) vorhanden sein muß.

kleinlich von einer republikanischen Regierung, sich in solche Privatangelegenheiten zu mengen!

16. November, 38° F. Der herzliche Empfang, der uns gestern noch in später Nachtstunde auf der Besitzung unserer Freunde in Birmingham zu Theil wurde, ließ uns einen recht traulichen Aufenthalt erwarten, und die Erfahrung rechtfertigte diese Voraussetzung. Der Landsitz ist zwar eine Junggesellenwirthschaft, eine bachelor's hall, vereint aber alles Comfort eines Familienlebens.

Birmingham liegt auf einem bluff an der Mündung des Apple-Creek in den Missisippi, in Perry County, im Staat Missouri, 120 Meilen unterhalb St. Louis. Es ist eigentlich erst der Name, der da liegt; die Stadt selbst wartet noch ihres Erbauers. Außer dem Landsitz unserer Freunde finden sich kaum mehr als 2 bis 3 Häuser zerstreut auf dem Besitzthum, das 1500 Acres zählt, und hauptsächlich zur Anlage von Eisenbergwerken von einer Actiengesellschaft, der Birmingham Iron Mountain Company angekauft wurde.

Da es manchem Leser nicht uninteressant sein dürfte, über die Anlage von Städten in Amerika Näheres zu erfahren, so lassen wir eine kurze Beschreibung des Flächenraums der künftigen Stadt Birmingham hier folgen.

Das ganze Grundstück hat eine Front von 2½

Meilen entlang dem westlichen Ufer des Missisippi, und dehnt sich in einer Tiefe von 2 Meilen nach dem Thale des Apple-Creek aus. Der Sitz der Stadt selbst bedeckt 100 Acres, und läuft ungefähr 2800 Fuß entlang dem Missisippi, oder etwas über eine halbe Meile. Ein jedes Lot (Bauplatz) hat 25 Fuß Front und 100 Fuß Tiefe. Die Lage kann für eine Stadt nicht vortheilhafter sein, und Birmingham hat unzweifelhaft eine große Zukunft. So lange aber das scheußliche System der Sklaverei besteht, werden wir unseren christlichen Landsleuten niemals zu einer Ansiedelung im Staate Missouri rathen.

Die Hügel der Umgebung sind 200 bis 250 Fuß hoch, und fast ausschließlich mit Eichen und Hickory bewachsen. Auf mehreren derselben findet sich Haematite oder Lebererz, theils wie Felsgestein auf der Oberfläche herumliegend, theils bei geringen Nachgrabungen von 3 — 4' Tiefe, in Verbindung mit Ocker und Feuerstein. Breccia (Mandelstein) ist gleichfalls in großer Menge, und in so seltsamer Färbung vorhanden, daß es beim ersten Ueberblick fast aussieht, als hätte einmal ein launiger Berggeist, der eine Vorliebe für das Maurerhand erk besessen, einen riesigen Maurerpinsel über diese Gegend geschwungen, und das ganze Gestein des Hügels mit weißem Kalk besprengt.

Der metallreichste Hügel ist die sogenannte Iron

Ridge, wo das Erz in so großen Massen gefunden wird, daß sich nach der Ansicht eines der gründlichsten und ehrenwerthesten Geologen Nordamerika's, des Dr. J. Whitney, eine systematische Bebauung reichlich lohnen würde.

Zwar bleibt, abgesehen von der Verschiedenheit des Erzes, auch dessen Ergiebigkeit hinter jener der Eisenberge in St. Francis und Madison County zurück, und dasselbe dürfte kaum mehr als 50% Reineisen liefern; dagegen hat Birmingham Vortheile, welche die geringere Ertragsfähigkeit seiner Eisenberge mehr als ausgleichen.

Vor Allem gehört seine Lage zu einer der günstigsten des untern Mississippi. Die Dampfschiffe können zu jeder Jahreszeit ohne die geringste Schwierigkeit landen, und das fabricirte Eisen direct vom Schmelzofen hieher befördern, und nebst dem Holzreichthum seiner Eichenwälder besitzt es in einer Entfernung von kaum einer Meile reiche Kohlenlager am Bigg-muddy-river im Staate Illinois.

Apple-Creek, welcher zugleich die Grenze zwischen Perry County und Cape Girardeau bildet, und an dessen nördlichem Ufer sich die Eisenberge befinden, besitzt eine solche Breite und Tiefe, daß derselbe den größten Theil des Jahres selbst für kleine Dampfboote mehrere Meilen weit hinauf schiffbar ist, so daß sowohl Holzflöße als auch das Erz von den

entfernten Hügeln mit wenig Kosten und Mühe bis zum Verschiffungsplatz befördert werden können.

Die Beschaffenheit des Bodens, der rothe Mergelthon, der überall zum Vorschein kommt, wo man Metalladern spürt, scheint diese Gegend auch vorzüglich für Weincultur geeignet zu machen. Im Thale des Apple-Creek sehen wir jetzt schon eine Traubengattung, die sogenannte fox grape (vitis labrusca), sogar in uncultivirtem Zustande mit wilder Ueppigkeit gedeihen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß alle jene Traubenarten, welche in den Weinbergen am Ohio gedeihen,*) auch in dieser Gegend ein

*) Die Traubenarten, welche bis jetzt in Nordamerika mit dem besten Erfolge gepflanzt wurden, sind: vitis labrusca L. (Isabellentraube), vitis riparia (Michaux) und vitis vulpina L. (rotundifolia, Michaux).

Man hat übrigens dem Weinbau bisher so wenig Aufmerksamkeit geschenkt, daß es noch immer in Frage gestellt bleibt, ob nicht die meisten europäischen Rebensorten auch in Amerika gedeihen, wenn nur einmal mit mehr Culturkenntnissen die weinbaugeeigneten Landstriche untersucht worden sind. Bisher pflanzte man die Reben oft in Niederungen und Lagen, deren feuchte Beschaffenheit dieselben schon im nächsten Jahre nach dem Anbau verfaulen ließ. Durch die hygrometrischen Beobachtungen, welche gegenwärtig vom Smithsonian Institute in Washington auf zahlreichen Punkten angestellt werden, dürfte es leichter als

lohnendes Fortkommen finden würden. Die schönen Erfolge der jungen deutschen Ansiedelung in Hermann am Missouri, in weit nördlicherer Lage und unter höchst beschränkten Geldverhältnissen, können unser Argument nur noch mehr bekräftigen.

Wir trafen hier auch zum ersten Male in den Wäldern und an den Ufern des Missisippi den Persimmonbaum (Diospyros virginiana), dessen prunellenähnliche Frucht im faltig reifen Zustande außerordentlich feinschmeckend ist, und eine adstringirende Eigenschaft besitzen soll. Unreif genossen, läßt dieselbe ein höchst unangenehmes Gefühl im Gaumen und auf den Lippen zurück.

18. November, 32° F. Schneefall. Gegen Mittag trug eine lieblich milde Herbstsonne über die rauhen Schneewolkenzüge den Sieg davon, und war

---

bisher gelingen, jene Lagen zu ermitteln, welche durch eine mehr trockene Bodenbeschaffenheit dem Fortkommen der Rebe kein Hinderniß in den Weg legen.

Unser geschätzter und vielverdienter Landsmann, Herr Louis Fleischmann, früher Geschäftsträger der amerikanischen Regierung in Stuttgart, ist eben mit einer Ampellographia americana beschäftigt, welche, nach der Gründlichkeit seines frühern national-ökonomischen Werkes über Amerika zu urtheilen, über die Zukunft der Weincultur in Amerika die wichtigsten Aufschlüsse erwarten läßt.

uns ein gar heimischer Begleiter, als wir in einer frühen Nachmittagsstunde mit trautem Handschlag die gastliche Bachelor-Hall verließen, um auf dem Dampfer Herald unsere Reise den Ohio hinauf nach Louisville im Staate Kentucky fortzusetzen.

S.

XXX.

Auf dem Ohio nach Louisville und der Mammuthhöhle.

Wir fuhren noch ungefähr eine Strecke von 50 Meilen stromabwärts bis nach Cairo, einer flachen, dürftigen, ungesunden Ansiedelung an der Mündung des Ohio in den Missisippi.

Dieses Settlement ist eine arg verunglückte Speculation mehrerer deutschen Banquiers, welche bei dessen Wahl über den großen commerciellen Vortheilen der Lage die Natur- und Gesundheitsverhältnisse der Gegend völlig aus den Augen verloren zu haben scheinen.

Auf einer sumpfigen Niederung erbaut, welche sowohl vom Missisippi wie vom Ohiofluß häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, gleicht Cairo mehr einem Spital von Fieberkranken, als einer gedeihenden Ansiedelung, und ist trotz der Gönnerschaft des

Herrn Baron Rothschild in raschem Verfall begriffen.

Der Mississippi, welcher in seinem Laufe bei St. Louis eine Durchschnittsbreite von ½ Meile behauptete, dehnt sich jetzt wohl nahe an 1½ Meile aus, und hat eine Tiefe von 40 Fuß. Sein östliches Ufer ist flach und trägt den kahlen Charakter angeschwemmten Landes. Die bluffs des westlichen Ufers sind hingegen reich mit Eichenholz bewachsen, und entbehren selbst in ihrer winterlichen Schmucklosigkeit nicht eines romantischen Anstriches.

Der Ohio (indianisch Waboukigou), gebildet aus der Umarmung des Monongahela mit dem Alleghany bei Pittsburg, ist bei seiner Mündung in den Mississippi ungefähr eine halbe Meile breit, und hat seit seinem Reiseantritt in Pittsburg auf gar krummen Wegen bereits 1300 englische Meilen durch eines der lieblichsten und fruchtbarsten Thäler Amerika's zurückgelegt. Je mehr wir dessen Lauf in einer Ausdehnung von 400 Meilen verfolgten, desto imposanter erschien uns seine Gestalt, desto pittoresker der Waldreichthum seiner Ufer. Welche Lieblichkeit muß diese Landschaft erst im Frühling besitzen, wenn sich selbst auf ihrer ernsten Winterphysiognomie, Ende November, bei kaltem, rauhem Nordwind und mit Schneewolken bedecktem Himmel noch so zahlreiche Spuren herbstverwitterter Reize ausprägen!

Bevor der Leser mit uns la belle rivière, wie die ersten Ansiedler den Ohio nannten, hinaufschifft, mag er uns noch eine flüchtige Schilderung der Eindrücke gestatten, den die Zustände des eben verlassenen Staates Missouri auf uns äußerten.

Der Fremde, der mit prüfendem Auge dieses großartige Gebiet von 67,451 □ Meilen durchreist, die Ströme und Flüsse sieht, welche es wie eben so viele Straßen und Verkehrswege nach allen Seiten durchkreuzen, und den Reichthum seines Bodens an Naturproducten und Mineralien betrachtet, wird unzählige Male zu der Frage gedrängt: Woher kommt es, daß dieser alte Staat, bei allen seinen Naturvorzügen, in seinen gesellschaftlichen Einrichtungen, in seiner Bodencultur wie in seiner sittlichen und geistigen Entwickelung so weit gegen viel jüngere Gebiete zurückblieb?

Nicht eine einzige wohlgebaute Straße verbindet seine Städte und erleichtert den Verkehr; kein einziger bedeutender Schienenweg durchzieht seine für ähnliche Bauten so geeigneten Prairieflächen; die unerschöpflichsten Schätze an Kohlen, Kupfer, Blei, Eisen ruhen unbenutzt im Schooße der Erde; die fruchtbarsten Bodenflächen liegen brach, und während die Einwanderung in manchen jungen Staaten, wie z. B. in Jowa, in einem einzigen Jahre 60,000 Seelen betrug, erreicht die Bevölkerung Missouri's,

eines der ältesten Staaten der Union, gegenwärtig erst 589,000 Einwohner.

Die persönliche Sicherheit, in den jungen Staaten des obern Missisippi so groß, daß man selbst einsame Wanderer nur selten bewaffnet antrifft,*) scheint hier in der Mitte des geselligen Lebens so vielfach gefährdet, daß die Bewaffnung mit Dolch und Pistole zur Volkssitte geworden. Unsittlichkeit, Schwelgerei, Spiel, aus den meisten Staaten des Ostens verdrängt, scheinen sich mit ihrem ganzen Leidenschaftstroß nach dem Westen geflüchtet, und hier ihr Bürgerrecht erlangt zu haben.

Die Hauptursache dieser betrübenden Zustände in einem von der Natur so reichbegabten Staate, dem Sitz aller dieser Uebel, liegt unstreitig im Sklaventhum, das hier im Staate Missouri seinen Anfang nimmt. Handarbeit, in den freien Staaten Amerika's die ehrenvollste Beschäftigung, gilt hier, wo sie meist nur von Sklaven verrichtet wird, als Schande, und

*) Wir reisten Wochen lang durch die Urwälder Wisconsins und die Prairien des obern Missisippi, ohne irgend eine Waffe zu unserm persönlichen Schutze mit uns zu führen. Wir waren vier Reisende, und hatten nur eine einzige Jagdflinte zur Herbeischaffung unserer Lebensbedürfnisse, luden sie aber niemals des Nachts, und schliefen ruhiger und sicherer im finstern, einsamen Urwalde, als im Planter's House in St. Louis.

der christliche Ekel vor diesem System der Tyrannei hält ein größeres Zuströmen der weißen Einwanderung zurück, welche vorzieht, sich in freien Staaten, wie Wisconsin, Illinois, Jowa, Minesota, niederzulassen. Auf diese Weise schreitet die Cultur nur langsam vorwärts, und die Grundstücke behalten im Allgemeinen einen nur geringen Werth. Dabei bringt der Schweiß der Sklaven nur dürftige Früchte im Vergleich zu dem Aufblühen der freien Nachbarländer. Es liegt weit mehr Segen in der freien Arbeit, als in der geknechteten!

Man mag uns vielleicht zur Widerlegung unserer Behauptung das blühende St. Louis mit seinen 80,000 Einwohnern, seinem regen Verkehr, seinen zahlreichen Dampfern anführen. Das ist aber auch die einzige Stadt von einiger Bedeutung im ganzen großen Staate; sie ist schon seit 83 Jahren gegründet, und verdankt ihren Aufschwung weit mehr der Gunst ihrer geographischen Lage, als dem Handelsverdienst und dem Fortschrittseifer ihrer Bewohner. Um wie viel bewunderungswürdiger ist das Emporblühen von Wisconsin, Illinois, Jowa, Minesota, allesammt Staaten von gestern, und was haben sie bereits für Cultur und Handel, für Verkehrsmittel und Unterricht gethan!

---

*) Daß die raschere Entwickelung und das kräftigere Gedeihen der freien Staaten im Vergleich zu den Sklaven-

Wenn wir die wunderbare Lage von St. Louis am Zusammenfluß der zwei größten Ströme Nordamerika's betrachten, so möchten wir uns vielmehr fragen, was müßte aus dieser Stadt und diesem Staate ohne den schädlichen Einfluß der Sklaverei bereits geworden sein!? Man denke sich den Staat Missouri gleich den freien Staaten des Ostens mit Eisenbahnnetzen durchzogen, seine Ansiedelungen mit wohlgebauten Straßen in Verbindung gebracht, die Nebenflüsse mit Dampfschiffen befahren, seine reichen Prairien mit freien, arbeitskräftigen Einwanderern bevölkert, seine Bergwerke durch kundige Hände systemgemäß bebaut, und man wird mit doppelter Trauer auf die gegenwärtige Lage dieses Staates hinblicken!

Gleichwohl dürfte Missouri der nächste Staat sein, in welchem die Sklaverei abgeschafft werden wird, und wir erwarten dies nicht etwa von

---

staaten nicht auf einem einzelnen blosen Zufall beruht, sondern tief in dem socialen Verhältnisse begründet ist, sieht man am deutlichsten, wo zwei solche Staaten von entgegengesetzten Principien sich gegenüberstehen, wie Ohio und Kentucky, Missouri und Illinois u. s. w. Das Auge des tiefern Beobachters erblickt hier denselben Unterschied, als wenn es ein sächsisches protestantisches Grenzdorf mit den benachbarten Bauernwirthschaften im katholischen Böhmerlande vergleicht.

der Großmuth oder der Nächstenliebe seiner Sklavenpächter, sondern von dem Drange der Zeit, von jenem höhern Machtgebot des Geistes der Civilisation, welchem für die Dauer kein Individuum und kein Volk, kein Staat und kein Welttheil zu widerstehen vermag. — Der Staat Missouri aber wird so lange nicht groß und mächtig sein, so lange er nicht frei ist. — — —

Die Tributäre des Ohio sind bei ihrer Mündung fast eben so mächtig, als der Hauptstrom, und unterhalten eine vortheilhafte, unkostspielige Verbindung mit den Staaten des Westens, welche die Straßenbauten in der Aussicht auf Schienenwege vielfach vernachlässigen und zuweilen sogar gänzlich unterlassen.

Bei Paducah ergießt sich der Tennessee-, bei Smithland der Cumberland- und bei Mount-Vernon der Wabash-River in den Ohio. Auf allen diesen Nebenflüssen verkehren wieder eigene Dampfschiffe, und legen oft noch Strecken von mehreren hundert Meilen zurück.

Der Ohio hat einen sanften Lauf, behält eine Durchschnittsbreite von ¾ Meilen, und hatte beim gegenwärtigen niedern Wasserstande eine Tiefe von 12 Fuß. Seine Ufer sind mit prächtigen Eichen, Eschen, Hickory und Ahorn bewachsen, und im Hin-

tergrunde dehnt sich ein fruchtbares Prairieland in unabsehbare Ferne.

19. November, 26° F. Die Gesellschaft, wie man sie oft auf den Dampfschiffen im Westen zusammengewürfelt trifft, muß einem an Bildung und feine Manieren gewöhnten Touristen höchst widerlich erscheinen; dem ernstern Forscher hingegen bietet sie die reichste Fundgrube der Beobachtung und Belehrung, und das dumpfe, schmuzige Passagierzimmer mit dem bunten Menschengewirre verwandelt sich für ihn bald in ein werthvolles, anthropologisches Cabinet. — Es ist fast unmöglich, sich für seine Studien verschiedenartigere Charaktere und Stände wünschen zu können, als man oft in der schmalen Bretter-Cabine eines Mississippidampfers zusammengedrängt findet, und da in Amerika dem Individuum und seinen Handlungen in allen Verhältnissen die unbegrenzteste Freiheit gelassen ist, so findet der Amerikaner auch nicht Ursache, sich zu verstellen, sondern benimmt sich im Getümmel der Reisegesellschaft so frei und unbekümmert, als ob diese gar nicht vorhanden wäre.

Diese freie Bewegung im öffentlichen Leben entwickelt im Charakter des Amerikaners den Zug der Offenheit und Freimüthigkeit. Er giebt sich, wie er ist, nicht, wie er sein soll, und trägt beständig alle

seine unzähligen kleinen Unarten unverhohlen zur Schau, und diesem Umstande dürfte es vielleicht am meisten zuzuschreiben sein, warum namentlich der Westländer dem an gekünsteltere Formen gewöhnten Europäer so hölzern, so abstoßend, so unheimlich vorkommt.

Wir waren ungefähr 300 Reisende am Bord. Auf der einen Seite des langen, schmalen Salons, nahe der Schenke oder dem bar-room, wurde den ganzen Tag, vom Morgen bis zum Abend, um hohes Geld gespielt, geraucht und gezecht. Am entgegengesetzten Ende, wo sich die Damen-Cabine befand, sah man gebildetere Gefährten schreiben, lesen, oder mit beneidendem Auge nach einem glücklichen Paare in den eleganten Damensalon blicken, das, durch halbgeschlossene Gardinen von dem lauten Menschentroß getrennt, im traulichen Gefühlsaustausche Gesellschaft, Schiff und Fluß vergaß! —

Unter der bunten Reisegesellschaft von Aerzten, Missionären, Pflanzern, Sklavenverkäufern, Schweinhändlern, Auswanderern und Shakern befanden sich auch 20 Mormonen oder Latter-day's Saints, welche von ihrer rauhen Heimath am Salzsee im Utah-Territorium in der Absicht ausgezogen waren, um als moderne Apostel in verschiedenen Theilen Europa's

die Lehren ihres Gründers Joe Smith zu verkündigen und dafür Proselyten zu gewinnen.

Sie hatten die Reise von Deseret oder Great-Salt-Lake City *) nach St. Louis in 45 Tagen gemacht; doch kann man gegenwärtig die Reise von

*) Salt-lake City oder Deseret (Honigbiene) wurde von den Mormonen im Jahre 1848 in den Wildnissen des Utah-Territoriums gegründet, nachdem ihr Stifter am 27. Juni 1844 von dem sogenannten Hankock-mob meuchlings ermordet und sie selbst 1848 aus ihren früheren Besitzungen in Nauvoo im Staate Illinois vertrieben worden. Ihre erste Niederlassung war in Fayette, Seneca County, im Staate New-York, wo Joe Smith am 6. April 1830 zuerst als Mormonen-Apostel auftrat. — Sie zählen gegenwärtig 20,000 Anhänger, meistens Engländer und Schottländer, wenige Deutsche und fast gar keine Amerikaner, und leben in kleinen Ansiedelungen zerstreut im Utah-Territorium. Der Hauptsitz ist Deseret-City am Salzsee, welche Stadt bereits 5000 Einwohner zählt, und täglich an Seelenzahl und Comfort zunimmt. Da die großen Prairien des Westens die Mormonenstadt von allem Handelsverkehr abschneiden, so ist das Leben ziemlich theuer; 1 Pfund Kaffee kostet 50 Cents (1 fl. 50 kr. Conv..Mze.), 1 Pf. Zucker 45 Cents (1 fl. C.M.). Um dieser Kostspieligkeit theilweise zu begegnen, haben einige Engländer eine Runkelrübenzucker-Fabrik mit einem Capital von 120,000 Dollars angelegt, wodurch sich die Zuckerpreise für die Consumenten in der Kürze weit geringer stellen dürften. Ein theurer Artikel in diesen Flächen ist Holz, wovon die Klafter auf 6—8 Dollars zu stehen kommt.

St. Louis nach Salt-Lake mit den Postkarawanen, welche alle Monate über Independence und Fort Leavensport dahin abgehen, in 30 Tagen für ungefähr 100 Dollars zurücklegen. Von Sacramento aus geht ebenfalls allmonatlich eine Karawane nach Salt-Lake, die 25 Tage braucht und für 100 Dollars einzelne Reisende befördert und beköstigt.

Wir waren nicht wenig erstaunt, zu hören, daß die größere Zahl dieser Fanatiker sich Bremen, Hamburg und Berlin zum Reiseziel gesetzt hatten, und diesen Boden für sehr empfänglich für ihre Grundsätze hielten. Die wenigsten verstanden die deutsche Sprache, und keiner war derselben derart mächtig, um einen imponirenden Vortrag halten zu können. Ihre Gesichtszüge, ihre Manieren und ihre Conversation verriethen wenig Bildung und Intelligenz, und die Erwartungen, die sie an ihre Erfolge in Schottland und Deutschland knüpften, bewiesen eben soviel Fanatismus, als Unkenntniß der religiösen Zustände Europa's.

Die Geschichte der Mormonen und das tragische Ende ihres Gründers, Joe Smith, ist bereits so häufig Gegenstand der Besprechung gewesen, daß wir die Aufmerksamkeit der Leser nicht weiter damit beschäftigen wollen. Weniger bekannt dürften die nachfolgenden Daten über die gesellschaftlichen Institutionen der Mormonen sein, welche uns einige der

eifrigsten Apostel, wahrscheinlich in der Hoffnung, uns zu mormonisiren, im Laufe unserer Fahrt mitgetheilt haben.

Jedes neue Mitglied, das in die Gesellschaft tritt, muß den 10. Theil seines Vermögens (tax of tithing) der Commune abliefern und auf diese Summe, selbst im Falle des Wiederaustritts, für immer verzichten. Einer der Mormonen am Bord unseres Schiffes erzählte uns, daß er bei seiner Aufnahme in die Gemeinde ein Vermögen von 21,000 Dollars besessen, wovon er 2100 Dollars zu Gesellschaftszwecken abtreten mußte.

Außerdem zahlt jeder Mormone alle Jahre den zehnten Theil seines Einkommens als Steuer an die Casse der Commune. Diese beiden Taxen werden hauptsächlich zum Aufbau und zur Unterhaltung von Schulhäusern, Bethäusern (tabernacles genannt) und Versammlungshallen verwendet.

Es ist dies der einzige Punkt, in dem sich die Mormonen den Socialisten nähern; in allen anderen Beziehungen weichen sie völlig von jenen neu-politischen Gemeinden ab. Die Familie, das Eigenthum, die freie Entwickelung des Individuums und seiner Kräfte nach allen Richtungen hin sind durch die Lehre der Mormonen nicht beschränkt; vielmehr erleidet das heilige Institut der Ehe Gestattungen, welche sogar über die Grenze der Sitte und der Civilisation

hinausreichen. Polygamie ist unter ihnen nicht nur gesetzlich erlaubt, sondern sogar von den Gemeindegliedern praktisch ausgeführt. Der Präsident, Bringham Young, früher ein Bleigießer, soll sogar, wie ein junger Mormone uns nach einigem Sträuben gestand, 50 Frauen, und der Vice-Präsident Camball 40 Ehegesponsinnen besitzen.

Das klingt nun allerdings etwas türkisch, und läßt die traurigsten Folgen für den Sittlichkeitszustand der Gemeinde vermuthen. Bei näherer Betrachtung scheinen indeß die Fälle, wo ein Mormone mehr als eine Frau besitzt, sehr gering, denn eine zweite Verehelichung ist nur mit der Genehmigung des Präsidenten und der Zustimmung der ersten Frau gestattet. Dies sind hinlängliche Schwierigkeiten, um selbst schon Doppel-Ehen selten zu machen.

Die Sprößlinge der verschiedenen Ehen genießen gleiche Achtung und gleiche Erziehung, und die Frauen, welche in der Polygamie nur einen Lehrsatz ihrer Glaubenslehre durchgeführt erblicken, stehen zu einander in einem freundschaftlichern Verhältnisse, als man nach dem eifersüchtigen Charakter des Weibes im Allgemeinen vermuthen sollte. Manche Frauen führen mit ihren Kindern getrennte Wirthschaften, und der Aufwand solcher doppelter Haushaltungen ist ein anderer und vielleicht der triftigste

Grund, warum die Polygamie nur auf wenige Mormonen beschränkt ist.

Die Hauptpunkte, in welchen sich die Lehre der Mormonen von den meisten protestantischen Glaubenssecten unterscheiden, sind:

1) Die Adult-Taufe. Die Kinder werden nämlich erst mit 8 Jahren und durch Benetzung des ganzen Körpers getauft (eine Uebung, welche indeß auch die Baptisten mit ihnen gemein haben).

2) Das Auflegen der Hände (laying on of hands) durch die Apostel oder Elders, ohne welche Ceremonie weder die Aufnahme, noch irgend eine andere kirchliche Handlung von ihnen für gültig und wirksam gehalten wird.

3) Der Glaube an Offenbarungen (revelations), welche an jedem Tage und jedem Gemeindegliede gemacht werden können.

Das Buch des Mormon (book of Mormon), von welchem diese Secte ihren Namen herleitet und das Joe Smith am 22. Sept. 1827 auf dem Hügel Cumorah im Staate New-York durch Offenbarung gefunden zu haben vorgab, ist mit geringen Aenderungen eine Uebersetzung des neuen Testamentes.

Ein ägyptischer Jude, Mormon (was nach Joe Smith's Uebersetzung more-good, oder „besser" bedeutet) soll mit Hülfe seines Sohnes Moroni diese Recorde im 5. Jahrhundert der christlichen Aera,

a. D. 420 zu schreiben begonnen und dieselben auf Befehl Gottes zu verschiedenen Zeiten auf dem Hügel vergraben haben, wo sie 1400 Jahre später dem Mormonen-Gründer durch eine Vision übergeben worden sein sollen*).

Von weit größerem Interesse, als dieses book of Mormon (das eigentlich, wie böse Zungen behaupten, nichts Anderes als eine Nachahmung des neuen Testamentstyls durch einen halbverrückten alten englischen Schulmeister sein soll) erscheint uns das book of Covenants, welches die Organisation der Mormonen, ihre Eintheilung in Corporationen, in Hohepriester und Räthe, ihre Polizei- und Kirchengesetze enthält.

Alle Arten weltlicher und geistlicher Aemter werden unentgeltlich verwaltet. Auch die 18 Apostel, mit denen wir eben die Reise machten, haben keinerlei Subvention von Seiten der Gemeinde, sondern werden von dem Bewußtsein geleitet, daß der Geist, der sie aussendet, auch für ihr Fortkommen und ihren Unterhalt sorgen werde. Mit solchen Ideen mag man vielleicht auf dem Felde philosophischer Speculation ziemlich weit kommen, aber auf dem zarten

*) Orson Pratt, Remarkable visions. 1851. p. 10. Das Buch Mormon's, von dem wir mehrere Copien sahen, ist aus dem angeblich ägyptischen Urtext bereits in die französische, englische, wälische, deutsche, italienische und dänische Sprache übersetzt.

Boden unserer materiellen Welt dürften diese Apostel mit solchen Theorien ohne Dollarvorschuß keine weiten Sprünge machen!

Einer der Missionäre zeigte uns ein officielles Document, eine Art Paß des Mormonen-Präsidenten, Bringham Young, in welchem der Vorzeiger allen Majestäten, Behörden und Polizei-Obrigkeiten Europa's empfohlen wird. Es wird sich mancher Polizeisoldat, der am Schlagbaume diesen Mormonen den Paß abfordert, über das Bienenkorb-Siegel vom Utah-Territorium den Kopf zerbrechen, und bei der Raschheit, mit der jetzt Kaiserreiche emporschießen, dasselbe vielleicht für die Embleme einer neugeschaffenen indianischen Dynastie ansehen. — Ein zweites Document, welches wir zu Gesicht bekommen haben, war von dem Präsidenten und zwei Vice-Präsidenten unterschrieben, und beglaubigt in salbungsreichen Worten, daß der Vorzeiger desselben von der Gemeinde der Mormonen ausgesandt sei, das Evangelium zu predigen.

20. November, 30° F. Heute Morgen, als kaum das ausgiebige Frühstück recht verdaut war, hielt einer der Mormonen am obern Schiffsende eine Predigt, und während ein ziemlich zahlreiches Passagier-Auditorium den Redner, der über Offenbarung, über Engel, Tod und Teufel sprach, zuerst mit Aufmerksamkeit anhörte, und dann angähnte, vernahm man

zuweilen in Redepausen vom untern Theile des Salons herauf das Fallen der Kartenblätter, wie sie der Eifer oder der Unmuth der Spieler auf den Tisch warf.

In der Mitte des Salons, wohin sich der indifferente Theil der Passagiere zurückgezogen hatte, putzten und fegten zu gleicher Zeit die aufwartenden Neger Lampen und Tischgeschirr, und machten sich schon wieder zur Aufstellung der Mittagstafel bereit. Man sieht daraus, was sich Alles in Amerika in einem verhältnißmäßig engen Raume zutragen kann, ohne daß der Eine den Andern beirrt oder stört.

Es fiel Niemandem ein, den Mormonen-Apostel, der mehr erhitzt als begeistert sprach, in seinem Phrasen-Unsinn zu unterbrechen, vielmehr hörten die geduldigen Amerikaner mit derselben Ruhe und Ergebung zu, als ob sie in einer Sabbathstunde auf ihrem theuer bezahlten Kirchensitze der Predigt eines Methodistengeistlichen beigewohnt hätten; aber im Innern schien doch ein Jeder froh zu sein, als der Mormone endlich „Amen" sagte.

Als die Predigt vorüber war, zogen wir einen der Zuhörer, welcher der Shaker-Gemeinde in Lebanon angehörte, bei Seite, um uns mit ihm über diese, in Bekenntniß und Gebräuchen den Mormonen total entgegengesetzte, religiöse Secte zu unterhalten.

Die Secte der Shaker, 1784 von der Englän-

derin, Anne Lee aus Manchester, in den Vereinigten Staaten gegründet, besteht gegenwärtig aus 17 Gemeinden und 7,000 Seelen, die größtentheils in den Staaten New-York und Pennsylvanien angesiedelt sind. Sie galten für ein zwar geistig beschränktes, aber höchst arbeitsames, gutmüthiges und wohlhabendes Völkchen.

Die Shaker sind eine religiös-communistische Verbindung, welche kein anderes Vermögen als das der Gemeinschaft anerkennen; daher muß auch jedes Mitglied bei seiner Aufnahme sein ganzes Mitgebrachtes der Commune abtreten. Die Gemeinde sorgt für alle Bedürfnisse des Einzelnen; er wird wohl genährt, anständig gekleidet und findet bescheidene Ansprüche in Bezug auf leibliches und geistiges Wohl ohne weitere Bekümmerung befriedigt. Wein und Tabak, so wie jede Art Musik, mit Ausnahme des Kirchengesanges, sind unter ihnen verboten, so wie sie überhaupt keine Art vergnüglicher Erholung anerkennen, sondern jeden Augenblick zur Ehre Gottes verwendet wissen wollen.

Selbst die Heirath ist nicht gestattet. Die Glieder der Gemeinde stehen in keinem andern Verhältnisse zu einander, als in dem eines Bruders zu seiner Schwester. Sie wohnen in großen Gebäuden getrennt, jedoch finden Gottesdienst, Arbeit und Mahlzeit gemeinschaftlich Statt. Durch den Ausschluß

jedes ehelichen Verhältnisses ist die Vermehrung der Gemeinde auf den Beitritt neuer Mitglieder beschränkt. Doch geschieht es nicht selten, daß sie arme Waisen oder Witwen mit Kindern aufnehmen, wodurch die Commune nicht ganz von jugendlichem Nachwuchs ausgeschlossen bleibt.

In den Abendstunden sahen wir den biedern Shaker, dem wir obige Notizen verdanken, in einer Ecke des Salons sitzen, wie er gerade von einem überlauten Mormonenapostel mit Beweisgründen für die Alleinseligmachung seiner Lehre bestürmt wurde. Dem armen Cölibatsbekenner standen die Angsttropfen auf der Stirn, doch hielt er sich immer in den Schranken der Mäßigung, und versuchte seinen zudringlichen Gegner durch Stellen aus der heiligen Schrift zu widerlegen, während dieser in seinem Feuereifer überschreien für überzeugen hielt.

Der Anstand und die Ruhe, mit welcher in Amerika sowohl religiöse als politische Controversen geführt werden, bleibt für uns immer ein Gegenstand der Bewunderung. Personen, die sich in ihren Ansichten über Politik oder Religion noch so feindlich einander gegenüberstehen, verläugnen nur höchst selten die Achtung, die sie den Individuen schulden, und nachdem sie gegenseitig ihre Meinungen ausgetauscht, gehen sie ganz friedlich — wenn die Discutirenden keine Temperenzler sind — in ein Hotel

oder einen bar-room, und nehmen einen freundschaftlichen „drink“ zusammen.

Wir hatten kaum die seltsamen Erlebnisse des Tages skizzirt, als ein neuer Zwischenfall unser Staunen und unsere Indignation erregte. Eine Frau in Trauerkleidern kam mit einem Paket Pamphlete zum Vorschein, welche sie unter den Mitreisenden für 10 Cents das Exemplar zu verkaufen sich bemühte. Es war die Lebensgeschichte eines Mörders, der im December 1850 in New-Albany in Indiana gehängt wurde. Der Mörder war ein Einwanderer aus Heilbronn, und die Frau in Trauer, die das gedruckte Sündenregister des Mörders öffentlich feil bot, war seine Mutter, welche sich durch diesen Verkauf ein Reisegeld zur Rückkehr in die Heimath ersammeln wollte. In vielen Reisenden, welche die Frau betrachteten, wie sie zuvorkommend und geschäftig die abverlangten Exemplare der Mordgeschichte ihres Sohnes herumreichte, und mit einem Knix das Zehncentstück wohlgefällig in den Sack ihres schwarzen Faltenkleides schob, erwuchs der Verdacht, ob die angebliche Mutter nicht eine wirkliche Betrügerin sei, welche die tragische Historie erfand, um sich ein paar hundert Dollars auf die Seite zu legen. Und wahrlich, es scheint uns selbst weniger verächtlich, die bleiche Frau im Trauerkleide für ein betrügerisches Bettelweib zu

halten, als sie die herzverknöcherte Mutter eines Mörders zu glauben, die den Henkerstrick ihres Sohnes noch zu einer einträglichen Speculation benutzt!

21. November, 34° F. In den Nachmittagsstunden erreichten wir endlich die Fälle des Ohio. Sie dauern ungefähr 2 Meilen lang, und können nur bei hohem Wasserstande von Dampfschiffen befahren werden. Um daher der Schifffahrt zu keiner Jahreszeit Hindernisse in den Weg zu legen, wurde ein Canal von 2½ Meilen Länge erbaut, welcher mit Umgehung der Rapids den untern mit dem obern Ohio verbindet, und für die Stadt Louisville, am südlichen Ufer des Ohio im Staate Kentucky, von unberechenbarem Vortheil ist.

Da die Canalfahrt über 3 Stunden in Anspruch nimmt, und sich eben mehrere Schiffe im Canale befanden, welche unsere Einfahrt überdies bis zum nächsten Morgen verzögerten, so nahmen wir eines jener leichten Fuhrwerke, welche sich bei Ankunft von Dampfschiffen immer so zahlreich am Landungsplatze einfinden, um noch in den Abendstunden Louisville zu erreichen.

Wir hatten die Reise von Birmingham bis Louisville — eine Strecke von ungefähr 450 Meilen — in 3½ Tagen zurückgelegt und dafür inclusive 11 Mahlzeiten acht Dollars bezahlt, so daß die Meile mit Inbegriff der Beköstigung kaum 2

Cents kostete. Reisende, welche an Bord eines Schiffes gehen, wo dieses noch wenige Passagiere hat, erhalten die Fahrkarten noch billiger, desgleichen Familien, welche mit 5 oder 6 Personen reisen. So bezahlten die 20 Mormonen für die ganze Fahrt von St. Louis bis Cincinnati, 775 Meilen, gar nur 5 Dollars die Person.

Es besteht überhaupt ein schlechtes Verhältniß zwischen den Preisen für kleinere und größere Distancen, und man muß oft für eine Fahrt von 200 Meilen ganz das Gleiche zahlen, was für 800 Meilen abverlangt wird. So hatten wir anfänglich, in der Absicht, den Staatsgeologen Owen, den Sohn des edelsinnigen Robert Owen, auf der berühmten Experimental-Ansiedelung von New-Harmony zu besuchen, unsere Fahrkarte nur bis Mount-Vernon im Staate Indiana genommen, und mußten für diese Strecke von ungefähr 210 Meilen incl. Verköstigung 8 Dollars bezahlen. Als uns im Laufe der Fahrt die Nachricht, Freund Owen sei eben auf einer geologischen Excursion von Hause abwesend, zur Weiterreise bis Louisville bestimmte, forderte man von uns für die 200 Meilen, die wir noch weiter, als anfänglich beabsichtigt, mitfuhren, nicht das geringste Supplement, so daß uns eine Reise von 2 Tagen nebst völliger Verköstigung durchaus keine Mehrausgabe verursachte. Dieses Mißverhältniß der Fahr-

preise für größere und kleinere Strecken ist Ursache, daß sich Vergnügungsreisende ungern unterwegs aufhalten, und oft eine Reise von 800 bis 1000 Meilen zurücklegen, ohne den Bord des Schiffes zu verlassen, um die Städte und Ansiedelungen, die dazwischen liegen, zu besuchen und näher kennen zu lernen.

Das Galt-house, wohin uns dessen alter Ruf führte, ist gegenwärtig durch nichts mehr ausgezeichnet, als durch seine Unsauberkeit und seine schlechte, unaufmerksame Bedienung. Weit vorzüglicher ist das Louisville-Hotel, das an Eleganz, Nettigkeit und Comfort mit den besten Gasthöfen des Ostens concurirt.

22. November, 50° F. Die Stadt Louisville ist auf einer großen Ebene erbaut, und erhebt sich beim gewöhnlichen Wasserstande des Ohio ungefähr 70 Schuh über das Flußbett. Die Einwohnerzahl hat in den letzten zehn Jahren so bedeutend zugenommen, daß dieselbe gegenwärtig über 50,000 Seelen beträgt. Die deutsche Einwanderung hat hierzu kein unbedeutendes Contingent geliefert, was aus den vielen deutschen Aufschriften und den zahlreichen rothwangigen, blondhaarigen Gesichtern hervorgeht, denen das Auge des Fremden fast in jeder Straße begegnet. Die „Main-street" (die Hauptstraße) ist

über eine Meile lang und enthält die schönsten Kaufläden und die angesehensten Hotels.

Das Numeriren der Straßen, in Amerika eine so allgemeine Sitte, ist auch in Louisville der Brauch, so daß alle ferneren Straßen, welche mit der Mainstreet und dem Flusse parallel laufen, nicht wie bei uns verschiedene Benennungen, sondern blos aufsteigende Nummern führen. Die Gassen, welche diese quer durchschneiden, tragen die Namen von angesehenen oder berühmten Männern, von Bäumen, Früchten, Pflanzen u. s. w.

Eines der ansehnlichsten Gebäude von Louisville ist das medical college, zu dessen Erbauung die Stadt das Grundstück und außerdem 25,000 Dollars gespendet hat. In früheren Jahren besuchten die Studirenden der Mittelstaaten und des Südens meistens die alten Universitäten im Osten oder im Westen. Durch die Wahl eines ausgezeichneten Professorenkreises am hiesigen Collegium hat man dieser Studentenwanderung vorzubeugen und diese für Louisville selbst zu gewinnen gesucht. Man kann auch schwerlich die medicinischen Fächer durch tüchtigere Kräfte vertreten finden, als es gegenwärtig am medicinischen Collegium in Louisville der Fall ist. Dr. Groß, einer der bedeutendsten Operateure der Union, und Austin Flins, der Skoda Amerika's, Yandell (Pathologe), Silliman junior (Analytiker) und Pal-

mer (Anatom) bilden die hervorragendsten Männer dieses Instituts, und ihre Namen sind die Grundpfeiler, auf denen sich der Ruhm und die Zukunft dieses jugendlichen Tempels der Wissenschaft erhebt.

Die Zahl der Studirenden ist bereits in diesem Semester (1. Nov. 1852 — 1. März 1853) auf 242 gestiegen, welche entweder für die Gesammtzahl der Collegien 105, oder für jedes einzelne 15 Dollars bezahlen. Die meisten der Schüler sind Hörer der sämmtlichen Vorlesungen. Die Professoren lesen 5 Mal wöchentlich oder ungefähr 80 Mal während des ganzen Lehrcursus.

Wir waren hoch erfreut über das lebhafte Interesse, welches man nicht nur den Fortschritten der Wissenschaften in Europa, sondern auch deren ausgezeichnetsten Vertretern zuwendet. Mit warmer Theilnahme erkundigte man sich nach Rockitansky, Skoda, Wattmann, Hyrtl in Wien, Rudolph Wagner in Göttingen, Liebig in München, und wollte bis in die kleinsten Einzelnheiten über ihr Alter, ihre Gesundheit, ihre Anstellung u. s. w. unterrichtet sein. Die Wiener medicinische Facultät namentlich steht in hohem Ansehn in Amerika, und es war uns ein Trost zu vernehmen, daß die modernen Capuaner außer ihrer historischen Gemüthlichkeit auch noch durch eine andere Facultät im Auslande ausgezeichnet erscheinen.

23. November, 39° F. Professor Yandell besitzt eine der reichsten und wohlgeordnetsten paläontologischen Sammlungen, die wir bisher zu sehen Gelegenheit fanden. Was den Werth und die Bewunderung erhöht, ist die verhältnißmäßig kurze Zeit, in welcher diese herrliche Collection von dem gelehrten Professor in einem bereits vorgerückten Alter gemacht wurde. Während eines geologischen Ausfluges nach den Fällen des Ohio an dessen nördliche Ufer im Staate Indiana, auf welchem wir die Auszeichnung genossen, von den Professoren Silliman und Yandell begleitet zu werden, erzählte uns der würdige Paläontolog lächelnd, wie er als junger Student oftmals an den Ufern des Ohio lustwandelte und über diese steinernen Geschichtstafeln — wir meinen die mit Petrefacten übersäeten Kalksteinschichten im Flußbette des Ohio — unbekümmert dahin schritt, nicht ahnend, daß dieselben noch für Jemand anders als für den Steinbrecher Werth und Interesse haben könnten.

In den letzten zehn Jahren, wo die Geologie und die ihr verwandten Fächer, namentlich in den Vereinigten Staaten, einen so mächtigen Aufschwung genommen, widmete sich der hochgeachtete Professor der Anatomie noch mit grauen Haaren dem Studium der Paläontologie, und hatte bald im Verein mit Dr. Shumard durch Fleiß, Energie und die

Gunst der localen Verhältnisse ein so wohlgeordnetes Cabinet der interessantesten Petrefacten der Umgebung angelegt, daß kein wissenschaftlicher Reisender durch Louisville zieht, ohne an die Thür des vielgerühmten Gelehrten zu klopfen.

Das Nordufer des Ohio entlang der Fälle ist aber auch ein classischer Boden für die Paläontologen. Die Petrefacten, namentlich Crinoiden, kommen in den 1—2 Zoll dicken Kalksteinschichten in solchem Reichthum vor, daß diese Steinplatten, in polirtem Zustande, mit eingelegten Mosaiktafeln, wie man sie in Rom fabricirt, große Aehnlichkeit haben müssen.

Sieben Meilen östlich von Louisville befindet sich ein mit Fichten und Föhren bewachsener Hügel, dessen Kalksteinschichten dermaßen reich an Crinoiden und Entrochiten sind, daß derselbe in Folge ihrer Aehnlichkeit mit Knopfformen Butten-mould Knob getauft wurde.

Grayson-County im Staate Kentucky und Perry-County im Staate Tennessee bieten paläontologischen Forschungen gleichfalls reichlohnende Ausbeute.

Am letzten Abend, den wir in Louisville zubrachten, wurden wir in einen sogenannten Conversations-Club eingeführt, einen Verein gebildeter Bürger, welche einmal die Woche abwechselnd in ihren verschiedenen Behausungen sich versammeln, um über

interessante Fragen des Tages oder der Zeitgeschichte zu discutiren. Gewöhnlich wird am Schlusse jeder Zusammenkunft aus 10 bis 12 vorgelegten Fragen die am belehrendsten scheinende durch Stimmenmehrheit herausgewählt, und bei der nächsten Vereinigung darüber die Discussion eröffnet. Dies giebt jedem Mitgliede Muße, sich mit den Einzelnheiten des gewählten Thema's vertraut zu machen, und auf eine gediegene Erörterung sich vorzubereiten.

Solche Verhandlungen sind für die Theilnehmer von großer Anziehung und Belehrung, besonders wenn die Debatte mit solchem Anstande und so viel Ruhe geführt wird, wie dies in amerikanischen Kreisen der Fall ist. Manche irrige Ansicht findet dadurch ihre Widerlegung und Berichtigung, manche neue Gesichtspunkte werden gewonnen, und das praktisch Ausführbare von der Theorie des Fanatismus geschieden.

Das Thema, welches heute Abend zur Sprache kam, waren „die Jesuiten.“ — Wir machten uns in einer Gesellschaft von ausschließlich protestantischer Gesinnung auf ziemlich heftige Ausfälle gefaßt, und waren angenehm überrascht, das Heil und Unheil dieses viel angefochtenen Ordens klar und leidenschaftslos erörtert zu sehen. Mit großer Anerkennung wurde der Leistungen der Jesuiten als Missionäre gedacht, und der hohen Bildung und Gelehr-

samkeit einzelner Ordensbrüder würdig Rechnung getragen.

Vielleicht verfuhr man mit diesen Geißeln der Demokratie nur darum so schonungsvoll, weil die meisten Redner den Orden als gefallene Größen, als unschädlich und einflußlos zu betrachten glaubten. Jesuitische Bemühungen und Intriguen, wo sie immer aufzutauchen versuchen, prallen entweder an dem kräftigen protestantischen Sinne der Amerikaner, oder an ihrem Indifferentismus ab, und die Zukunft dürfte mehr zu besorgen haben von den Jesuiten im feinen Diplomaten-Frack, als von den Jesuiten im schlichten Ordenskleide.

25. November, 50° F. Gestern verbrachten wir den ganzen Tag mit der Reise nach der berühmten Riesenhöhle (Mammouth-Cave), 95 Meilen von Louisville. Wir genossen auf diesem interessanten Ausfluge die angenehme Begleitung des Staatsgeologen Whitney und eines Assistenten des Prof. Silliman, des Herrn Bryant Smith. Der freundliche Professor der Chemie hatte uns hülfreich aus seinem Laboratorium mehrere Meßinstrumente zur Verfügung gestellt, welche die von uns selbst mitgeführten auf die erwünschteste Weise ergänzten.

Obwohl wir mit dem Eilwagen fuhren, und jede zweite Stunde die Pferde gewechselt wurden, so war die Fahrt doch unendlich langsam und be-

schwerlich. Man sollte nicht glauben, daß sich eine Hauptstraße, welche zwei so ansehnliche Staaten, wie Kentucky und Tennessee, mit einander verbindet, in einem so erbärmlichen Zustande befinden könnte. Wo die Wagenräder nicht halb im Koth versanken, wurden sie auf halsbrecherische Weise hin und her geschleudert, und wenn bei solcher fortwährenden, 18 Stunden andauernden Erschütterung unsere Meßinstrumente nicht in Trümmer gingen, so muß dieser glückliche Umstand nur der zärtlichen Aufmerksamkeit zugeschrieben werden, welche die kleine Expedition diesen gebrechlichen Lieblingen angedeihen ließ.

Doch muß man sich an solche schlechte Verbindungswege während der Reisen in Sklavenstaaten gewöhnen, welche nebst dem Seelenverkauf auch ein Privilegium für unfahrbare Straßen, gemeine Fluchworte und maßloses Branntweinschlemmen zu besitzen scheinen.

Die Bewohner der Gegend, welche wir durchfuhren, finden ihren Haupterwerb in der Schweinezucht, welche in Kentucky mit solcher Großartigkeit betrieben wird, daß im Jahre 1852 in der Stadt Louisville allein 197,000 Schweine geschlachtet und, in Kisten verpackt, à 5 Dollars pr. 100 Pfund verschifft wurden.

Man übernachtet gewöhnlich in einem einsamen Wirthshaus, in Bell's Tavern, an der Heerstraße,

wo man den Eilwagen verläßt, um den weitern Weg nach der Höhle in einem Miethwagen zurückzulegen. Der Eigenthümer der Taverne, der 76jährige Bell, hat den Gebrauch, jeden Reisenden beim Eintritt mit einem Trunke selbstbereiteten Pfirsichliqueurs und Honig zu bewillkommnen. Diese patriarchalische Sitte verschafft dem schlauen Wirthe bis in große Entfernung einen Ruf von Gastfreundschaft, die gleichwohl nicht weit her ist, denn die Zeche und die Fahrpreise fallen um desto höher aus! —

Die wegen ihrer ungeheuren Größe Mammuthhöhle genannte Kalksteingrotte im Staate Kentucky liegt 7 Meilen südwestlich von Bell's Tavern und $^{3}/_{4}$ Meilen von Green-River, und ist rings umgeben von eichen-bewaldetem, wellenförmigem Hügellande. Sie wurde zuerst im Jahre 1801 von einem Wolfsjäger entdeckt, während derselbe einen listigen Flüchtling verfolgte. Im Jahre 1812 während des Krieges mit England wurden in diesen unterirdischen Räumen große Massen von Salpeter erzeugt.

Erst seit 1840 ist die Höhle in ihrer jetzigen Ausdehnung bekannt, wo sie bald ein solches Renommée erhielt, daß sie gegenwärtig trotz der enormen Gebühr von 3 Dollars, welche der Eigenthümer des Grundstücks für deren Besuch abfordert, während der Sommermonate von Freunden der Naturscenen, wie

von Männern der Wissenschaft, sehr zahlreich besucht wird.

Der Gesammtumfang der Höhle mit allen ihren Windungen und Zweiggängen mißt ungefähr 160 Meilen; ihre Länge beträgt 9 Meilen *); der Hauptgang (main-cave) ist über 80 Fuß breit und wohl 30′ hoch, indeß sind ihre Dimensionen ungemein verschieden; zuweilen wird sie dermaßen niedrig und enge, daß man sich nur mit großer Beschwerde durchwinden kann, und an manchen Stellen dehnt sie sich wieder in einen so großartigen Raum aus, daß sie das Ansehen einer kolossalen Halle gewinnt.

Die Hauptformation der Grotte ist Kalkstein, doch kommen an einzelnen Punkten, wie z. B. in Cleveland's Cabinet, sehr schöne Gypskrystalle und — an deren äußerstem Ende — wohlgebildete Stalaktiten vor.

Die Höhle ist durch einen Fluß von ungefähr einer Meile Länge und 10′ Breite in zwei Theile getheilt, und der jenseitige Theil nur bei niederem Wasserstande erreichbar. In dem Maße, als nämlich der Greenriver steigt, wächst auch der Fluß im Innern der Höhle, und zuweilen bis zu einer solchen

---

*) Silliman's American Journal of Sciences, XLV. Octob. 1843 p. 94. — Annales de la Propagation de foi à Lyon, tom. XIV. Janvier 1842. p. 382.

Höhe, daß er fast bis an die obere Decke derselben reicht. Ein Schiffer vermag dann selbst nicht im gebücktesten Zustande mit seinem Kahn an das entgegengesetzte Ende des Flusses zu gelangen, und, was das Schlimmste ist, wieder zurückzukehren. Das Verhältniß des Steigens und Fallens, das zwischen dem Greenriver und dem Flusse im Innern der Höhle besteht, läßt vermuthen, daß der letztere keine besondere Quelle hat, sondern blos eine Ausdehnung des Greenriver ist.

Da bei unserm Besuche der Greenriver sich gerade im Steigen befand, so trachteten wir vor Allem, den jenseitigen Theil der Höhle zu besuchen, um nicht vielleicht später durch ein zu großes Anwachsen des Wassers daran gehindert zu sein.

Mit Mundvorrath versehen, um unsern Besuch bis zum nächsten Morgen ausdehnen zu können, betraten wir ungefähr um zwei Uhr Nachmittags die Höhle. Ein sichtbarer vielbetretener Pfad schlängelt sich von der Oberfläche hinab bis zu ihrem Eingange. Dieser hat durchaus nichts Imponirendes, sondern sieht einem gewöhnlichen Kellergewölbe weit ähnlicher, als der Vorhalle einer Felsengrotte, und die Spuren der aufgelassenen Salpetererzeugung, aufgeworfene Erdhügel, morsches Zimmerholz und wüst herumliegendes Baumaterial verwischen selbst den letzten romantischen Eindruck.

Das Thermometer zeigte am Eingange der Höhle 59° F.

Kleine Oellampen in der Hand, durchschritten wir rasch die vorderen Theile der Höhle, welche durch nichts Interesse boten, als durch unheimliche, seltsame Gesänge von Tausenden von Fledermäusen, die massenhaft an den Wänden hingen. Sie werden indeß nicht tiefer als ½ Meile im Innern der Höhle angetroffen, wo sie blos die rauhen Wintermonate zubringen, und dürfen daher keineswegs zu den eigentlichen Bewohnern dieser dunklen Räume gezählt werden.

Wie bei allen Erscheinungen, wo der Phantasie so freier Spielraum gelassen, findet man zwar auch hier einzelne Punkte, Räume und seltsame Bildungen mit völlig unpassenden Benennungen bezeichnet, doch mag der Beschauer in den meisten Fällen ohne große Phantasieanstrengung für den beigelegten Namen die bildliche Erklärung herausfinden. So z. B. sieht das Bacon-chamber wirklich wie eine Kammer mit geräucherten Schinken aus, — die Gothic-chapel hat ganz das Ansehen einer gothischen Capelle u. s. w.

Wir widmeten allen diesen Punkten bei unserm ersten Besuche nur einen flüchtigen Blick, um in möglichster Schnelligkeit den Fluß zu erreichen. Endlich gegen 2 Uhr kamen wir zum „Lethe“, wie unser Füh-

rer den muthmaßlichen Zweigarm des Greenriver nannte. Das Thermometer stand auf 59°, das Wasser hatte eine Temperatur von 54° F. — Die Differenz zwischen der Plattform des Hotels und dem niedrigsten Punkte der Höhle betrug 304′ 6″. Das Niveau der Höhle war 6′ 6″ höher als die niedrigste Wassermarke des Greenrivers.

Wir brauchten ungefähr ½ Stunde, um in einem kleinen, nicht sehr wasserdichten Kahne über den Fluß zu setzen. Das steigende Wasser hatte an manchen Orten bereits eine solche Höhe erreicht, daß wir selbst in sorgsam gebückter Stellung noch die Decke der Höhle streiften. Der Kahnführer, um den Ernst des Moments zu erhöhen, meinte, wenn das Wasser nur noch um wenige Zoll stiege, so gehöre eine Rückkehr zu Wasser zu den Unmöglichkeiten, und wir müßten dann gutwillig den Rückweg durch das sogenannte purgatory oder Fegefeuer einschlagen, ein Nothpfad, der, wie schon der Name zeigt, weder zu den bequemsten, noch zu den gebahntesten gehört. Indeß bedurfte es wahrlich nicht erst dieser Angsteinflößung, um die Kahnfahrt auf dem Flusse der Vergessenheit feierlich-romantisch zu machen. Die lautlose Stille, in der wir durch die Nacht der Höhle ruderten, die geheimnißvollen Schatten, welche das fahle Licht unserer Oellampen auf die glatte Wasserfläche warf, die Schwierigkeit der Passage, die uns

oft zwang, am Boden des Kahns eine völlig horizontale Lage einzunehmen, boten wahrlich des Schauerlicherhabenen und Romantischen genug.

Gegen 6½ Uhr erreichten wir eine kleine Quelle, deren Wasser stark mit Schwefel imprägnirt war. Das Thermometer stand auf 66° F., das Schwefelwasser hatte eine Wärme von 53° F.

In einer langen, breiten Allee, dem Cleveland Cabinet, trafen wir, wie wir schon oben angedeutet, zum ersten Male sehr schöne Gypskrystalle (coralloidal gypsum), während der bisher besuchte Theil der Höhle größtentheils aus glatten Kalksteinschichten bestand. Schade, daß diese prachtvollen Gypskrystalle, unstreitig die schönste Bildung der ganzen Höhle, vom Anräuchern mit der Lampe durch die allzu schaugierigen Besucher schon viel von ihrer natürlichen Frische und Schönheit verloren haben.

Vom Cleveland Cabinet gelangten wir nach den Rocky mountains, einer hügelartigen, fast bis an die Höhlendecke reichenden Aufschichtung von Kalksteinen, auf deren Gipfel man plötzlich einen schauerlichen Hinabblick auf einen weiten, öden Raum, die Dismal-hall (düstere Halle) erhält. Wir waren jetzt nicht mehr fern vom Ende der Höhle, und stolperten über die Steinmassen des sogenannten Felsengebirges hinab nach dem Serene harbor, wo sich der bisher compacte Kalkstein in Stalaktit verwandelt, und

gleichsam als Schlußdecoration dem Auge des Beschauers zahlreiche phantastische Tropfsteinbildungen vorführt.

Es war $8^1/_2$ Uhr Abends, als wir am äußersten Ende der Höhle anlangten; wir hatten also zum Durchschreiten derselben in ziemlich directer Richtung einen Zeitraum von $6^1/_2$ Stunden gebraucht.

Wenn man Orte von großer Berühmtheit und weitreichendem Rufe besucht, so ist man in seinem Urtheil, im Falle dieses zufällig nicht mit dem allgemeinen zusammentrifft, immer befangen; man liebt nicht, eine Ansicht auszusprechen, welche nicht nur mit dem Eindruck auf die Masse, sondern auch mit dem Ausspruche urtheilsberufener Männer contrastirt. Es ergreift Einen in solchem Falle ganz dasselbe Gefühl, wie bei Betrachtung eines großen Kunstwerkes, oder bei Durchlesung einer bedeutenden Dichtung, wenn man den universalen Enthusiasmus nicht theilen zu können glaubt.

Wir waren, nachdem wir die Mammuthhöhle in einer Ausdehnung von ungefähr 9 englischen Meilen durchwandert hatten, von einem ähnlichen Gefühl ergriffen, und nicht ungern benutzten wir die Rast unserer kleinen Karawane auf den Steinmassen am Fuße der Mignon-Felsenberge, um Dr. Whitney, welcher während seiner europäischen Tour zufällig auch die Adelsberger Grotte in Kärnthen besucht hatte,

nach dem Eindruck zu befragen, den die bisher gesehenen Theile der Riesenhöhle auf ihn gemacht hatten.

Zu unserer Genugthuung erhielten wir von diesem competenten Freunde unser Urtheil bestätigt, und wir gestanden mit um so größerer Beruhigung, daß die Höhle, mit Ausnahme ihrer ungeheuren Ausdehnung, einzelner Krystallbildungen und jener traurigen Ruhe, welche den meisten unterirdischen Höhlen gemein ist, auch auf uns nicht jenen imposanten Eindruck hervorbrachte, den wir erwartet, und daß dieselbe, nach dem bisher Gesehenen zu urtheilen, weder der Adelsberger Grotte, noch der Grotte bei Tiff im westlichen Flandern an Pracht und Zauber der Bildungen gleichkommt. Die minder imposante Wirkung dieser unterirdischen Räume im Vergleich zu den erwähnten Grotten in Kärnthen und Belgien ist leicht durch den Umstand erklärlich, daß die letzteren Stalaktiten-Gebilde enthalten, während die Hauptformation der ersteren aus Kalkstein besteht.

Es fehlen hier jene launenhaften, wunderlichen Formen des Tropfsteins, aus denen die Phantasie die tausendfältigsten Gestaltungen hervorzuzaubern vermag; es fehlt das schaffende Leben, das sich dort im Rauschen wilder Bergstürze wie im einsamen Wassertropfen kundgiebt, der mit bildender Kraft vom feuchten Gemäuer auf den glatten Stein fällt.

Hingegen ist die Riesenhöhle von Kentucky geologisch von hohem Interesse; noch sind in derselben alle Stadien ihrer Bildungsgeschichte vorhanden, von der schmalen Rinne, die ein sanft rieselndes Gewässer allmälig ausgehöhlt, bis zu jenen gigantischen Räumen, deren Auswaschung das tausendjährige Dahinbrausen stürmisch-wilder Strömungen bedurfte. Ein Vergleich dieser Erscheinungen mag uns einen ziemlich klaren Begriff von jenem ungeheuren Zeitraume geben, welchen solche kolossale Auswaschungen in Anspruch genommen haben müssen. Ja, der Besucher mag daraus noch gar manche andere Schlüsse auf das Alter und die Bildungsgeschichte unseres Erdkörpers ziehen, wenn er nicht besorgt, mit Tradition und Offenbarung in Conflict zu gerathen.

Als wir auf dem Rückwege zum zweiten Male den Gipfel der Felsenberge erklommen hatten, und die unheimliche Halle (dismal-hall) in ihrer schauerlich wüsten Ausdehnung wieder vor uns lag, zündete der Führer, welcher in der Tiefe zurückgeblieben war, einige Bogen ölgetränktes Papier an, und ließ uns einen flüchtigen Blick in diesen düstern Abgrund thun. Es war durch diese Vorrichtung einige Minuten lang so hell geworden, daß man die ganze Halle nach allen Richtungen übersehen konnte; sie soll, nach der Angabe des Negersklaven, der uns als Führer diente, 100′ hoch, 300′ lang und 150′ breit

sein. Bald aber brach wieder die frühere, traurige, einsame Nacht herein.

Die Rückkehr über den eben im Steigen begriffenen Fluß war wo möglich noch beschwerlicher als die Hinfahrt; doch erreichten wir glücklich wieder das entgegengesetzte Ufer, ohne zum Nothweg durch's Fegefeuer unsere Zuflucht nehmen zu müssen.

In einer Abtheilung, welche wegen der großen Aehnlichkeit ihrer Gebilde mit Traubenpflanzungen „der Weingarten" heißt, löschten wir plötzlich sämmtliche Lichter aus, natürlich nicht ohne uns vorher der Güte unserer Zündhölzchen versichert zu haben. Der Eindruck, den wir von der Stelle, auf der wir uns befanden, empfangen hatten, übertrug sich derart unseren Sehorganen, daß wir Alle eine Zeit lang die nächsten Gegenstände noch immer unterscheiden zu können glaubten. Doch verschwand bald diese eigenthümliche Täuschung, und wir befanden uns in die finsterste Nacht eingehüllt, gleichsam lebendig begraben in einen kolossalen, riesigen Sarkophag! — Die Wirkung war eine gewaltige, eine schauerliche. Wohl Jeden von uns beschlich ein heimliches Grauen vor solcher Verendung, und es dürfte wenig Eindrücke geben, die sich unserer Erinnerung tiefer einprägten, als dieser Nachtmoment in der Mammuthhöhle!

Da wir dem Besuche der Höhle noch mehrere

Tage zu widmen gedachten, und der Morgen bereits angebrochen war, so hielten wir uns jetzt bei den einzelnen Sehenswürdigkeiten unterwegs nicht mehr auf, sondern bemühten uns so rasch als möglich aus der Höhle in das Hotel zu gelangen, wo wir endlich 3 Uhr Morgens müde und schlafbedürftig eintrafen.

21. November, 39° F. Auf unserer heutigen Wanderung durch die Riesenhöhle hatten wir „Stephen", den intelligentesten und beliebtesten Führer, zum Begleiter. Wenn es für ein vorurtheilsfreies Gemüth noch einen Zweifel über die geistige Elasticität und die große Bildungsempfänglichkeit der schwarzen Race gäbe, so müßte ihn dieser Negersklave mit seinen vielseitigen Fähigkeiten für immer vernichten.

Stephen ist ein junger Mann von einigen 30 Jahren, der schon über 15 Jahre als Führer durch diese Riesenkatakomben dient, und erst kürzlich beim Tode seines Eigenthümers, unter der Bedingung der Auswanderung nach Liberia, seine persönliche Freiheit erhalten hat. Während der langen Periode seiner Führerschaft wußte der begabte Neger viele interessante Bemerkungen und Beobachtungen, wie sie gebildete Besucher von Zeit zu Zeit fallen ließen, ämsig aufzulesen und in Erinnerung zu behalten, so daß man im ersten Gespräch wirklich über die man-

nichfaltigen Kenntnisse eines Sklaven erstaunt sein muß, der erst vor wenigen Jahren und nur durch Selbstunterricht schreiben und lesen gelernt.

Er spricht nebst der englischen Sprache ziemlich gut französisch, und weiß eine Menge lateinischer Worte und wissenschaftlicher Termen; dabei versteht er mit dem kleinen Capital seines Wissens so gut zu wirthschaften, daß ihn der große Haufe für weit kenntnißreicher hält, als er in der That ist. Sein niedriger Bildungsstand, übertüncht mit oberflächlichem Wissensfirniß, mag nicht mit Unrecht dem harten, rauhen Urgestein der Riesenhöhle verglichen werden, das nur an manchen Stellen eine dünne, glänzende Krystallkruste überdeckt.

Uns gefiel weit mehr, als seine oft lästige Gelehrtthuerei, der mächtige Sinn für Naturschönheiten, der dieser Negerseele innewohnt, und die fast kindliche Liebe, mit welcher Stephen die einzelnen Glanzpunkte der Riesenhöhle beschreibt und der Bewunderung des Besuchers empfiehlt.

Als wir das zweite Mal die Höhle betraten, war der äußere Thermometerstand 37° F. Ungefähr zwei Meilen im Innern der Höhle, wo wir neuerdings Beobachtungen anstellten, stieg das Thermometer bis 51° F., so daß sich ein Unterschied in der Temperatur der Höhle und der äußern Atmosphäre von 14° F. ergab. Die Luft, die man uns

in der Höhle als ungemein angenehm und rein geschildert hatte, fanden wir im Gegentheil ziemlich dumpf, und in der Nähe des Hauptflusses sowohl, als wo kleine Wasseransammlungen Statt finden, feucht und kellerähnlich.

Im Sommer, wo die äußere Temperatur viel höher ist, mag die Luft in der Höhle allerdings angenehmer sein als dermalen*), keinesfalls aber rechtfertigen ihre Eigenschaften jenes bizarre Experiment eines Dr. Mitshell aus Glasgow im Staate Kentucky, der seinen brust- und lungenkranken Patienten die Riesenhöhle in Folge ihrer gleichmäßigen Temperatur und trockenen Atmosphäre als ganz besonders günstigen Winteraufenthalt anempfahl.

Im Jahre 1841 ließ der sanguinische Arzt ungefähr zwei Meilen im Innern der Höhle, in der sogenannten Main Avenue, mehrere kleine Wohnhäuser von Ziegel aufführen, dieselben mit Thüren und sogar mit Fenstern, als ob ein Licht eindringen könnte, versehen, und, anstatt eines Daches, mit grober Leinwand zum Schutz gegen Staub überspannen. Das Innere dieser seltsamen Spitalräume wurde bequem und comfortabel eingerichtet, und ein hinreichendes Krankenwärterpersonal in Bereitschaft gehalten.

*) Die jährliche Durchschnittstemperatur der Grotte soll 56° F. betragen.

Im September desselben Jahres konnte man wirklich siebenzehn Lungenleidende in diese unterirdischen Räume einziehen sehen, welche in der Verzweiflung eines letzten Versuchs den schauerlichen Entschluß faßten, die Riesencur in der Mammuthhöhle zu erproben. Vier Monate lang blieben die Unglücklichen in diesem kerkerähnlichen Aufenthalt, und stark mußte ihre Liebe zum Leben sein, um dasselbe mit so langer Entbehrung des Sonnenlichts und der frischen, freien Luft erkaufen zu wollen.

Kein einziger der Patienten hatte während dieser vier Monate die Höhle verlassen, oder auch nur ihrem Ausgange sich genähert, um des Tages schönes Licht zu schauen. Sie brannten Kerzen und Lampen, am Tage wie zur Nachtzeit; Speisen, Getränke, Erfrischungen, kurz alle Arten von Bedürfnissen und Luxusartikeln wurden nach der Höhle geschafft, und es herrschte eine Zeit lang in derselben ein wunderlich regsames Leben. Man veranstaltete sogar Ausflüge nach den verschiedenen interessanten Punkten der Höhle, woran nebst den Krankenbesuchern auch die Leidenden, die nicht an's Bett gefesselt waren, Theil nahmen. Musik, Tanz und Sang belebte die sonst so traurigen, schweigsamen Räume.

Nach den ersten zwei Monaten des Höhlenaufenthaltes bemerkte man indeß schon an den meisten

der siebenzehn Kranken Abnahme der Kräfte, Augenleiden und Melancholie. Sie waren jedoch nicht zu einer Veränderung ihres Aufenthalts zu bewegen. Mehrere starben in der Höhle, und als der Rest der Kranken den Tod auch durch die Felsengewölbe der Riesengrotte dringen sah, bemächtigte sich ihrer ein so panischer Schrecken, daß sie kaum Zeit genug hatten, sich aus dem freiwillig gewählten steinernen Sarge der Mammuthhöhle in den hölzernen im Hotel zu legen. Sie starben rasch nach einander und ihr Doctor mit ihnen! — Mit ihm ging auch sein System zu Grabe. —

Die Riesengrotte hat aber nicht immer zu irdischen, sie hat auch schon zu himmlischen Zwecken gedient. Mehrere Jahre hindurch hielten die Methodisten in einer ihrer großartigsten Hallen fromme Versammlungen (meetings), an denen viele hundert Menschen aus der weitesten Entfernung Theil nahmen, und es muß ein großartiger Effect gewesen sein, in diesen unterirdischen, reich mit magischem Lampenlicht erhellten Räumen eine fromme Christengemeinde zum Gebet versammelt und ihren Prediger von einem hohen Steinblock herab den Segen sprechen zu sehen.

Stephen versäumte nicht, uns die interessantesten Einzelnheiten der Höhle zu zeigen, und sie mit den glänzendsten Farben zu schildern. Doch waren es

in dem vordern Theile der Höhle nur zwei Punkte, welche unsere Aufmerksamkeit auf längere Zeit fesselten: Gorin's Dom und die Sternenhalle. Gorin's Dom, nach dem frühern Besitzer so genannt, ist eine domartige Stalaktitenbildung, welche, mit Oelpapier erleuchtet, den Blick bis in eine Tiefe von 500 Fuß schweifen läßt.

Durch ein glückliches Naturspiel vertritt eine breite Oeffnung die Stelle eines Fensters, und der Besucher, der, an diese steinerne Brüstung sich lehnend, in die mit flüchtigem Oelbrand erleuchtete Tiefe hinabsieht, erblickt mit täuschender Aehnlichkeit das Schiff eines Riesendomes, Säulen, Karnieße, Arabesken und Draperien; doch stirbt deren Erscheinung mit der erlöschenden Flamme rasch wieder hinweg.

Am überraschendsten erschien uns das Star-chamber, eine große, umfangreiche Halle mit steilen Felswänden, an deren 80 bis 90 Fuß hoher rußiger Decke sich einzelne schwarze Felsstücke losgelöst haben, wodurch die weiße Unterschichte in einer eigenthümlichen Wirkung durchschimmert, und man aus der Entfernung und mit einer gewissen Lichtwendung das Glitzern der Sterne am nächtlichen Himmel zu erkennen glaubt. Die Täuschung ist vollkommen; ja, es fällt dem Auge des Beschauers viel schwerer, wieder die rauhen, finsteren Felswände anstatt des Sternenhimmels über seinem Haupte zu erblicken.

Das Thierleben in der Höhle ist auf zwei Fischgattungen und auf nur wenige Insectenarten beschränkt. Die interessanteste Erscheinung ist ein blinder Fisch (Amblyopsis spelaeus), welcher nur Rudimente der Sehorgane besitzt. Derselbe kommt im Letheflusse vor, und ist durch häufiges Ausfischen schon ziemlich selten geworden. Zahlreiche Physiologen und Aerzte haben bereits diese seltsame Erscheinung zum Gegenstande mikroskopischer Untersuchungen und wissenschaftlicher Forschungen gemacht*), und die meisten von ihnen stimmen darin überein,

*) Der blinde Fisch wurde zuerst von Dr. Dekay in seiner Zoology of New-York. 1842. 3. part. p. 187 beschrieben. Später veröffentlichten Tellkampf (Müller's Archiv 1844 und Erichson's Archiv. 1844. p. 318) und Dr. Storer (Memoirs of the Academy of Arts and Sciences. 1846. p. 435) Abhandlungen über den gleichen Gegenstand. In jüngster Zeit hat Professor Agassiz namentlich in einem Briefe an Professor Silliman sen. in New-Haven höchst interessante Mittheilungen über den blinden Fisch der Mammuthhöhle der Oeffentlichkeit übergeben (American Journal of Arts, Sciences etc. vol. XI. May 1851. p. 127). Außer den beiden oben erwähnten Fischarten kommen in der Mammuthhöhle noch folgende Insecten vor: Anophthalmus Tellkampfii, Adelops hirtus, Triura cavernicola, Anthomyia, Anthrobia mammouthia, Phalangodes armata, Phalangopsis longipes. Von Infusorien finden sich: Monas Kolpoda, Monas socialis, Bodo intestinalis, Kolpoda cucullus, Chilomonas emarginata.

daß nicht alle Generationen des Amblyopsis spelaeus blind gewesen seien, sondern derselbe erst, nachdem er seinen Weg in diese Höhle gefunden, durch die Nutzlosigkeit und Unbrauchbarkeit der Sehorgane in dieser Finsterniß die Kraft derselben allmälig verloren habe.

Es mag dies zugleich als ein wunderbarer Fingerzeig gelten, wie nur ein weiser und steter Gebrauch der von der Natur uns verliehenen Fähigkeiten vor deren Verlust bewahren kann, und wie der scheinbare Mangel eines Organs häufig nur der Erschlaffung desselben aus Unthätigkeit zugeschrieben werden muß.

Die zweite Fischgattung, welche freiwillig oder unfreiwillig diesen nächtigen Aufenthalt gewählt, ist eine Art Flußkrebs (crawfish), der sich gleichfalls nur höchst spärlich vermehrt.

Zwei ägyptische Mumien, welche ein Herr Müller vor wenigen Jahren in einer Vertiefung der Gothic Avenue während des Sammelns von Gypskrystallen entdeckte, hatten zur Zeit viel von sich reden gemacht; sie ruhen jedoch dermalen völlig unbeachtet in Privat-Museen in New-York und Cincinnati.

27. November, 32° F. Eine Meile nördlich vom Hotel befindet sich eine zweite Grotte, White cave, von zwar nur geringer Ausdehnung, aber durch

ihre Stalaktiten und Stalagmiten-Formation von weit imposanterem Effect als die Riesenhöhle. Diese Weiße Grotte ist 900′ lang, 60′ breit, und 12—16′ hoch. Die innere Temperatur betrug bei unserm Besuche 50° F. Sie wurde im Jahre 1812 von den Salpeterarbeitern entdeckt, und durch ihren Nachbarkoloß völlig in den Hintergrund gedrängt.

Ein Besuch dieser Grotte dürfte die deutlichste Erklärung geben, warum die Riesenhöhle im Verhältniß zu ihrer Ungeheuerlichkeit so wenig imponirt. In der Weißen Grotte finden sich auf engen Raum die prachtvollsten Tropfsteinbildungen in den bizarrsten Formen zusammengedrängt, welche die Phantasie des Besuchers leicht in Dome, Tempel, Säulen, Riesenkaktus, Draperien und hundert andere Figuren verwandeln mag; die weiten Räume der Mammuthhöhle hingegen sind, mit wenigen Ausnahmen, trotz ihrer Kolossalität, doch nur unabsehbare, ausgewaschene Riesengänge.

Abends verließen wir die Mammuthhöhle, um in Bell's einsamer Wirthsschenke an der Heerstraße den Eilwagen für Nashville (im Staate Tennessee) abzuwarten, der jede Nacht in der elften Stunde vorbeipassirt.

Die Bewohner der einsamen Ansiedelung in der Nähe der Riesenhöhle, von denen wir jetzt Abschied nahmen, werden von einem spätern Besucher wohl

schwerlich mehr getroffen werden. Der jetzige Pächter zieht als Farmer nach einer entfernten Landwirthschaft, und die Negersklaven, von ihrem verstorbenen Herrn sämmtlich freigelassen, wandern binnen Kurzem, Stephen an ihrer Spitze, nach der Negercolonie Liberia in Afrika, wo sich seit deren Gründung im Jahre 1812 bereits über 6000 freie Neger niedergelassen haben. Stephen, welcher, durch allzu große Schmeicheleien von Seiten der Besucher verleitet, seine Kenntnisse vielfach überschätzt, glaubt, er könne in Libaria eine angesehene wissenschaftliche Stellung einnehmen, und obwohl er uns sagte, daß er Schullehrer werden wolle, so ist doch kein Zweifel, daß sich seine eitle Phantasie darunter einen Diplomaten oder einen kirchlichen Orator denkt!

Seine Ehehälfte, wie die meisten Hälften der Ehen, legt zwar Schwierigkeiten in den Weg und meint, es sei besser, in seiner Eigenschaft als Führer durch die Mammuthhöhle bei gutem Verdienst am gegenwärtigen Wohnorte zu verbleiben, als im freien Zustande in einem fernen Lande eine neue Zukunft gründen zu müssen. Geboren, auferzogen und glücklich verheirathet in einer einsamen Ansiedelung, deren Grenzen sie niemals überschritten, fühlt dieses Frauenherz weniger das Bedürfniß nach Freiheit, als der stolze Sinn ihres Mannes, und aus dieser blöden Anhänglichkeit an die Scholle mag

auch die oft wiedergekäute Historie von freigelassenen Negersklaven erklärt werden, welche vorgezogen haben sollen, ihrem humanen Befreier als Sklaven fortzudienen, als unwissend, unfähig und unbeholfen, wie die meisten von ihnen sind, sich selbst ein Unterkommen und einen Erwerb gründen zu müssen.

Dieser Vorfall, der als ein Beispiel der humanen Behandlung der Negersklaven und der Zufriedenheit mit ihrer gegenwärtigen Lage so vielfach von Sklavenzüchtern erzählt wird, gilt indeß nur als ein schlagender Beweis, wie tief diese Menschenclasse in ihrer Selbstachtung durch eine verthierende Behandlung gesunken sein muß, wenn sie ihre gegenwärtige Knechtung und Unterdrückung einer freien selbstständigen Existenz vorzieht. —

Nachts um 12 Uhr reisten wir von Bell's tavern mit dem Eilwagen weiter nach Nashville, der Hauptstadt Tennessee's, 185 Meilen von Louisville und 95 Meilen von der Mammuthhöhle.

Ehe wir in den Eilwagen stiegen, drückten wir noch zum letzten Male die Hand Whitney's, des Staatsgeologen aus Northampton, dessen Gesellschaft, Unterhaltung und humane Gesinnung seit einer Reihe von Wochen unsere Stimmung immer wieder aufrichtete, so oft sie während unserer Reisen in den Sklavenstaaten durch Gesehenes und Erlebtes getrübt wurde. S.

XXXI.

Durch die Sklavenstaaten Tennessee, Georgien und Alabama nach dem Golf von Mexiko und New-Orleans.

---

28. November, 32° F. In einer Dorfschenke unterwegs, wo der Eilwagen anhielt, um die Postpferde zu wechseln, trat ein Mann mit einem Negerkind in die Stube, das er eben, wie er kaufzufrieden erzählte, in einem benachbarten Orte für 400 Dollars erhandelt hatte. Das arme Mädchen war erst acht Jahre, und schon in die Hand des dritten Besitzers gekommen. Wer die Sorgfalt sah, mit welcher der Sklavenbesitzer seine Leibeigene umgab, die Liebkosungen und Bonbonbüchschen, mit welchen er sie überhäufte, und die Eleganz, mit der das Kind gekleidet war, hätte das Mädchen wohl eher für eine zärtlich geliebte Tochter, als für eine Sklavin angesehen. Aber je süßer ihre Gegenwart, desto

bitterer ihre Zukunft. Das Kind wird nicht gepflegt aus Sympathie, sondern aus Eigennutz, es wird nicht gut gekleidet aus Wohlwollen, sondern aus Speculation, und die Zärtlichkeit, mit welcher zuweilen der Sklavenzüchter das hoffnungsvolle Negerkind ansieht, ist nur der gemeine Ausdruck seiner egoistischen Freude über einen vortheilhaften Handel, oder die Aussicht, ein paar hundert Dollars bei diesem Seelenverkauf zu verdienen.

Die Fahrt ging größtentheils über flaches Land. Einzelne Farmen und Maisfelder kamen zum Vorschein, aber auf der ganzen 95 Meilen langen Strecke erreichten wir nur zwei ansehnliche Städtchen, Bowling Green und Franklin (Simpson County), in dessen Nähe sich gleichfalls eine ansehnliche Kalksteingrotte befinden soll.

Ungefähr zehn Meilen vor Nashville änderte sich das Klima merklich. Das Gras war noch üppig und frisch, die Bäume waren noch nicht durch den Eiseshauch des Winters alles Blätterschmuckes entschüttelt, der Himmel hatte schon einen lieblichen, südlichen Teint. Zu beiden Seiten zogen sich jetzt Anlagen und Landsitze hin, der Boden wurde cultivirter, man fühlte, daß man sich einer großen wohlhabenden Commune näherte.

Noch keine Stadt Amerika's, die wir bisher gesehen, trug so viel Spuren ihres Alters an sich, wie

Nashville; nirgends bemerkten wir so viele ruinenartige, zeitverwitterte Bauten. Die Hauptstadt Tennessee's liegt am südlichen Ufer des Cumberlandflusses, der sich bei Smithland in den Ohio ergießt, und eine directe Verbindung mit den Handelsplätzen des Westens unterhält.

Nashville ist auf einem Felsen erbaut, und erhebt sich terrassenförmig von 50 bis 175 Schuh über das Strombett des Cumberlandflusses. Die Bevölkerung von 25,000 Seelen findet ihren Haupterwerb im Handel und Ackerbau. Ein prachtvolles Capitol, in welchem in Zukunft der gesetzgebende Körper des Staates seine Berathungen halten soll, ist eben in der Vollendung begriffen, und wird, auf einem der höchsten Punkte der Stadt erbaut, als herrlichstes Monument der Freiheit in weiteste Ferne ragen.

Man ist zuweilen mit dem Erbau solcher kostspieligen Staatsgebäude darum so zuvorkommend, weil man durch solche großartige Einrichtungen den Sitz der Regierung auf Einem Punkte festzuhalten hofft, und die Bewohner dadurch der Sorge zu entgehen glauben, die Hauptstadt des Staates mit allen ihren Vortheilen in drei oder vier Jahren auf einen andern Punkt übertragen sehen zu müssen.

Die Universität von Nashville ist in raschem Aufblühen begriffen. Das medicinische Departement

zählt gegenwärtig 146 Studenten, welche für jedes einzelne Collegium 15 Dollars per Semester bezahlen. Bei den geringen Mitteln, welche der Universität gegenwärtig noch zu Gebote stehen, müssen manche Professoren zwei bis drei Lehrgegenstände vortragen. So z. B. ist der dermalige Decan, Dr. Lindsley, zugleich Professor der Chemie, der Mineralogie und presbyterianischer Prediger.

Ein seltsamer Genuß wurde uns durch den Besuch des mineralogischen und geologischen Cabinets des verstorbenen Professor G. Troost, eines geborenen Holländers, geboten, welcher sein ganzes Erworbenes der Anlage dieser schönen Sammlung widmete. Ohne alles Privatvermögen, blos mit einem Jahreseinkommen von nicht mehr als 1500 Dollars, gelang es diesem begeisterten Gelehrten, nach einem halben Jahrhundert unermüdeter Thätigkeit und Anstrengung eine prachtvolle Collection interessanter Mineralien von allen Theilen des Globus zusammenzustellen, welche von Fachmännern auf circa 30,000 Dollars geschätzt wurde. Ein großer Theil der europäischen Mineralien wurde von Heuland in London und Cranz in Bonn angekauft. Jede einzelne Stufe ist ein Cabinetstück, geeignet, darüber einen wissenschaftlichen Vortrag zu halten.

Durch den Tod des würdigen Professors (1850) ist der Ankauf dieser unstreitig großartigsten Privat-

sammlung in den Vereinigten Staaten für die Stadt Nashville zur Ehrensache geworden, und es würde ein trauriges Zeugniß von dem Sinne der Hauptstadt Tennessee's für Wissenschaft ablegen, wenn eine so werthvolle Collection, von einem ihrer verdienstvollsten Bürger mit so viel Liebe, Fleiß, Fachkenntniß und Aufopferung gesammelt, in einer öffentlichen Auction versplittert oder gar völlig aus dem Lande wandern würde.

30. November, 61° F. Von Nashville reicht bereits die Eisenbahnlinie bis nach Winchester (96 Meilen), und sobald das große Schienennetz in den Mittelstaaten vollendet ist, wird die Hauptstadt Tennessee's mit den Handelsplätzen des Nordens in ununterbrochener Eisenbahnverbindung stehen.

Der Schienenweg, so weit derselbe fertig, ist viel besser, als wir nach den uns gemachten Mittheilungen erwarteten. Ein wohlgeheizter eiserner Ofen in der Mitte eines jeden Waggons läßt selbst im Winter das Reisen behaglich erscheinen, und für Trinkwasser wie für andere Bedürfnisse ist in der befriedigendsten Weise gesorgt. Wir legten 19 bis 21 Meilen in der Stunde zurück. Das Brennmaterial ist Fichtenholz, von dem die Klafter in geschnittenem Zustande auf 1¼ Dollar zu stehen kommt.

Die Bahn führte mitten durch Eichen- und Fich-

tenwälder, so daß zuweilen die breiten, urwüchsigen Aeste der Bäume wie Hagelschlag auf das kupferne Dach des Waggons klopften. Alle Ansiedelungen, an denen die Locomotive vorbeibrauste, trugen die Spuren jüngster Entstehung. Bisweilen kamen bereits Baumwollenpflanzungen zum Vorschein. Gleich Schneeflocken hingen die blendend weißen Früchte an der dürren, $3\frac{1}{2}$ Fuß hohen Staude. — Wieviel Stirnenschweiß muß fließen, wieviel Händefleiß sich abmühen, bis diese frische Naturgabe durch die Phantasie eines pariser Schneiders in ein gliederbeengendes Modekleid verwandelt wird!

Baumwolle, welche zu den Hauptproducten der südlichen Staaten gehört, wurde bereits 130 Jahre vor dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege gebaut, und die Pflanzen meist von St. Domingo eingeführt.*)

Die drei cultivirtesten Gattungen sind Gossypium herbaceum, hirsutum und arboreum. Gegenwärtig sind 4,500,000 Acres Landes mit Baumwolle bepflanzt.

Die Saat geschieht nach dem muthmaßlich letzten Froste, Mitte April, und die Ernte beginnt, nachdem der erste Frost die Knospe geöffnet, gemeiniglich An-

*) De Bow, Industrial Resources of the Southern and Western States. 1852. Vol. I. p. 118. 176.

fangs November. Die Pflanze muß also sehr geschäftig sein, um in so kurzer Zeit zu blühen und Früchte zu tragen. Sie bleibt daher auch klein und unansehnlich; sie hat nicht Zeit genug zu hochstrebendem Wachsthum, wie ein Schüler, der, vom Studiren zu sehr angestrengt, mehr in die Breite sich dehnt als in die Höhe. In Louisiana, wo zwischen Saat und Ernte ein längerer Zwischenraum besteht, ist die Pflanze weit größer, entwickelter, aber die Frucht ist nicht besser.

Man rechnet pr. Acre 250 bis 300 Pfund jährlichen Ertrag. Das Capital und Besitzthum, welche in den sämmtlichen Staaten des Südens für die Production von Baumwolle verwandt werden, erreichen die Summe von 800 Millionen Dollars. Die Baumwollen-Ernte des Jahres 1852 wird auf $3\frac{1}{4}$ Millionen Ballen à 400 Pfund veranschlagt.*) Der dermalige Marktpreis ist durchschnittlich 9 Cents

---

*) Auf der ganzen Erde werden jährlich circa 1600 Millionen Pfund Baumwolle erzeugt. Die Vereinigten Staaten erzeugen hiervon über zwei Drittheile; Indien 185,000,000, das übrige Asien 110,000,000 Pfd.; Mexiko und Südamerika incl. Brasilien 65,000,000 Pfund u. s. w. Es ist interessant zu sehen, wie mit der Cultur eines Staates auch der Bedarf an Baumwolle zunimmt. England und Nordamerika consumiren jährlich ungefähr 13 Pfd. Baumwolle pr. Kopf, die Türken nur 3 Pfd. pr. Turban.

pr. Pfund. — Von dieser Ernte dürften ungefähr 700,000 Ballen in inländischen Fabriken verarbeitet werden, der Rest bildet einen Haupthandelsartikel mit Europa. Die Hälfte der ganzen Baumwollen-Ernte verschifft New-Orleans. Die Hauptstapelplätze sind Liverpool, Havre, Antwerpen, Triest, Hamburg, Bremen. Im letzten Jahre wurden nach Liverpool 1,600,000 Ballen und nach Triest 50,000 Ballen verschifft. Die Baumwollenpflanzungen haben indeß in der Louisiana abgenommen, seitdem sich die Zucker-production lucrativer erweist. Man rechnet, daß der-malen im Staate Louisiana jährlich nicht mehr als 400,000 Ballen Baumwolle (160 Millionen Centner) erzeugt werden.

Im Staate Alabama, welcher einen Flächenraum von 32,462,080 Acker Landes umfaßt, werden jährlich im Durchschnitte über 500,000 Ballen Baumwolle à 500 Pfund erzeugt. Im Jahre 1852 erreichte die Baumwollen-Ernte in Süd-Alabama einen Werth von 21 Millionen Dollars. — Am Black-warrior-river finden sich bedeutende Kohlenlager, deren Becken zwischen den Shelby- und Bit-Cantons sich bis auf 40 Meilen ausdehnt. Benton Canton ist reich an Eisen und Blei, doch sind alle diese Mineralschätze noch sehr wenig ausgebeutet.

In Winchester verließen wir die Eisenbahnwaggons, und wurden in einer schlechten Kutsche mit

noch schlechteren Pferden auf der schlechtesten Straße bis zum Einmündungspunkte der Eisenbahn im Staate Georgia weiter befördert.

Die Gegend beginnt jetzt gebirgig zu werden; man merkt, daß man sich den Appallachen nähert. Trotz der starken Beladung des Wagens wurde derselbe doch fortwährend wie ein wogen-geschaukeltes Segelschiff bald nach dieser bald nach jener Seite hin geschleudert, und die andauernde Gefahr, sich Arme und Beine zu brechen, machte die ganze Eilwagenreise zu einer Bußfahrt.

Abends wurde in einer Holzhütte im Walde zum Nachtmahl angehalten. In demselben Zimmer, wo für die Reisenden ein ärmliches Mahl bereitet stand, lag die Frau des Wirthes fieberkrank im Bette, und vor dem Kamin saßen mit verhüllten Gesichtern zwei verwilderte Burschen, von denen ein jeder eine eiserne Kette um den Hals trug, deren Ende am Holzplafond des Zimmers befestigt war. In solch unheimlicher Gesellschaft würde selbst ein besseres Abendbrod nicht gemundet haben. Als der Wirth die Zeche einsammelte, gab er uns gratis die Geschichte der beiden Arrestanten zum Besten, welche Diebe waren, die in der verflossenen Nacht in den Kramladen seiner einsamen Ansiedelung einbrachen, und am nächsten Morgen vom Wirth in höchsteigener Person dem benachbarten Gericht überliefert

werden sollten. Damit dieselben nicht früher entkämen, traf er diese grausame Vorsicht.

So oft die Straße gar zu holperig oder die Berge gar zu steil wurden, legten wir den Weg zu Fuße zurück. Das Ende der Fahrt ging etwas besser. Der Kutscher, der beim letzten Pferdewechsel auf den Bock stieg, hatte in dem Weiler, von dem er ausfuhr, eine Liebschaft, und trieb die Pferde, so gut es ging, um nur wieder nach Hause zu kommen. So half uns die Liebe vorwärts, und ihr verdanken wir es, daß wir noch zum rechten Momente in Chatta nooga (Georgia) ankamen, um mit dem Frühzuge die Reise auf der Eisenbahn bis nach Atlanta (131 Meilen) fortsetzen zu können.

Nach einer unangenehmen Nachtfahrt in einer kalten, harten Postkutsche kamen uns die wohlthätigen Eisenbahnwaggons doppelt erwünscht. In einigen derselben glühte sogar der Ofen so stark, und die Temperatur war so heiß, daß es uns an gewisse Bureaux in Europa erinnerte, wo das Brennholz auf Staatskosten geliefert, und von officiellen Heizern eingefeuert wird.

Im Waggon saßen mehrere Exemplare von Congreßmitgliedern aus dem Süden, die so eben nach Washington eilten, wo in wenigen Tagen die Sitzungen im Capitol eröffnet werden sollten. Sie waren alle äußerst demokratisch disponirt, und neigten ihre

Häupter wie der Krautsalat der aufgehenden Sonne zu. Ueber die Verhältnisse in Europa waren sie höchst oberflächlich unterrichtet. So meinte z. B. eines der Congreßmitglieder, die unteren Classen in Europa ständen auf einer noch niedrigern Stufe als die Negersklaven Amerika's, und könnten weder lesen noch schreiben. Nun ist die geistige und sociale Lage der Volksclassen in Europa allerdings eine höchst betrübende, aber bis zu einer Verthierung, wie sie das unwissende Congreßmitglied vermuthete, hat man es, Gott sei Dank, trotz aller Bemühungen noch nicht gebracht! Die Amerikaner sind gewöhnlich über ihr eigenes Land und dessen Interessen wohl informirt, aber völlig unwissend in Allem, was über den Horizont Amerika's hinausgeht.

2. December, 50° F. Die Lieblichkeit des Wetters und das frische Grün der Nadelholzvegetation ließ uns fast vergessen, daß wir uns mitten im Winter befanden. Als wir gegen unsere Mitreisenden unser Erstaunen über die eigenthümliche Färbung des Himmels und diese wohlthätige Sonnenwärme ausdrückten, erhielten wir zur Antwort, daß eben jetzt jene Jahreszeit herrsche, welche unter dem Volke als der Indianische Sommer bekannt ist. Also auch hier, wo es keine Prairiefeuer und keine Indianer giebt, begegnen wir unserm lieblichen Unbekannten aus Minesota? Ist das nicht ein neuer Beweis,

daß diese Erscheinung in etwas Anderem seinen Grund haben muß, als in den Rauchnebeln der brennenden Prairien?

Diesen Vormittag hatten wir wieder eine Strecke von 25 Meilen, wo die Eisenbahn noch unvollendet ist, mit dem Stellwagen zu fahren, wofür man uns, da keine Concurrenz besteht, und die Unternehmer die kurze Zeit bis zur Eröffnung des Schienenwegs noch möglichst ausbeuten wollen, sieben Dollars abforderte. Jedes Stückchen Gepäck mußte besonders bezahlt werden. Ein Herr führte einen Hund mit sich, und mußte dafür drei Dollars entrichten. In Westpoint trafen wir wieder die Eisenbahn. Sie führt 100 Meilen südwestlich bei Montgomery am Alabama-Flusse.

An der rauhen Bretterwand eines der Blockhäuser mitten im Fichtenwalde, welche gegenwärtig noch den Bahnhof in Westpoint vorstellen, sahen wir eine gedruckte Anzeige von zwei entlaufenen Negersklaven angeheftet, welche von so weißer Gesichtsfarbe waren, daß sie, wie der über seinen Verlust desperate Sklavenzüchter befürchtete, ganz gut für Weiße gehalten werden konnten. Ihr Alter war nicht verzeichnet, aber als ob es sich um gemästete Thiere handelte, war dem Negersteckbrief hinzugefügt, daß der eine Sklave 150, der andere 180 Pfund wiege. Als Belohnung wurden dem red-

lichen Neger-Auffänger 75 Dollars versprochen, — der redlichste Lohn wäre wohl, sie laufen zu lassen.

Wir kamen im Laufe der Fahrt an vielen Baumwollenplantagen mit prachtvollen Wohngebäuden vorbei; viele dieser hölzernen Paläste waren mit Säulen und Galerien verziert, und hatten ein gar stattliches Ansehen. Doch wie sie die Sonne beschien, war uns, als glänzte aus mancher aufgesprungenen Holzfuge die Schweißthräne der Sklaven, die sie erbaut.

Die Baumwollen-Ernte hatte gerade begonnen, und die Felder wimmelten von geschäftigen Händen. Es war für uns ein völlig neuer Anblick, diese vollen weißen Blumen auf den blattverdorrten Stauden blühen zu sehen.

Wir hörten wiederholt erzählen, wie die Baumwollenpflanzungen im Staate Alabama so schlechte Bebauung finden, daß häufig der jährliche Bedarf den Ertrag der Ernte um mehrere tausend Dollars übersteigt. Man betreibt die Cultur, wie sie der Urgroßvater betrieben, ohne irgendwie von den Verbesserungen und Erfahrungen der Neuzeit Gebrauch zu machen, und vernachlässigt mit wenig ökonomischem Scharfsinn dermaßen jede andere Cultur und Zucht, daß sogar der eigene Bedarf an Rindern und Schweinen aus anderen Staaten eingeführt werden muß.

Zu beiden Seiten der Bahnlinie sprangen neue Colonien wie frische Blumenknospen auf, und ringsum war die Axt geschäftig, die dunklen Wälder zu lichten, und die gefällten Fichten zum Aufbau von Settlerhütten zu verwenden.

Die Raschheit, mit welcher in Amerika der Urwald sich in eine freundliche Niederlassung verwandelt, macht die Beschreibung solcher jungen Ansiedelungen höchst undankbar, denn während der Drucker die hingeworfene Skizze für die Oeffentlichkeit bereitet, hat das Bild sein Ansehen bereits total verändert, und wo der Reisende vor wenigen Monaten nur dürftige Waldhütten erblickte, erhebt sich jetzt schon ein ansehnliches Dorf, und im nächsten Jahre vielleicht schon eine Stadt. Dieses magische Wachsthum der Ansiedelungen und Bevölkerungen in gewissen natur- und handelsbegünstigten Gegenden läßt auch die Reisehandbücher und Fremdenführer höchst unzuverlässig und ungenügend erscheinen, denn die Physiognomie der jüngeren Staaten ist derart in fortwährender Veränderung begriffen, daß es, statt der verzögernden Operationen der Buchdruckerkunst, des zauberartigen Processes der Daguerreotypie bedürfte, um getreu die Schilderung einer Gegend wiederzugeben, wie sie im Moment des Besuches dem Auge sich darstellte. —

In den Abendstunden waren die Waggons durch

die zahlreiche Aufnahme von Reisenden auf den Zwischenstationen gedrängt voll geworden, und viele Passagiere konnten nur noch im Packwagen auf den herumliegenden Koffern, Kisten und Reisesäcken Platz finden. Der Conducteur schien sich das europäische Eisenbahnsystem zum Muster genommen zu haben, wo man ebenfalls die Reisenden in nicht sehr loyaler Weise wie Pökelheringe zusammenpfercht.

4. December, 56° F. Montgomery, die Hauptstadt Alabama's und der Sitz der Regierung, ist eines der freundlichsten Städtchen, welches wir auf unserer ganzen Reise seit Nashville besuchten. Es ist auf einem hohen Bluff gebaut, hat elegante Häuser, großartige Hotels, nette, reine Straßen, und zählt bereits 5000 Einwohner. Seine günstige Lage dicht am Alabamafluß und an dessen schiffbarem Ende wird diese Stadt bald zu einem bedeutenden Handelsplatze des Staates erheben.

Der Dampfer, auf dem wir uns am Alabamafluß nach Mobile einschifften, war mit Waaren und Reisenden überfüllt, und um das Ungemach noch zu vergrößern, befand sich unter den Passagieren ein Schwerkranker, dem man, da alle Cabinen bereits besetzt waren, in einer Ecke des gemeinsamen Salons ein Lager bereitet hatte.

In einer Gegend, wo Cholera und Fieber zu den täglichen Vorkommnissen zählen, war die Auf-

merksamkeit jedes Eintretenden sogleich ängstlich auf das Krankenbett gerichtet, in dem eine gelbe, abgezehrte Gestalt mehr den Anblick des Verscheidens als der Genesung bot. Indeß verbreitete sich bald die beruhigende Nachricht, daß der Krankheitsfall kein acuter, sondern ein gichtisches Uebel sei, welches schon seit Monaten den Kranken an das Bett fesselte, der eben wieder zu einem neuen Curversuch nach dem Süden reiste. Derselbe schien den wohlhabenden Ständen anzugehören, und war stets von zahlreichen weißen und schwarzen Dienern umgeben. Aber liebevoller als die gedungenen Hände der Wärter umgab den Leidenden die zärtliche Sorge einer pflegenden Mutter, in deren abgehärmten Zügen sich die ganze Bekümmerniß verrieth, welche das beklommene Herz aus Schonung für den Kranken umsonst in sich zu verschließen hoffte.

Da die Witterung ziemlich mild war, so zogen wir es vor, die Nacht, statt im dumpfen, vollgefüllten Salon, im Freien am Verdeck zuzubringen, auf dem uns ein für Silberstücke dienstwilliger Schiffswärter eine Matratze ausgebreitet hatte. Eine Wolldecke und ein Reisepelz, die wir mit uns führten, kamen uns bei diesem dürftigen Nachtlager sehr wohl zu Statten, und während der größte Theil der Passagiere aus Unmuth über schlechte Schlafstellen die ganze Nacht spielte und zechte, schliefen wir ganz

behaglich in einer windgeschützten Ecke am Vordertheil des Schiffes.

Der Zustand, in dem wir am nächsten Morgen den Hauptsalon trafen, war über alle Beschreibung unheimlich. Der größte Theil des Bodens war mit Schlafenden bedeckt, in deren ruhenden Gesichtszügen sich der Unmuth über die erbärmliche Schlafstelle fixirt zu haben schien, mit dem sie wohl erst in früher Morgenstunde einschliefen. Sie lagen der Reihe nach, gleich den Soldaten in Casernen, auf schmalen Matratzen, und umgestürzte Stühle dienten zur Unterlage für das dünne Kopfkissen. Ringsum sah man abgegriffene Kartenblätter in wüster Zerstreutheit auf dem Boden liegen, während die Spieler selbst noch an den Spieltischen saßen, und ihr müder Kopf schlaftrunken zwischen den gekreuzten Armen auf der harten Tischplatte ruhte. Andere Passagiere waren vom Schlaf überwältigt gleich auf ihren Lehnstühlen eingeschlummert, und saßen in starrer Ruhe wie die Mitglieder eines Wachsfigurencabinets um den eisernen Ofen, und was noch im Salon an leeren Winkeln übrig war, besetzten die schwarzen Aufwärter des Schiffes mit ihren schmuzig-verkommenen Gestalten.

Als sich endlich die Reisegesellschaft aus ihrer nächtlichen Ruhe erhob und das improvisirte Schlafgemach in den Frühstückssalon umgewandelt werden

sollte, war das tollste Hin- und Herrennen bemerkbar, um die Geräthschaften wieder in Ordnung zu stellen und den Wirrwarr des nächtlichen Lagers einigermaßen wieder auszugleichen. Zu beiden Seiten des Salons lagen jetzt die Matratzen stoßweise aufgeschichtet, Tische und Stühle waren mit Bettzeug und Kleidungsstücken der Passagiere belegt, die in flüchtiger Eile ihre Toilette in Ordnung brachten; in einer stillen Ecke bemühte sich die sanfte Bürste eines Schuhwichsers den seltsamsten Exemplaren männlicher Fußbekleidungen einen neuen Glanz zu verleihen, und ein derber Neger führte den Kehrbesen mit so kräftiger Hand, daß er, den ganzen Salon entlang, eine mächtige Staubwolke vor sich hintrieb. Wir flüchteten aus diesem Getriebe auf's Verdeck, den einzigen Platz im Schiffe, wo man sich noch mit einiger Ruhe bewegen konnte.

Der Alabamafluß durchströmt eine Strecke von 497 Meilen. Seine Schifffahrt wird durch Stromschnellen unterbrochen, welche in Rome in Georgien ihren Anfang nehmen, und sich in einer Länge von circa 50 Meilen bis Wetumpka im Staate Alabama ausdehnen. Durch seine ungeheuren Windungen beläuft sich die Wasserreise auf 450 Meilen, während die Landfahrt nur 197 Meilen beträgt. Er behält durchschnittlich eine Breite von 1/4 Meile, und seine fast senkrechten Ufer von 40 bis 50' Höhe sind reich

mit Sikamoren, Cottenwood, Eichen und Hickory (juglans squamosa et alba) bewachsen. An den Zweigen der letztern Baumgattung sieht man vorzugsweise das graue seltsame Moos (Tillandsia usneoides) in langer breiter Bartform herabhängen, was dem Baume ein eigenthümliches trauriges Aussehen giebt. Dieses Moos, das die Creolen in Louisiana barbe espagnole nennen, wird in getrocknetem Zustande anstatt Roßhaar als Matratzenfüllung verwendet.

Der Alabamafluß friert niemals zu. Lustig fließt sein Gewässer Jahr aus, Jahr ein in ungestörtem Behagen dahin. Wie glücklich muß er sich fühlen, wenn er von seinen Brüdern im Norden erzählen hört, die der kalte Hauch des Winters alljährlich fast erstarren macht. Welche Schauer müßte er empfinden, wenn plötzlich die wärmende Sonne erbleichte und das frisch bewegte Blut in seinen Adern stockte! . . .

Die Fluthen des Alabama erleichtern außerordentlich den Transport der Baumwolle nach den Handelsplätzen. — Da gerade die Ernte im vollen Zuge war, so hielten wir fast alle halbe Stunden an, um Baumwollen-Ballen aufzunehmen und sie nach Mobile und New-Orleans zu befördern. Auf diese Weise legten wir manchen Tag kaum 30 Meilen zurück.

Die Unordnung und Fahrlässigkeit, welche in den

meisten Manipulationen auf den Baumwollenpflanzungen sichtbar ist, äußert sich auch in der Art und Weise, wie an den betreffenden Stellen für die Landung der Schiffe und die Verladung der Baumwolle gesorgt ist. Auf den wenigsten Besitzungen ist irgend eine Vorkehrung getroffen, um die Ballen in bequemer und sicherer Weise nach dem Schiffe zu befördern; sie werden vom Ufer, wo sie entweder im Freien oder unter einem Holzgerüst mit leichter Ueberdachung lagern, von 3 bis 4 Schiffsnegern über den steilen Sandhügel herabgewälzt und auf das Schiff gekollert, wobei es sich nicht selten ereignet, daß die 400 bis 500 Pfund schweren Ballen, ihren Stützpunkt verlierend, statt auf's Schiff, ins Wasser rollen, und entweder ganz verloren gehen, oder doch durch die Nässe bedeutend an Werth einbüßen. Der Durchschnittswerth eines Baumwollenballen ist 40 Dollars, und wenn nur einige Ballen im Jahre durch den schlechten Zustand des Verladungsplatzes verloren gehen, so sollte dies schon Ursache genug zu einer Verbesserung desselben sein, um so mehr, als die Herstellung von 2 Eisenschienen, welche vom Ufer bis zum Flusse reichten, genügen würde, um die Verschiffung sicherer, leichter und minder zeitraubend zu machen. An manchen Plätzen war gar nicht einmal Jemand anwesend, sondern die Ballen lagen, 20 bis 30 an Zahl, mit Marken versehen am Ufer,

und wurden von den Schiffsleuten mit schwerer Anstrengung auf das Verdeck gewälzt.

Am dritten Tage unserer Fahrt hatten wir bereits 800 Baumwollenballen in Ladung genommen. In allen Räumen lagen dieselben massenhaft aufgeschichtet, und unser Schiff mußte in einiger Entfernung wohl eher das Ansehen eines kolossalen, schwimmenden Baumwollenballen als eines Dampfbootes mit vielhundertköpfiger Reisegesellschaft gewähren. Die baumwollenen Passagiere waren durch grobe Packleinwand vor der Unbill des Wetters geschützt, doch guckte bisweilen aus einer zerplatzten Stelle ihrer enggeschnürten Hülle die luftige Baumwolle so schneeweiß unschuldig hervor, als wüßte sie nichts von der Schuld des Sklavenschweißes, der an ihren Fasern klebt! — —

Es giebt Schiffe, welche bis zu 1500 Ballen auf einer Reise nach Mobile bringen; die Fracht beträgt durchschnittlich einen Dollar für den Ballen.

Da die Reisegesellschaft sich nicht verminderte, sondern vielmehr an Zuwachs gewann, so blieb das Uncomfort während der ganzen Fahrt dasselbe, und namentlich die Nächte wurden auf die unerträglichste Weise entweder auf der Erde, auf dem Tische, oder im Armstuhle zugebracht.

Der größte Theil der Passagiere waren Sklavenzüchter, Baumwollenpflanzer, Schweinehändler und

Abenteurer, welche den ganzen Tag fluchten, tranken und spielten. Man konnte selten eine Phrase hören, die nicht mit God dam anfing und mit einem ähnlichen Fluchworte endete. Auf fünf oder sechs Spieltischen wurde um so hohe Summen gespielt, daß einer der Reisenden in einer Nachmittagsstunde 500 Dollars gewann.

Ein Mitspielender, der eine bedeutende Summe verlor, sagte uns, er habe seinen Verlust aus der Cabine geholt, dann rasch seine Bibel zur Hand genommen und darauf geschworen, niemals mehr eine Karte anzurühren.

Mehr aber noch als das eigentliche Kartenspiel ist es das Wetten, welches die Phantasie der Südländer erhitzt. Man sieht häufig zwei Personen, die Piquet oder Ecarté spielen, von zwanzig und mehr Zuschauern umringt, die alle um hohe Summen auf den einen oder den andern der beiden Spieler pariren. — Ein Curiosum ist, daß Wetten im geselligen Leben, wenn sie nicht um Geld geschehen, fast ausschließlich immer einen Hut zum Gegenstande des ausgesetzten Gewinnstes haben.

Man hatte uns immer den Südländer im Gegensatze zu den Bewohnern des Nordens als heiter, lustig, zuvorkommend geschildert. Wir fanden ihn frivol, genußsüchtig, leichtsinnig und unwissend, nicht mit einer einzigen jener angenehmen Eigenschaften

ausgestattet, welche eine wahre, gemüthliche Geselligkeit constituiren.

Die vielgerühmte Lustigkeit des „Southern people“ beschränkt sich auf ein wildes Schlemmen in öffentlichen Bar-rooms, üppige Gastmähler und andere mehr sinnliche als sinnige Genüsse. Eine trauliche Heiterkeit im Familienleben vermochten wir nur in seltenen Fällen wahrzunehmen. Ja, uns dünkte das gesellschaftliche Leben im Süden sogar noch langweiliger, als im Norden, weil hier nebst der Tiefe des Gemüthes auch noch der Zauber einer höhern Geistesbildung fehlt. Unter der speculirenden Männerwelt dreht sich das Gespräch meist nur um Baumwollenballen, Zuckeroxhofte und Sklavenzucht, und die Frauen fühlen sich am behaglichsten, wenn von Theater, Putz oder Tanz die Rede ist. Wir sprechen hier, wie sich wohl von selbst versteht, von der großen Menge, und nicht von jener dünnen Schichte der sogenannten höhern Gesellschaft, welche wohl in der ganzen Welt ein ziemlich gleiches Ansehen hat. Männer der Wissenschaft, Aerzte, Geistliche u. s. w. bilden allenthalben eine Ausnahme, und erweisen sich den Fremden am zugänglichsten und belehrendsten. Aber die Ausnahme ist es nicht, nach der ein Schriftsteller sich ein Urtheil bilden soll, sondern die Regel; sonst könnte man das Volk der Sklavenstaaten für das gebildetste der Union halten, weil man

in Nord- und Südcarolina manches schöne in Deutschland gebildete Talent antrifft, und in der höhern Gesellschaft sich ein großer Sinn für Wissenschaft kundgiebt. —

Was den Südländer im Allgemeinen namentlich zu einem unheimlichen Gesellschafter macht, sind seine rauhen Manieren und seine halbwilden Gebräuche. Wie widerlich ist z. B. sein unaufhörliches Tabakkauen, dieses ewige Räuspern, Kreischen und Expectoriren, als befände man sich in einer Spitalgesellschaft bleichgehusteter Phthisiker *). So oft wir auf Dampfschiffen, Eisenbahnen oder in Hotels der gezwungene Zeuge dieser garstigen Unart sein mußten, kam uns immer ein Tischnachbar in Willard's Hotel in Washington in Erinnerung, welcher fürchterlich auf die deutschen Tabaksraucher und ihre großen Pfeifen loszog und dabei con amore ein tüchtiges Tabakknäuel im Munde bewegte.

Allerdings ist das Tabakrauchen, wenn es sich zum Exceß steigert, wie jede andere Unart, die zur Leidenschaft ausartet, höchst tadelnswerth, aber es ist doch für die Umgebung bei weitem nicht so wider-

---

*) Man erzählte uns sogar von einem Pfarrer, der selbst während seiner Kanzelvorträge diese üble Sitte nicht unterlassen konnte, und sich bei einer jeden feierlichen Pause nach dem Spucknapfe umdrehte.

lich, als diese künstliche Backengeschwulst. In Deutschland hat man das Tabakkauen schon längst aus der guten Gesellschaft verbannt. Nur selten trifft man noch diese rohe Sitte bei einem straßenverwitterten Eckensteher oder einem feldergrauten Tornisterträger. In Amerika hingegen und namentlich im Süden ist das Kauen noch in allgemeiner Uebung. Auf den Dampfern des Westens kann man des Morgens, wenn der Neger den „State-room" ausfegt, zuweilen einen völligen Berg von abgekauten Tabaksknollen mit fortwälzen sehen. Aber trotzdem, daß es allenthalben spukt, erblickt man doch nur selten einen Geist. —

Die Gesellschaft, wie sie uns auf den Dampfern des Missisippi und während unserer Reisen durch die Staaten des Südens begegnet, ist in geistiger wie in sittlicher Hinsicht völlig verschieden von jener des Ostens und des Nordens, und ein Reisender, welcher nur den Süden der Vereinigten Staaten kennt, würde einen gewaltigen Irrthum begehen, wollte er von diesen halbcivilisirten Bewohnern der Sklavenstaaten oder den rohen Hinterwäldlern des Westens einen Schluß ziehen auf den Culturgrad der Gesammtheit der Amerikaner. Wer dieses Kernvolk in seiner Urthümlichkeit ohne Beimischung fremder Elemente kennen lernen und studiren will, der suche es im Osten auf, wo es sich auf eine Stufe

der Geſittung und Freiheit erhoben, wie keine andere Nation der Gegenwart.

5. December, 47° F. Das wilde Leben der vorigen Nächte wurde auch in der vergangenen fortgeſetzt. Man ſpielte, lärmte, zechte und ſchrie bis in den hellen Morgen hinein.

Im Laufe des Tages hatten wir wieder ein recht deutliches Beiſpiel von jener Quackſalberei, wie ſie in Amerika in ſo unverantwortlicher Weiſe getrieben wird. Einer Dame an Bord wurde plötzlich unwohl. Man rief nach einem Arzte. Ein Reiſender trat hervor und gerirte ſich als einen Jünger Aesculap's. Nachdem derſelbe die Patientin unterſucht hatte und eine Arznei verordnen ſollte, eilte er in die Cabine des Schiffscapitains, und ſchlug in einem Univerſal-Receptbuche ängſtlich um das Heilmittel nach, welches darin für die vermuthete Krankheit vorgeſchrieben ſtand. —

Ein großer Theil der amerikaniſchen Aerzte iſt nicht wiſſenſchaftlich gebildet, ſondern macht ſeine Studien erſt am Krankenbette. Viele deutſche Apotheker und Barbiere maßen ſich hier den Titel von Aerzten an, eröffnen eine „Office“, und verfahren mit den armen Patienten, die ſich ihnen anvertrauen, auf ſo barbariſche Weiſe, daß ſie mit Recht die Peſt des Ortes genannt werden können, wo ſie ſich gleich Würgengeln niederlaſſen.

Da in Amerika der Humbug oder die Marktschreierei zu einem gewissen Renommée gekommen ist, und hier der Grundsatz gilt: take care of yourself, so hat ein solches strafbares Verfahren von Seiten des Gesetzes keinerlei Hinderniß zu befürchten, das als eine Consequenz wahrer Freiheit jeden Einzelnen für sich selber sorgen läßt. — Dafür aber sucht sich das Volk, und manchmal auf nicht sehr glimpfliche Weise, an solchen mörderischen Quacksalbern zu rächen.

Der Leser wird schon öfters von der amerikanischen Lynchjustiz gehört oder gelesen haben, und die glasscheibenfeindlichen Katzenserenaden, wie sie in den jüngsten Revolutionsjahren mißliebigen Persönlichkeiten vor ihren Häusern oder unter ihren Bureauxfenstern gebracht wurden, mögen ihm eine schwache Idee von der Justiz geben, wie sie zuweilen das Volk hier übt*). Hat z. B. ein solcher Pseudo-

*) In neueren Staaten, wo die Gerichtsorganisationen noch nicht sehr weit vorgeschritten sind, und einsame, zerstreute Ansiedelungen oft viel zu weit von Städten und Dörfern entfernt liegen, als daß deren Bewohner leicht einen Arm der Gerechtigkeit herbeirufen könnten, ist das Volk oft zu seiner eigenen persönlichen Sicherheit gezwungen, Justiz zu üben, und in solchen Fällen, wo es nicht um Parteihaß, sondern um Abwehr von Gesindel, von Dieben und Mördern sich handelt, geschieht dies oft mit einer Ruhe, Ord-

Arzt sein gewissenloses Curirsystem an einem Orte dermaßen arg getrieben, daß die Bewohner seiner Betrügerei entweder auf die Spur gekommen sind, oder vielleicht gar ein oder der andere leichtgläubige Mitbürger demselben zum Opfer fiel, so mag es leicht kommen, daß der Herr Doctor mit Fäusten, Stöcken, Peitschen u. dgl. eine Behandlung erfährt, die, wenn sie ihn auch nicht auf immer von seiner heillosen Erwerbsart curirt, doch wenigstens für lange Zeit patienten-unschädlich macht.

So hörten wir von mehreren „Erfindern von Patentmedicinen" im Staate Illinois und Missouri, die plötzlich, bei Nacht und Nebel, ihr Haus und Habe im Dorfe verlassen mußten, um der Rache einer mit Recht empörten Volksmasse zu entfliehen.

Je näher man Mobile kommt, desto flacher werden die Ufer, so daß sich nur noch eine dünne Schichte Landes zu beiden Seiten des Alabama hinzieht. Zudem war der Fluß kurz vorher um 8 Fuß gestiegen, und hatte beide Ufer gewaltig überschwemmt, so daß Bäume, Pflanzen und selbst Thiere mehrere Fuß tief im Wasser standen. Die Weiden und Cypressen, welche die Hauptvegetation bilden, prangten noch in frühlingsartiger Frische.

---

nung und Besonnenheit, daß diese improvisirten Rathsherren und ihr scheinbar willkürlicher Richterspruch eher Bewunderung als Tadel verdienen.

Man braucht jetzt nicht mehr die Auskunft eines wortkargen Steuermanns oder unwilligen Capitains zu erbetteln; die grünen Zweige, die milde Luft, der blaue Himmel, die kräftige Sonne, Alles sagt uns, daß wir uns dem Süden, daß wir uns dem Golf von Mexiko nähern.

Gegen 6 Uhr Abends landeten wir endlich in Mobile. Es war gerade Sonntag, und die zahlreichen rothhemdigen Matrosen, die sich am Ufer herumtummelten, verliehen der Landungsscene ein gar heiteres Ansehen. Es waren meistens Spanier und Italiener, muntere südliche Naturen, die sich wenig um den gespreizten Sabbathton der Yankees kümmerten, und vergnügt lachten, scherzten und sangen.

Die Plötzlichkeit, mit der wir aus der kalten düstern Atmosphäre unserer Reisegesellschaft in dieses bunte, lustige Treiben versetzt wurden, steigerte um so mehr den Effect. Dazu kamen noch die klimatischen Verhältnisse. Es war uns, als wären wir in Italien, als athmeten wir Sorentoluft, als seien wir umringt von dem muthwilligen, ausgelassenen Volke der Lazzaroni's! . . . .

6. December, 53° F. Mobile, der bedeutendste Handelsplatz im Staate Alabama, liegt auf einem völlig flachen Boden, nur 15 Fuß über dem höchsten Wasserstande des Mobileflusses. Seine Entfer-

nung vom Golf beträgt 30 Meilen, und von New-Orleans 165 Meilen. Mobile hat über 20,000 Einwohner, wovon die Hälfte Sklaven sind. Im Jahre 1852 wurden von diesem Hafen 430,846 Ballen Baumwolle im Werthe von 16,655,947 Dollars nach europäischen Märkten verschifft. Das Durchschnittsgewicht eines Ballen betrug 502 Pfund, der Kostenpreis 38 Dollars 65 Cents pr. Ballen, und $7^2/_3$ Cents pr. Pfund.

Während einer Wanderung durch die Straßen von Mobile, die mit eleganten Kaufläden und großen Aushängeschilden reich geziert sind, sahen wir an einer Thür einen Zettel kleben, der die gemalte Aufschrift trug: „Hier werden Neger ausgeliehen und auf Neger Geld geborgt." Ein alter Negersklave stand neben dem Aushängeschilde, und die stieren Blicke, mit denen er uns betrachtete, schienen sein Erstaunen darüber auszudrücken, wie ein freier Mensch solch ein trübseliges Gesicht machen konnte! In seiner Verkommenheit begriff der Aermste nicht, daß es gerade seine Lage und die seiner unglücklichen Race war, die uns so ernst und traurig stimmte! —

Mittags um 1 Uhr schifften wir uns auf dem Postdampfer „Florida" nach New-Orleans ein. Seit langer Zeit hatten wir kein so prachtvolles Schiff getrof-

fen. In allen Räumen herrschte die größte Bequemlichkeit, das behaglichste Comfort. Die Schiffscabinen waren alle vortrefflich ventilirt und nicht so schmal und enge, wie man sie im Allgemeinen auf den Flußdampfschiffen trifft. Wir bezahlten für die Reise von ungefähr 165 engl. Meilen, mit Inbegriff von zwei vortrefflichen Mahlzeiten, fünf Dollars.

Die Bai von Mobile ist an manchen Stellen so seicht, daß gepflanzte Holzpfähle den Schiffen einen förmlichen Canal vorzeichnen, damit sie nicht auf Sandbänke gerathen. In der Nacht passirten wir den mächtigen Salzwassersee Pontchartrain und erreichten in früher Morgenstunde dessen südwestliches Ende, wo wir das Schiff verließen, um vom Städtchen Milnebury aus, 8 Meilen von New-Orleans, die Eisenbahn zu benutzen.

Während der kurzen Fahrt, die kaum 15 Minuten Zeit in Anspruch nimmt, sieht man zu beiden Seiten nichts als sumpfiges angeschwemmtes Land, und nur an wenigen Punkten kann man sich eines trockenen Spazierganges erfreuen. Als wir eben über den schädlichen Einfluß nachdachten, den diese sumpfigen Gegenden auf den Gesundheitszustand ihrer Bewohner namentlich in den heißen Sommermonaten ausüben müssen, drang ein wirres Gelärme an unser Ohr. Es waren die gellenden Stimmen der

Kofferträger, Omnibusführer, Lohnkutscher und Hotel-diener, welche sich am Ausgange der Eisenbahn herumdrängten, und von denen ein jeder eine Kundschaft zu erschreien hoffte. Wir hörten, wir sahen, wir fühlten, daß wir uns in dem großen Handelsemporium des Südens befanden — in New-Orleans! —

S.

XXXII.

New=Orleans.

Die Lage der Hauptstadt der Louisiana unter dem 29° 57′ 23″ n. Br. und 89° 59′ 4″ westl. L. am linken Ufer des Missisippi, der schon unterhalb Baton Rouge eine mehr östliche als südliche Hauptrichtung nimmt, ist nichts weniger als malerisch. Die Häuser stehen auf einer durch Ausfüllung trocken gelegten Ebene, welche bei dem regelmäßigen Anschwellen des Stromes im Frühjahre einige Fuß unter dem Niveau des Wassers ist, und nur durch künstliche Erddämme gegen den Einbruch der Fluthen geschützt wird. Es ist für die zahlreichen Bewohner einer großen Stadt ein sonderbar banges Gefühl, die Wassermasse eines verheerenden und mächtigen Stromes wie ein Damoklesschwert immer dräuend über sich zu sehen. Doch hat sich die Bevölkerung nachgerade daran gewöhnt, und tröstet sich

bei der Betrachtung, daß die verheerenden Absichten des Flußgottes seit den letzten Jahrzehenden mehr dem rechten Ufer gelten, wo er bedeutende Strecken vom Lande wegfraß.

Kein Berg von mäßiger Höhe überragt die Stadt. Nicht einmal ein bescheidener Hügel gab zu dem Versuche einer amphitheatralischen Gruppirung der schöneren Gebäude Anlaß, die es lediglich ihrem Architekten und dem Maurer verdanken, wenn sie eine etwas stolzere Figur als die Masse spielen, mit der sie die gleiche Basis, eine traurige Morastebene, gemein haben. Um eine Uebersicht von New-Orleans zu gewinnen, müßte man die höchsten Kirchthürme oder den Luftballon besteigen. Von da würde man das sehr ausgedehnte Panorama einer Stadt genießen, welche im Winter voll des geschäftigsten Lebens und Treibens, im Sommer ziemlich still und dazu äußerst schwül und langweilig ist, nur sehr wenige monumentale Zierden aufzuweisen und in einer trostlosen Umgebung voll düsterer unzugänglicher Sumpfwälder nicht einen einzigen leidlichen Spaziergang hat. Etwas mehr malerisches Leben und frohern Eindruck gewährt nur der Anblick des Mississippi. Derselbe hat hier zwar lange nicht mehr die imposante Breite, wie zwischen Memphis und Vicksbury, da weiter südlich ein großer Theil des Wassers sich durch sogenannte Bayous oder Flußarme

vom Hauptbett trennt und direct den Weg nach dem mexikanischen Golf einschlägt. Er ist hier auch seinem Rivalen, dem majestätischen St. Lorenz im Norden, der gerade gegen das Ende seines Laufes immer breiter und schöner wird, an Wassermasse und Uferscenerie durchaus nicht ebenbürtig, immerhin aber ein mächtiger Strom, etwas breiter als der Rhein bei Köln, ohne Inseln, ohne Sandbänke, ohne Untiefen. An seinen Ufern aber gewährt hier die fast unübersehbare Reihe der Schiffsmasten und kastellartigen Flußdampfer ein sehr buntes Schauspiel, und mitten unter rollenden Baumwollenballen und Zuckerfässern tummelt sich eine geschäftige, schwarz und weiß gefärbte Volksmasse. Der Lärmen beginnt mit Tagesanbruch, und erst mit dem Dunkel der Nacht kommt die Stille an die Ufer wieder, und das eintönige Rauschen des Stromes, das man am Tage über dem Brausen und Pfeifen der Dampfer und dem schreienden Lärmen des Volkes nicht gehört hatte, wird wieder vernehmbar.

Wie alle Mississippi-Städte dehnt sich auch New-Orleans mehr in der Länge als in der Breite aus. Die bedeutendsten Straßen mit den schönsten Kaufläden und Magazinen laufen mit dem Strome parallel. Die breiteste Straße aber, die Canal-Street, welche den alten französischen Stadttheil vom amerikanischen trennt, nimmt die entgegengesetzte Richtung.

Das Geschäftsleben ist auf die schöne St. Charles-Street und die umgebenden Straßen zumeist beschränkt. Hier wohnen die reichsten Baumwollenhändler und Schiffsrheder, oder haben hier wenigstens ihre Geschäftsstuben. Auch Kaffeehäuser und Trinkstuben sind hier am belebtesten und einträglichsten. Zwei prachtvolle Gasthäuser erheben sich einander gegenüber. St. Charles-Hotel, mit einer Doppelreihe von Marmorsäulen, ist dem Aeußern nach vielleicht der prachtvollste Gasthof der Welt. Die Canal-Street und der Lafayette-Square bezeichnen die beiden Endpunkte der Hauptbewegung in Bezug auf Geschäfte und Vergnügen. Von hier an wird es stiller. Man sieht am Tage nicht mehr die auf- und abrennenden Mäkler und Clerks in so dichter Zahl mit Baumwollgedanken im Kopfe. Mit dem reichen Gasgeflimmer der brillantesten Kauf-Läden und Trinkstuben verstummt weiter östlich auch das Geräusch der Kegelbahnen, das Orgeln und Trompetenblasen der Curiositäten-Cabinette, Kunstreitergesellschaften und ähnlicher Speculanten auf die Vergnügungssucht und den Geldbeutel der Bevölkerung, welche trotz der enorm theuren Miethe in der St. Charles-Street vorzugsweise ihr fliegendes Quartier aufschlagen.

An der Stelle dieses amerikanischen Stadttheils, der jetzt der erste und reichste District ist und die

schönsten Gebäude besitzt, lag vor dreißig Jahren ein öder Sumpf. Männer, welche noch in der Blüthe der Jahre stehen, erinnern sich, auf demselben Platze, den heute das großartige St. Charles=Hotel mit seinen Riesensäulen einnimmt, Sumpfschnepfen und wilde Enten geschossen zu haben. Die Canal=Street bezeichnete damals das westliche Ende der Stadt. Die französischen Creolen bildeten die vorwiegende Zahl und den reichsten Theil der Bevölkerung. Handel und Schifffahrt waren im Vergleich zur Gegenwart fast unbedeutend.

Der sogenannte französische Stadttheil oder der zweite District zeigt bei geradlinigen regelmäßig gezogenen Straßen weder so große, schöne und schmucke Häuser, noch so reich assortirte Kaufläden, noch ein so rühriges Geschäftsleben. Die hübscheren Häuser sind auch hier meist im Besitze von Amerikanern. Das St. Louis=Hotel, bei weitem das stattlichste Gebäude des französischen Quartiers, wurde von amerikanischem Gelde auf Actien gebaut, und dient zugleich als Gasthof und als Börsengebäude. Unter der hohen Kuppel seiner mit Säulen umgebenen Rotunde finden auch die öffentlichen Sklavenverkäufe Statt.

Unter den Kirchen ist keine einer Beschreibung werth. Die katholische Kathedrale St. Louis ist ein modernes Gebäude, in den Jahren 1792 bis 1794 in einem schlechten, durchaus verunglückten Style ge=

baut. Sie bildet die Hauptfaçade des Jackson-Square, dem Missisippi gegenüber. Die beiden anderen Façaden dieses ziemlich hübschen und sonnigen Platzes, der im gitterumschlossenen Viereck muschelbestreute trockene Wege, ein mageres Rasenstück zum Spiele der Jugend, eiserne Sitzbänke und Rosenstauden, die immer Blüthen tragen, einschließt, bilden die gleichförmigen hohen Privatwohnhäuser mit Veranda's oder Galerien eingefaßt, welche eine sehr reiche Creolin auf Speculation erbaute, aber bei der beträchtlichen Entfernung des Platzes vom Business-Centrum schlechte Geschäfte damit machte. Nächst der traurigen Kathedrale ist die St. Patrickkirche unweit des Lafayette-Platzes, deren Bau im gothischen Style über 100,000 Dollars gekostet, eines erwähnenden Wortes, nicht aber des übertriebenen Lobes werth, das ihr Mr. Norman in seiner Beschreibung von New-Orleans spendet. Es verräth eben so sehr einen Mangel an Urtheilskraft wie an Schönheitssinn, wenn Hr. Norman meint, dieses äußerst mittelmäßige Gebäude könne mit den herrlichen gothischen Domen in England, Deutschland und Frankreich den Vergleich aushalten. Es giebt außerdem noch ziemlich viele katholische Gotteshäuser, so wie Kirchen aller hervorragenden protestantischen Confessionen in New-Orleans. Keine ist als Bauwerk einer besondern Erwähnung werth. Die größte

derselben ist die Episkopalkirche an der Canal-Street. Im Bau begriffen ist die neue Jesuitenkirche, die einzige unsers Wissens in Nordamerika, welche durch den zierlichen maurischen Styl nach dem Vorbild der Alhambra und einiger der alten Moscheen Südspaniens ihre Wirkung auf die Phantasie der Andächtigen versuchen wird. Der Bauplan ist von einem Mitgliede der Gesellschaft Jesu entworfen, welcher sich lange in den mit maurischen Denkmälern reich gesegneten Städten Andalusiens und Nordafrika's aufgehalten.

Große und sehr geräumige Gebäude sind die verschiedenen Hospitäler, welche auch ihrer innern vortrefflichen Einrichtung wegen eine nähere Einsicht fremder Besucher wohl verdienen. Darunter ist das Charity-Hospital, dessen Bau 1779 begonnen und 1786 beendigt wurde und über 150,000 Dollars gekostet haben soll, das hervorragendste. Aeußerlich noch schöner, aber minder geräumig und nicht so reich dotirt ist das Marine-Hospital im gothischen Style am rechten Stromufer, der Stadt New-Orleans gegenüber. Der Bau kostete 130,000 Dollars und steht erst seit 20 Jahren. Noch neuern Datums ist die Maison de Santé. Für alle dergleichen mildthätige und gemeinnützige Anstalten und Bauwerke hatte man in New-Orleans von jeher eine offene Hand, und reiche Spenden von Privatleuten

wetteiferten darin mit den freigebigen Dotationen, welche der Stadtrath zu ähnlichen Zwecken auf Kosten der Gemeinde bewilligte, freilich damit aber auch den Grund zu den bedeutenden Stadtschulden legte, deren Zinsenbestreitung gegenwärtig die Väter der Stadt in gewaltige Verlegenheit setzt, und die vielen drückenden Steuern veranlaßt, mit welchen zur Zeit unseres Aufenthaltes in den Wintermonaten 1853 sogar der ehrenwerthe Handwerkerstand — ein unerhörter Fall in den Stadtannalen der Union — bedroht wurde.

Die Municipal-Hall bildet das Hauptgebäude am Lafayette-Platze, im jonischen Style, mit einer Vorhalle von Granitsäulen, auf welche die Amerikaner, ganz so wie die Russen in Petersburg, bei ihren öffentlichen Gebäuden wahrhaft versessen sind, obwohl diese Bauform durchaus nicht immer zu dem Zwecke der Gebäude und der Bequemlichkeit paßt. Hier befindet sich neben dem Polizeigericht und dem Saale für öffentliche Verhandlungen auch die einzige durch Privatbeiträge begründete größere Bibliothek mit einem sehr schönen, geräumigen und bequemen Lesezimmer. Das Comité, dem die Auswahl und die Anschaffung der Bücher übertragen worden, mag wohl nur Baumwollenköpfe unter seinen Mitgliedern gezählt haben, denn die Auswahl der Werke konnte

kaum schlechter sein und zeugt eben so sehr von der Ignoranz als von der Geschmacklosigkeit der Leiter.

New-Orleans ist eine noch ziemlich moderne Stadt. Die ersten Häuser wurden unter der französischen Herrschaft in der Louisiana 1718 gebaut. Der französische Gouverneur residirte zuvor in Biloxi am mexikanischen Golf, einem unbedeutenden Städtchen, welches ein Theil der wohlhabendern Bevölkerung von New-Orleans zu seinem Sommeraufenthalte wählt, und wo nicht ein Gebäude zu sehen, das an irgend eine frühere Wichtigkeit des Ortes erinnerte. Bienville war damals der neu ernannte Gouverneur, dem die französische Regierung den Auftrag gab, an irgend einem Punkte der Mississippi-Ufer den neuen Regierungssitz zu wählen. Man schwankte eine Zeit lang. Nirgends bot sich an den Ufern des untern Stromes in nicht zu großer Entfernung vom Golfe ein bequemes, erhöhtes und gesundes Terrain. Ueberall war der Einbruch des Stromes im Frühjahre und das gelbe Fieber in den trockenen Monaten zu fürchten. Die Directoren der „Compagnie de l'ouest", deren Handelsmonopol ein Jahr zuvor durch ein neues Privilegium auf 25 Jahre erneuert worden, entschieden sich im Einverständniß mit der militairischen Macht für den Punkt, den man gegenwärtig „Crescent City" nennt. Schon im folgenden Jahre

1719 trat der Missisippi verheerend über seine Ufer. Die neuerbauten Wohnungen wurden weggeschwemmt. Drei Jahre später wurde der Versuch durch Delorme erneuert. Die Bevölkerung im Jahre 1723 belief sich nicht über 200. In demselben Jahre kamen die ersten deutschen Emigranten den Missisippi hinauf bis nach New-Orleans. Die Regierung bewilligte ihnen einen kleinen Uferstrich, 35 englische Meilen oberhalb der Stadt, zur Niederlassung. Noch jetzt führt die dortige Gegend den Namen „German coast.“ Spuren der deutschen Sprache sollen sich noch in einzelnen Familien finden. Die meisten haben sich mit den Creolen oder Amerikanern vermischt, und sprechen englisch oder französisch.

Im Jahre 1727 ließen sich die ersten Jesuiten in New-Orleans nieder. Ihr Kloster stand am untern Theile der Vorstadt St. Mary. Als durch die päpstliche Bulle im Jahre 1763 die Jesuiten aus den meisten katholischen Ländern Europa's vertrieben wurden, verließen sie auch die Louisiana. Ihr Eigenthum in New-Orleans wurde für 180,000 Dollars verkauft. Nach den heutigen Preisen der Grundstücke wäre es jetzt 15,000,000 Dollars werth.

Die Ansiedler am untern Missisippi hatten inzwischen Zuwachs erhalten durch die französischen Auswanderer aus Canada und Nova Scotia, welche dort nicht mehr bleiben wollten, als das Land in

Folge der Niederlage Montcalms unter den Mauern von Quebec unter englische Herrschaft kam. Ein Theil dieser Emigranten ließ sich in New-Orleans, ein anderer Theil weiter nordwestlich oberhalb der deutschen Colonie nieder. Die französische Einwanderung stockte, als das herrliche Missisippithal 1763 von Frankreich an Spanien abgetreten und von letzterer Macht 1769 definitiv in Besitz genommen wurde. Spanische Emigranten kamen gleichwohl nur in sehr geringer Zahl an, und die herrschende Sprache der Bevölkerung Louisiana's blieb die französische.

Das Klima von New-Orleans scheint damals ungeachtet des sumpfigen Grundes nicht sehr gefährlich gewesen zu sein. Die mörderische Seuche, die seitdem periodisch wüthet und hier so viele Tausende schon in das feuchte Grab stürzte, erschien zum ersten Male im Jahre 1769, und man behauptet, daß sie durch ein britisches Schiff von den Küsten Afrika's mit einer Ladung Negersklaven eingeführt worden sei. So folgte einer schändlichen Institution, welche nicht nur dem politischen Fortschritte und dem ebenbürtigen Aufschwunge des Südens mit den nordischen Staaten im Wege steht, sondern auch durch die Verachtung der Arbeit, die sie überall begleitet, den Keim der Unsittlichkeit und des Verderbens in die Gesellschaft gebracht hat, und die Zukunft dieses Staates mit den schwarzen Gefahren von St. Do-

mingo bedroht, der Fluch auf dem Fuße. Das gelbe Fieber ist seitdem nicht mehr vom untern Missisippi verschwunden, und wenn es in manchen Sommern auch gelinde auftritt, so kehrt in gewissen Perioden der mörderische Charakter der Epidemie doch immer wieder. Die wohlhabenden Bewohner von New-Orleans thun zwar ihr Möglichstes, den Verdacht eines bösartigen Klima's von ihrer Stadt abzuwälzen, in der Besorgniß, daß die Angst vor dem gelben Fieber dem Handel schade und die Niederlassung vieler Fremden verhindere. Die Todtenregister und die Kirchhöfe dagegen zeugen schauerlich genug von der Wahrheit. Die Armen sind freilich hier wie überall am meisten gefährdet, da sie in den ungesundesten Stadttheilen und dichter beisammen wohnen, schlechtere Nahrung haben und den Miasmen der heißen Monate nicht entfliehen können, wie die Reichen, welche die ganze Sommerzeit von Anfang Juni bis Ende September in den gesunden Badeorten an den sandigen Ufern des Golfs von Mexiko zuzubringen pflegen. Ueber die Natur des gelben Fiebers findet man die ausführlichsten Mittheilungen auf fleißige Beobachtungen gestützt in den Schriften von Dr. Fenner und Dr. Dowler.

Zwei und zwanzig Jahre später, als der erste Besuch des gelben Fiebers, kam die erste Truppe französischer Komödianten in New-Orleans an, ein

Ereigniß, das der französische Geschichtsschreiber der Louisiana besonders hervorzuheben für gut findet. Französische Schauspiele und Opern haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, während die französisch redende Bevölkerung von Jahr zu Jahr armseliger und lumpiger wird, und die französische Ansiedlerbevölkerung eben wegen ihres vorherrschenden Komödiantencharakters in einem der fruchtbarsten und gesegnetsten Länder der Welt nichts Tüchtiges und Dauerndes zu gründen wußte, bis die thätigen und klugen Amerikaner kamen, die es verstanden, dem Handel und Verkehre einen Schwung zu geben, wie man ihn am Missisippi unter französischem und spanischem Scepter nicht gesehen hatte.

Die erste Gesellschaft amerikanischer Kaufleute ließ sich mit Einwilligung der spanischen Regierung 1795 in New-Orleans nieder. Die Spanier blieben aber die Herren und die französischen Creolen die Grundbesitzer, und sahen nicht ohne Mißvergnügen die anglo-amerikanischen Gäste in ihrer Mitte mit ihrem überlegenen Handelsgeiste und kaltem, praktischem Verstande. Erst als die spanische Herrschaft in der Louisiana, welche 32 Jahre gedauert, mit der Rückgabe der Colonie an Frankreich endigte, und der große Napoleon, eingeschüchtert durch Jefferson's mannhafte Erklärungen, die Louisiana gegen Geldentschädigung an die Vereinigten Staaten abtrat, er-

folgte der Anfang jenes staunenswürdigen Aufschwunges, der ohne den Krebsschaden der Sklaverei ein noch viel mächtigerer geworden wäre, und vielleicht den Glanz und Reichthum der nordöstlichen Staaten verdunkelt hätte.

Es befanden sich damals nur wenige armselige öffentliche Gebäude in New-Orleans. Der größte Theil des Bodens, auf dem jetzt der amerikanische Stadttheil steht, war im Besitze eines mäßig bemittelten Creolen, Namens Gravier, der heute mehr Gold haben könnte, als der alte Krösus, wenn er den Gang der Dinge ahnend seine Grundstücke einige Jahrzehende länger behalten hätte. Durch die Uebersiedelung vieler Amerikaner aus den Neu-Englandstaaten nach Louisiana kam nicht nur in den Großhandel, den die französischen Creolen nie verstanden haben, ein vorher nicht gesehenes Leben, sondern auch die Production von Baumwolle, Zucker, Tabak und Reis in den Theilen des Landes, welche in den fruchtbaren Alluvialebenen der verschiedenen Bayous gelegen, erhielt durch die Einwanderung der Capitalien und den kräftigen Unternehmungsgeist der Yankees einen neuen Impuls. Ernte und Ausfuhr haben sich innerhalb weniger Jahre verzehnfacht. Die Bevölkerung nahm reißend zu. Viele Gegenden seitwärts vom Hauptstrome, die unter französischer und spanischer Herrschaft brach gelegen, liefern gegenwär-

tig die schönste Baumwolle und die reichsten Zuckerernten. Mr. Henne, ein ehrwürdiger amerikanischer Pflanzer, dem wir viele interessante Mittheilungen über den Culturzustand des Landes verdanken, versicherte uns, daß er 1801 mit dem ersten Baumwollenballen, der aus den Umgebungen von Natchez exportirt worden, die Reise nach New-Orleans gemacht. Jetzt sind die Uferlandschaften des Missisippi in dortiger Gegend mit unabsehbaren Baumwollenpflanzungen bedeckt, und die Ausfuhr von New-Orleans im Laufe des Jahres 1853 wurde auf 1½ Millionen Ballen geschätzt. Die von den Baumwollenpflanzern eingenommene Bodenfläche im Staate Louisiana betrug im Jahre 1850 beinahe 2,400,000 Acres. Die Cultur des Zuckerrohrs kam weit später in Aufschwung, und ist zwar weit einträglicher in Folge eines Schutzzolles von 40 Procent gegen den westindischen Zucker, aber auch auf weit engere Grenzen eingeengt wegen des Frostes, der die nördlichen Gegenden der Louisiana jeden Winter bedroht. Das Zuckerrohr bedeckte 1850 ein Areal von 250,000 Acres. Ungefähr den gleichen Bodenraum nimmt die Cultur des Reises ein. Mit der steigenden Cultur des Landes und dem Aufschwunge des obern Missisippithales nahm auch der Seehandel gewaltig zu. Die Zahl der eingelaufenen Segelschiffe im Jahre 1849 belief sich auf 1013

Schiffe, die der Küstenfahrzeuge auf 1491, zusammen mit einem Tonnengehalt von 856,443.

Unter allen Städten der Union hatte New-Orleans von der Gründung der Stadt bis auf den heutigen Tag die gemischteste Bevölkerung. Der Census von 1850 giebt 119,461 Seelen an. Im Jahre 1853 wurde die Bevölkerung auf beiläufig 140,000 geschätzt*). Keine Nationalität überwiegt hier bedeutend an Zahl. Genaue statistische Angaben über die verschiedenen Nationalelemente der Bevölkerung sind nicht vorhanden. Man schätzt die französischen Creolen auf 40,000, die Irländer auf 35,000, die

---

*) Die rasche Zunahme der Bevölkerung sieht man aus folgender Uebersicht. Es betrug dieselbe

im Jahre	1810	24,552	Seelen.
„ „	1815	32,947	„
„ „	1820	41,350	„
„ „	1825	45,336	„
„ „	1830	49,826	„
„ „	1840	102,191	„
„ „	1850	119,461	„

Die Zahl der Farbigen ist in den letzten Jahrzehenden nicht angegeben. Sie betrug

im Jahre	1810	8,001	Seelen.
„ „	1820	19,737	„
„ „	1830	21,280	„

Im Jahre 1853 wurde die farbige Bevölkerung auf etwa 26,000 Seelen geschätzt.

eigentlichen eingeborenen Amerikaner nur auf 25,000. Spanier sind keinesfalls über 6000 vorhanden, Italiener nur einige Hunderte. Die Zahl der Deutschen wurde mit Inbegriff der Ortschaften Algier und Friedheim am nächsten Stromufer auf 20,000 bis 24,000 geschätzt.

Die französischen Creolen, früher der wohlhabendste und tonangebende Bevölkerungstheil, nicht nur von New-Orleans, sondern von der ganzen Louisiana, verlieren gegen die englisch redende Bevölkerung mehr und mehr an Boden, an politischem Einfluß, an gesellschaftlicher Bedeutung und — an Geld. Sie werden aus den schöneren und belebteren Straßen, ganz so wie in Montreal und Quebec, mit jedem Jahre mehr nach den ärmeren und schmuzigeren Stadttheilen zurückgedrängt. Auf dem Lande giebt es noch ziemlich viele reiche Pflanzer, die französisch sprechen. Aber auch sie spüren bereits empfindlich die Concurrenz mit den praktischeren Anglo-Amerikanern, welche viele Pflanzungen und brach liegende Grundstücke von den Creolen angekauft haben. Die meisten französischen Planters sind trotz ihrer ausgedehnten Besitzungen und ihrer zahlreichen Sklaven verschuldet. Sie erhalten sich nur noch dadurch einigermaßen, daß sie mit unmenschlicher Härte ihre Sklaven mit Arbeit überbürden. In New-Orleans sind die Creolen vom Großhandel beinahe

gänzlich ausgeschlossen, und selbst der Detailhandel entschwindet mit jedem Jahre mehr ihren Händen. Zur industriellen Bevölkerung stellen die Franzosen verhältnißmäßig ein sehr geringes Contingent. Die meisten leben noch von den Renten eines Eigenthums, die sie müßig vergeuden, und vom Ertrage der Arbeit ihrer Sklaven, die sie an amerikanische oder deutsche Familien als Dienstboten ausleihen oder als Tagelöhner an der Levée arbeiten lassen, oder, wenn die Sklaven zu alt und schwächlich sind, zum Verkauf von Blumen und süßen Leckereien auf die Straße senden. Das Grundeigenthum ist bereits großentheils in amerikanische Hände übergegangen. Die verarmten und verschuldeten Creolen schlagen Häuser und Grundstücke an die Yankees los, und ziehen sich in die entfernteren Baraken zurück. Den Tag bringen sie mit Trinken, Plaudern und Faullenzen zu. Ein Theil von den reicheren französischen Stadtfamilien hat sich mit den Amerikanern durch Heirath verschwägert, ist bereits halb amerikanisirt, und die Kinder sprechen das Englische mit Vorliebe. Die französischen Creolinnen sind im Allgemeinen hübscher, graciöser und gesellig gewandter als die amerikanischen Damen. Diese äußerlichen Vorzüge üben selbst auf die trockene Phantasie der heirathslustigen Yankees ihren reizenden Einfluß, und da letztere gewöhnlich mehr Geld haben, als

die besten Creolenfamilien, so übersieht man ihre unliebenswürdige Steifheit, und der reiche amerikanische Freier wird dem heruntergekommenen Creolen vorgezogen. Aus den Kindern einer solchen creolisch-amerikanischen Ehe gehen aber beinahe immer ächte Amerikaner hervor. Es bewährt sich die Charakterüberlegenheit des kräftigern Stammes. Auch einige von den reichsten deutschen Großhändlern sind mit Creolinnen verheirathet.

Die Amerikaner haben im Ganzen den Handel und den meisten Grundbesitz in Händen. Im Exporthandel concurriren mehrere deutsche Häuser vollkommen ebenbürtig mit ihnen. Der sehr einträgliche Baumwollenhandel ist sogar größtentheils Monopol der deutschen Großhändler. Die Häuser Schmidt u. C., Gebrüder Heine, Rodewald, Eimer u. s. w. haben es noch besser als die Amerikaner verstanden, durch Anknüpfung persönlicher Verbindungen in den größten Handelsplätzen Europa's den Baumwollenhandel an sich zu ziehen. Ihre Firmen genießen des besten Credits. Die Amerikaner dagegen sind in fast ausschließlichem Besitze des Importhandels. Den Bedarf seiner europäischen Waaren bezieht New-Orleans zum bei weitem größtem Theile über New-York, nicht direct von englischen Häfen. Dieses Verhältniß kann freilich nur so lange dauern, als die europäische Auswanderung im Zunehmen ist und die in den

Häfen von Liverpool, Havre und Hamburg zuströmenden Emigranten die Waarenbefrachtung der nach New-Orleans bestimmten Schiffe, die dort die Baumwolle für die europäischen Märkte holen, überflüssig machen. Auch der Zuckerhandel ist größtentheils in den Händen der Amerikaner, da dieses Product in den Vereinigten Staaten selbst verzehrt wird. Dasselbe läßt sich von fast allen inländischen Consumtionsartikeln sagen. Die Schiffsladungen mit Getreide und Schlachtvieh, die aus den nordwestlichen Staaten auf dem Mississippi herabkommen, gehen im Großhandel fast ausschließlich durch amerikanische Hände. Selbst der Detailhandel ist zum größten Theile im Besitze der Amerikaner. Die Concurrenz der Creolen nimmt ab, und Irländer und Deutsche, obwohl sich deren viele auch in diesem Zweige sehr kräftig rühren, haben keine Aussicht, die geschäftsgewandten Yankees zu überflügeln.

Das Räthsel der eigenthümlichen Ueberlegenheit der Anglo-Amerikaner im Handel über alle Nationalitäten findet neben der Einseitigkeit und dem merkwürdig praktischen Sinne, zu welchem angeborene Naturanlage, Erziehung und die politischen Verhältnisse gleichmäßig mitwirkten, in dem überlegenen Associationsgeiste dieses Volkes seine Lösung. Die weitverzweigten Gesellschaften der Odd-Fellows und der Freimaurer haben auf eine wunderbare Weise

beigetragen, den brüderlichen Geist des ganzen wohlhabenden Theiles der Bevölkerung zu heben und jenen kleinlichen Brodneid, der am allerwiderwärtigsten in der deutschen Bevölkerung steckt, zurückzudrängen. Da die Aufnahme in diese gesellschaftlichen Orden nie ohne eine gewisse Controle des sittlichen Wandels Statt findet und die Opposition eines einzigen Ordensmitgliedes, wenn es zureichende Gründe dafür anzugeben weiß, diese Aufnahme unmöglich macht, so ist eine Masse von Industrierittern und schlechten Subjecten, die sich durch leichtsinnige Speculationen oder betrügerischen Bankerot um ihren Ruf gebracht, ausgeschlossen. Dazu erfordert der Eintritt nicht ganz unbeträchtliche Geldopfer, welche ökonomisch ruinirte Individuen nicht leicht zu leisten vermögen. Durch das Bewußtsein jedes Gebenden, daß er im Falle unverschuldeten Unglücks auf die gleiche Unterstützung Anspruch habe, wird eine gewisse Freudigkeit in dem Darbringen des regelmäßigen Geldopfers erzeugt und genährt. Dabei kommen aber bei den Meisten die gesellschaftlichen Vortheile einer solchen durch die ganze Union verbreiteten Brüderschaft weit mehr noch in Anschlag, als die Sicherung gegen einen Ruin der ökonomischen Lage, den viele Mitglieder mit solidem Vermögen in der That nicht zu fürchten hätten. Der Odd-Fellow oder Freimaurer, der Geschäfte halber die rei-

chen Staaten des Ostens bereist, findet überall Credit und Erleichterung des Verkehrs, wenn er dem Geschäftsfreunde als Bruder sich ankündigt und Empfehlungen anderer Ordensbrüder mitbringt, die ihm nie versagt werden. Mitglieder dieser Orden, die zu Handelszwecken oder in der Absicht bleibender Niederlassungen den Westen oder Süden besuchen, verlieren dort schneller als Andere das Gefühl des Fremdseins. Sie melden sich bei ihrer Loge, und finden immer Brüder, die sie mit Rath und That unterstützen. Das angenehme Bewußtsein und die Gewohnheit der Gegenseitigkeit erwärmt und erhält in den Meisten den dienstfertigen und gefälligen Sinn. Deutsche, Irländer oder Franzosen, welche an diesen amerikanischen Brauch gegenseitiger Unterstützung und Brüderlichkeit sich noch nicht gewöhnt haben und auf die eigene Kraft und das eigene Glück mehr als auf jene socialen Vortheile vertrauen, müssen in der Handelsconcurrenz mit einem durch den Associationsgeist so stark gewordenen Volke nothwendig den Kürzern ziehen.

Der Charakter der Amerikaner scheint hier durch den Umgang mit Südländern vor anderen Nationalitäten von seiner Steifheit und Einseitigkeit weniger verloren zu haben, als in den großen Städten Virginiens und der beiden Carolina's. Man hält in New-Orleans allerdings weniger auf Sonntagsstrenge,

und der Temperenzeifer der Amerikaner ist in keinem Vergleiche mit Boston und Philadelphia. Aber von seinem eigenthümlichen Wesen hat der Yankee in New=Orleans sicherlich am wenigsten eingebüßt. Höchst selten lernt er das Französische und spricht es immer ungern. Die Entheiligung des Sabbaths durch lärmendes Trinken, Kegelschieben und deutsche Tanzmusiken übersieht er, ohne die fremde Sitte nachzuahmen. Sind die ächten Amerikaner einmal an Zahl den Creolen überlegen, so wird es an Versuchen, die Stille und Langeweile des östlichen Sonntags einzuführen, nicht fehlen. Schon zu Anfange des Jahres 1853 wurde im ersten District der Versuch gemacht, die Zahl der Bar-rooms oder Trinkstuben zu beschränken oder aufzuheben, scheiterte aber an der alten eingerosteten Gewohnheit. Gleichwohl wußten es die Amerikaner bis zu einer Abstimmung über diese Frage zu bringen, und die Gegenpartei der Trinklustigen hatte nur eine unbedeutende Majorität.

Ueberall, wo dieses kräftige Geschlecht sich einbürgert, drückt es dem Lande sein vorherrschendes Gepräge auf. Bei dem großen Kampfe der Sprachen, Sitten und Gewohnheiten im Süden merkt man mit jedem Jahre mehr den unaufhaltsamen Fortschritt des englisch=amerikanischen Elementes. Für den ökonomischen Aufschwung des Landes ist das ein unermeßlicher Vortheil. Dem geselligen Frohsinne und

der Unterhaltung geschieht damit ein wesentlicher Eintrag. Die Sitten und der vorherrschende Gesellschaftston der großen Handelsstadt am untern Missisippi schwankt zwischen amerikanischer Monotonie, Steifheit und Langeweile und französischer Oberflächlichkeit, Frivolität und Liederlichkeit. Für jeden höher gebildeten Menschen von Gemüth und Liebe zur Kunst und Wissenschaft bietet der Aufenthalt in New-Orleans wenig Erfreuliches. Es wohnt in den Gemüthern und Geistern selbst Derer, die einige Prätension auf Bildung machen, eine unbeschreibliche Oede und Leerheit. Klima, Tagesbeschäftigung und das allgemeine Beispiel wirken contagiös, und wer noch mit einigem empfänglichen Sinn für jenes Schöne und Edle, das außer Dollars, Baumwollenballen, Trinkstuben und Bordells die Freuden des Lebens zu erhöhen vermag, in diese große Hauptstadt des amerikanischen Südens kommt, lernt ihn bald abstreifen. Es scheinen in der Atmosphäre noch mehr vergiftende Miasmen für Geist und Charakter, als für den physischen Menschen zu schweben. Wir lernten hier an Beispielen der traurigsten Art kennen, wie diesen Einflüssen in die Länge selbst Männer nicht widerstanden, die mit Bildung und den besten Anlagen des Gemüths hieher gekommen waren, nun aber von den gewöhnlichsten Baumwollen- und Dollarmenschen sich kaum mehr unterscheiden. Auch

der humane Sinn geht bei solchen Individuen bald verloren, und man könnte Leute nennen, die, einst vom tiefsten Abscheu gegen die scheußliche Institution der Negersklaverei beseelt, nun schon so weit metamorphosirt sind, daß sie nicht nur selber Sklaven halten, sondern auch die Sklaverei mit wahrem Ingrimme gegen jede abolitionistische Einrede vertheidigen.

Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel lassen sich wenige anführen. Ein eben so wissenschaftlich gebildeter als gefälliger Amerikaner ist Herr de Bow, Herausgeber einer vielverbreiteten Review, dem wir für die Mittheilung vieler interessanter Notizen über Statistik und Nationalökonomie verpflichtet sind. Der alte ehrwürdige Advocat Hennem, der, obwohl ein sehr reicher Mann und durch Erbschaft in Besitz einer großen Plantage mit vielen Negersklaven gekommen, die Sklaverei nichts desto weniger als das größte Unheil und moralische Verderben des Landes verdammt, verdient in erster Reihe der wissenschaftlich gebildeten Männer genannt zu werden. Eben so der gelehrte Arzt Dr. Fenner, der auch als Schriftsteller Bedeutendes geleistet hat. Unter den angesehensten deutschen Kaufleuten ragt Herr Heine aus Hamburg, ein Vetter des berühmten Dichters, eben so sehr durch gastfreien Sinn

und Liebenswürdigkeit, wie durch Reichthum und Geschäftskenntniß hervor.

New-Orleans hat im Norden den Ruf heiterer Geselligkeit, den es in der That nicht verdient. Bei all' den öffentlichen Vergnügungen konnten wir nur eine rohe ungezähmte Genußsucht, aber weder Behagen noch Geschmack wahrnehmen. Es giebt weder elegante Kaffeehäuser, wie in Paris, wo in geschmackvoll decorirten Hallen zwischen den glänzenden Spiegelwänden die Gäste an Marmortischen sitzen, Kaffee oder Gefrorenes genießen oder Zeitungen lesen, noch gemüthliche deutsche Kneipen nach Art der Wiener oder Münchener Bierhäuser. An Versuchen, solche Anstalten einzurichten, hat es nicht gefehlt. Sie konnten aber keinen rechten Anklang finden, und die Unternehmer verloren ihr gutes Geld dabei. Die wilde Hast, in der man hier nach Geld und Genüssen jagt, läßt kein Volksvergnügen aufkommen, das eine gewisse Mäßigung und behagliche Ruhe erheischt. Die Bar-rooms oder Trinkstuben sind zwar durch alle Stadttheile in ungeheurer Zahl vorhanden, und fehlen selbst nicht in den ersten Gasthäusern, machen auch trotz hoher Abgaben mitunter sehr lucrative Geschäfte, bieten aber weder das Comfort, noch den gemüthlichen Genuß, wie die Kaffeehäuser in den großen Städten Frankreichs und Deutschlands. An Durst und Trinklust scheinen die ver-

schiedenen Nationalitäten zu wetteifern. Kein Geschäft wird abgemacht ohne ein Glas Brandy oder Whisky oder südländischen Wein, das nicht langsam und behaglich durch die Kehle gleitet, sondern in einem einzigen Zuge hinabgestürzt wird. Eben so hastig, wie man gekommen, rennt man wieder hinaus, in der Furcht, Zeit und ein neues einträgliches Geschäft zu versäumen. Der Besuch wird aber wohl ein Dutzend Mal des Tages und darüber wiederholt. Man scheint an den glücklichen Erfolg keines Geschäfts zu glauben, dem nicht ein Glas Whisky die Weihe gegeben. Mit vielen dieser Kaffeehäuser sind auch eigenthümliche Kegelhallen verbunden, die man in Europa nicht kennt. Vier bis fünf Kegelbahnen stehen da dicht neben einander, und Kugeln des verschiedensten Calibers rollen unablässig hin und her. Daß in der Kegelmitte kein König steht, versteht sich in einer Republik von selbst.

Die Theater sind mittelmäßig. Die Oper ist französisch, wird aber bei den hohen Eintrittspreisen im Ganzen wenig besucht. Die Künstler waren im Winter 1852/53 ziemlich gut, das Orchester ließ aber viel zu wünschen übrig. Für classische Musik fehlt hier jede Empfänglichkeit. Die süßlichen Melodien der modernen Italiener werden am häufigsten gehört; Donizetti und Verdi sind die Lieblinge des Publikums. Ole Bull's „Farewell-Concerte“, wie

der berühmte Virtuos sie bei der Ankündigung nannte, da er seine künstlerische Laufbahn für immer abschließe, um als Bürger der Vereinigten Staaten und pennsylvanischer Farmer im Schlußsteinstaate zu leben und zu sterben, wurden zwar ziemlich zahlreich besucht, aber die Langeweile stand auf allen Gesichtern des Auditoriums geschrieben. Lola Montez, die in einem Drama, welches eine Episode ihrer eigenen Lebensgeschichte behandelt, als Freundin und politische Rathgeberin des „King Louis of Bavaria“ auftrat, und sich dem Publicum als Revolutionsheldin und Opfer der Jesuiten darstellte, machte in New-Orleans sehr gute Geschäfte, während sie in dem sittenstrengern Boston, wo die andächtigen Ladies nicht einmal ihren Ehemännern gestatteten, die vielberüchtigte Tänzerin auf den Brettern zu sehen, bekanntlich Fiasco machte — eine Erscheinung, die ziemlich bezeichnend für den verschiedenartigen Charakter beider Städte ist. In dem unbeschreiblich obscönen „Spider Dance“ wagte Lola Montez in Boston gar nicht aufzutreten. In New-Orleans fand aber derselbe Tanz den meisten Applaus, und zog noch immer viele Besucher an, welche der Wiederholung des bayerischen Spectakelstücks mit Herrn von Abel und dem „Baron Newspaumer“ bereits herzlich überdrüssig geworden.

Es existiren hier drei große Clubs, in welchen

der amerikanische Gesellschaftston vorherrscht. Der Pelikan-Club hat die zahlreichsten Mitglieder und ein Local, in welchem englisches Comfort mit französischer Eleganz wetteifert. Unter allen ähnlichen Vergnügungsvereinen der Welt zeichnet sich dieser Club durch die ungastliche Bestimmung seiner Statuten aus: daß kein Fremder in die Gesellschaft eingeführt werden darf. Wir möchten allen abonnirten Gesellschaften großer Städte rathen, als Revanche ihren Statuten den Paragraphen beizufügen: „daß jeder honnette Fremde bei ihnen eingeführt werden könne, mit Ausnahme der Mitglieder des ungastlichen Pelikan-Clubs in New-Orleans." Der New-Orleans-Club respectirt dagegen das alte heilige Recht der Hospitalität. Der Jahresbeitrag jedes Mitgliedes beträgt 50 Dollars. Man hat dafür außer der Benutzung der Gesellschafts-, Spiel- und Lesezimmer auch noch den Vortheil, Frühstück und Abendessen gratis genießen zu können. Der eigenthümliche Brauch des unentgeltlichen Frühstücks (lunch) existirt übrigens in allen Bar-rooms von New-Orleans für das gesammte Publicum, und nur der genossene Wein oder Liqueur wird dabei bezahlt. Man genießt hier die Speisen stehend. Arme Teufel und Müßiggänger haben mithin in New-Orleans den Vortheil, auf keinen Fall verhungern zu können. In den größeren Trinkstuben stehen auch Käse und

Zwieback (crackers) beständig zur freien Verfügung der Hungrigen. Man läßt sie essen, sich am Ofen wärmen, die Zeitung lesen — Alles ohne Bezahlung!

Bei der Leichtigkeit des Gelderwerbs sind die Leute hier überhaupt zu einer gewissen Freigebigkeit und zu Luxusausgaben gestimmt, wie man es in gleichem Grade selbst in reicheren Städten, wie New-York und Boston, nicht findet. Während unseres Winteraufenthaltes gaben 15 reiche Junggesellen im Pelikan-Club ihren Freunden und Freundinnen einen Ball mit Souper. Es waren im Ganzen nur 300 Gäste geladen. Bei der verschwenderischen Ausstattung dieser Soirée mußte gleichwohl jeder Festgeber 250 Dollars zahlen. Ein Privatdiner, zu dem man uns einmal bei Gelegenheit des Besuches des Prinzen Heinrich von Nassau im St. Louis-Hotel einlud, kostete dem Gastgeber 20 Dollars für jedes einzelne Couvert. Der Luxus an Speisen und Getränken übertraf Alles, was uns die raffinirteste Gourmandise an den üppigen Tafeln russischer Großen und reicher Kaufleute des Orients vorgesetzt hatte. Ein reicher amerikanischer Pflanzer, der die Ueppigkeit des gastfreundlichen Baumwolle händlers noch zu übertreffen wünschte, lud den jungen deutschen Prinzen zu einem zweiten Diner ein, wo Letzterer zu seiner Ueberraschung in der Mitte der Tafel ein getreues Conterfei des herzoglichen deutschen Palastes,

in dem er geboren war, ganz von Zucker und in den schönsten Farben strahlend, erblicken sollte. Ein Unwohlsein aber hinderte den Prinzen zu erscheinen, und der Planter mit den anderen geladenen Tafelfreunden mußte das Zuckerschloß, sammt der Unmasse von gastronomischen Kunstproducten, unter denen die glanzvoll decorirte Tafel seufzte, selber essen. Mit den Kosten eines Mahles, das hier von zwei Dutzend Menschen in wenigen Stunden verschwelgt wurde, und nichts zurückließ, als Katzenjammer und verdorbenen Magen, hätte ein halbes Dutzend armer Familien in den billigen Gegenden Deutschlands ein volles Jahr leben können.

Das üppige Tafelleben und die Trinksucht ist natürlich von allgemeiner Sittenlosigkeit begleitet. An Bordells, Freudenmädchen und Geschlechtskrankheiten steht New-Orleans hinter keiner großen Stadt irgend einer Zone zurück. Die meisten öffentlichen Dirnen sind Creolinnen oder Farbige, in denen die weiße Blutmischung vorherrscht, und die mitunter recht hübsch sind, aber selten einen Zug von Anmuth haben sollen. Die Reize des schönen Geschlechts in der Louisiana sind in der That bedeutend unter ihrem Rufe, obwohl von Seite der Damen Alles geschieht, durch künstliche Mittel, durch Schminke, falsche Haare und Putz möglichst schön zu erscheinen. Wer andere große Städte mit schönen Frauen gesehen,

der wird selbst an den vielberühmten Creolinnen von New-Orleans nichts finden, was sich mit der edlen Würde der Römerinnen, mit der äußern Grazie der Pariserinnen, der regelmäßigen Schönheit der Damen Englands und dem lebhaften Feuer der schönen Frauen Andalusiens vergleichen läßt. Noch mehr stehen die Creolinnen den deutschen Frauen an ehelicher Treue, an Bildung und Gemüth, wie in allen häuslichen Tugenden nach.

Die Irländer, welche nach den Creolen am zahlreichsten sind, liefern den Gefängnissen und Zuchthäusern das stärkste Contingent. Wenn gemeine Verbrechen in allen großen Städten Nordamerika's an der Tagesordnung sind, so reicht ein Blick in die Elemente der europäischen Emigration zur Erklärung dieser Erscheinung hin. Unter den Verbrechern, die wir täglich in der öffentlichen Gerichtsstube der Recorders sahen, gehörten mindestens drei Viertheile zu den Heloten, deren sich Großbritannien entledigte. Die Irländer verrichten neben den Negern die gröbsten Arbeiten, und sehen die Beschäftigung an den Eisenbahnen und an der Levée wie eine Art von irischem Monopol an. Arme deutsche Tagelöhner, die sich aus Noth bei dergleichen Arbeiten betheiligen, werden von den Irländern mit scheelen Augen betrachtet und oft gehöhnt und gemißhandelt. Die Irländer bilden allenthalben in der Union den ro-

hesten, händelsüchtigsten, bigottesten und schmuzigsten Theil der Bevölkerung.

Von den Deutschen in New-Orleans hat Franz Löher in seinem bekannten Werke gesagt, daß Armuth und kleinliche Arbeitsamkeit noch größere Mißachtung über sie bringe, als anderswo, daß viele Tausende unserer Landsleute, die hier alljährlich landen, aus Armuth, Trägheit oder Uebermuth daselbst zurückbleiben, und ein großer Theil von ihnen zur heißen Fieberzeit, da sie nicht wegziehen können, wie die Reichen, die nassen Gräber der Stadt fülle. Diese Angaben des geistvollen Schriftstellers sind etwas zu stark aufgetragen. Die deutsche Bevölkerung erfreut sich hier im Ganzen einer ziemlichen Wohlhabenheit. Eine große Menge von fleißigen Handwerkern ist durch Geduld und Sparsamkeit zu Geld und Besitz gekommen. Der größere Theil der reinlichen und schmucken Häuschen von Lafayette, das etwas weiter stromaufwärts den westlichen Anhang von New-Orleans bildet, ist im Besitze der Deutschen. In den meisten Professionen concurriren sie mit den Amerikanern völlig ebenbürtig, sobald sie diesen nach einigen Jahren die fabrikmäßige Arbeitsmethode und sonstige Kniffe und Pfiffe abgelernt haben.

Wären alle Deutschen gleich bei der Landung mit der englischen Sprache vertraut, so würde ihnen diese

Concurrenz noch ungleich leichter werden, denn wenn sie auch hinter ihren amerikanischen Zunftgenossen in Bezug auf Schnelligkeit des Arbeitens und Geschicklichkeit im Verkauf zurückstehen, so übertreffen sie dieselben hingegen durch nachhaltigern Fleiß, durch Solidität der Arbeit und durch häusliche Sparsamkeit. Manche Professionen, z. B. die der Fleischer und Zuckerbäcker, sind zum größern Theil in den Händen der Deutschen. An Schneidern, Schuhmachern, Schreinern, Sattlern giebt es, wenigstens im Verhältniß der Bevölkerungszahl, mehr Deutsche als Amerikaner und Irländer. Ein amerikanischer Advocat und Grundbesitzer in Lafayette, der dort seit vielen Jahren residirt, und das ganze Werden und Gedeihen dieser ausgedehnten Vorstadt fast vom Beginne an überblickte, rühmte uns die Deutschen nicht nur im Vergleiche mit den Irländern und den Creolen, sondern gab auch zu, daß sie selbst seine Landsleute in manchen Eigenschaften übertreffen. Als Eigenthümer vieler Bauplätze rühmte er vor Allem an ihnen, daß sie ihren eingegangenen Verbindlichkeiten pünktlicher nachkämen, und die Zahlungstermine ohne gerichtliche Mahnung richtiger einhielten, als irgend eine der übrigen Nationalitäten. Freilich ist auch die Zahl der Armen und Besitzlosen ziemlich groß unter den Deutschen. Viele arbeiten auf den Schiffen, Andere sieht man an der Levée mitten unter Neger-

sklaven und Irländern Baumwollenballen wälzen und Zuckerfässer rollen. Der Lohn ist indessen selbst für diese rohe Arbeit ziemlich hoch, und wird nicht nach dem Tage, sondern nach der Zahl der Ballen bezahlt, die der Handlanger nach der Baumwollenpresse oder von den Wagen nach den Schiffen wälzt. Ein recht fleißiger Arbeiter kann sich mit dieser Beschäftigung bis 1½ Dollars täglich und darüber verdienen. Freilich ist die Arbeit bei so viel Staub und Sonnengluth auch sehr mühsam und anstrengend.

Eine bedeutende Zahl der ärmsten Deutschen ist in den Wäldern der Umgegend als Holzfäller beschäftigt. Die Meisten campiren dort in selbst gebauten Hütten, und besuchen ihre Familien nur des Sonntags, oder bei anhaltendem Regen. Die Arbeit ist bei der Härte des Holzes sehr mühsam, und wer hier einen Dollar täglich verdienen will, muß nicht nur sehr robuste Knochen haben, sondern auch die amerikanische Axt, die ziemlich lange Uebung erfordert, gehörig zu schwingen verstehen. In einigen Wäldern werden nur Eichen und Storaxbäume, in anderen nur die Sumpfcypressen (Taxodium distichum) geschlagen. Viele beschäftigen sich in diesen Wäldern auch mit dem Einsammeln und dem Trocknen des Matratzenfutters, das aus den gekräuselten, tief herabhängenden Haaren einer eigenthümlichen, höchst sonderbaren Schlingpflanze, Tillandsia usneci-

des, von den Creolen „barbe espagnole“ genannt, bereitet wird. Die gesammelten Pflanzen werden dicht zusammengedrängt, acht bis vierzehn Tage in einen Wasserbehälter gelegt, und mit Brettern überdeckt. Während des Faulungsprocesses ändern sie ihre Farbe, werden statt mattgrau, wie im lebenden Zustande, grün und zuletzt schwarz. Man trocknet sie dann an der Sonne, und sie haben ganz die Eigenschaften der Roßhaare. Eine mäßige Masse dieser Vegetabilien wird mit 1/2 Dollar bezahlt, und bei Fleiß und geschickter Behandlung kann sich ein Sammler der Tillandsia täglich 1 1/2 Dollars verdienen. Wir haben diese deutschen Holzfäller und Tillandsia-Sammler in den Sumpfwäldern an beiden Ufern des Missisippi öfters besucht. Sie hatten nicht nur viele Schlangen, worunter manche sehr giftige Arten, sondern auch die noch weit schlimmeren Plaggeister, die Mosquitos — eine Benennung, die man hier allen stechenden Fliegen und Schnaken ohne Unterschied giebt — zu nächsten Nachbarn und Mitbewohnern des Waldes. Auch Alligatoren gab es in der Nähe, die aber den weißen Menschen gar nicht angreifen, sondern nur hier und da ihre Bosheit an den Negern auslassen sollen. Im Frühling hat dieses Waldleben manche Reize. Die Temperatur ist mild, aus dem Boden steigen noch nicht die bösartigen Miasmen auf, welche den Aufenthalt im

Spätsommer hier so gefährlich machen. Im Sommer ist der Aufenthalt mehr noch des Ungeziefers als der Hitze wegen ganz unausstehlich, und wer nicht mit einer sehr dicken Haut gesegnet ist, läuft dann in der Regel davon, und sucht sich anderwärts sein Brod zu verdienen. Eine erwähnenswerthe Erscheinung, die man fast durch alle deutschen Niederlassungen in Amerika findet, ist, daß selbst unter diesen deutschen Waldbewohnern, die in ihrer Einsamkeit auf brüderliches Zusammenleben und Verträglichkeit doch besonders angewiesen scheinen, häufig eine Trennung nach den Stämmen und Mundarten Statt findet. Namentlich halten sich auch hier die Plattdeutschen von ihren hochdeutsch redenden Landsleuten getrennt, unterstützen einander sehr brüderlich beim Fällen der Bäume, arbeiten und ruhen, essen und schlafen beisammen, und — plaudern immer plattdeutsch!

Es erscheinen in New-Orleans zwei deutsche Tagesblätter: die Lousiana-Staatszeitung und die deutsche Zeitung, die, obgleich beide demokratisch, nach dem allerwärts üblichen Brauche deutscher Journalisten einander brodneidig sind, sehr oft in wüthenden Schimpfartikeln sich befehden, und dabei zu den gröbsten persönlichen Insulten ihre Zuflucht nehmen. Beide fristen bei einer Abonnentenzahl von etwa 600 eine kümmerliche Existenz, sind

daher auch nachläſſig redigirt, und erhalten ſich nur durch die Inſertionsgebühren.

Der Deutſche hat hier, wie allerwärts in den Vereinigten Staaten, geringe Leſeluſt, und noch weniger liebt er es, für ſein Leſen zu zahlen. Ohne die deutſchen Bierhäuſer und Kneipen könnten ſich nur in ſehr wenigen Städten der Union deutſche Blätter erhalten. Merkwürdig iſt, wie dieſe Unluſt zum Leſen nicht nur den Arbeiterſtand, ſondern auch die gebildeten Einwanderer faſt durchgehends beſeelt. Es ſcheint hier eine Art Reaction gegen die deutſche Schulzwangsbildung, gegen jede Art von Theorie und gelehrtes Weſen einzutreten. Der Deutſche ſcheint zu fühlen, daß ſeine Nation durch Gelehrſamkeit und Ueberbildung verſauert iſt, und damit die Energie des Handelns und den praktiſchen Sinn verloren hat. Die deutſche Buchhandlung des Herrn Schwarz erhält ſich mehr durch den Verkauf von Schreibmaterialien und Bildern, als durch den Abſatz von Büchern. Die deutſchen Claſſiker, mit Ausnahme Schiller's, werden ſelten oder nie begehrt. Für die neue deutſche Lyrik, die in unſerm glücklichen Vaterlande ſo viele Leute mit überſchwänglichem Herzen, beſonders aber nervenſchwache Frauen und bleichſüchtige Fräuleins entzückt, iſt kein Sinn vorhanden. Nicht einmal Heine's Lieder werden verkauft, und Herwegh's Name iſt ſelbſt unter den

Demokraten und Arbeitern wie verschollen, seitdem der „Lebendige", der die großartigsten Sturmlieder gedichtet, sich unter das Spritzleder verkrochen. Humboldt's Kosmos ist in etwa 20 Exemplaren verkauft worden, wohl mehr des berühmten Namens wegen, und um hier wie in New-York in Büchergestellen zu prunken, ohne in der Regel gelesen oder gar verstanden zu werden. Schöne deutsche Kupferstiche, namentlich das „Künstleralbum für König Ludwig", fand manche Liebhaber unter den deutschen Kaufleuten, die in den Mußestunden, welche ihnen die Baumwolle übrig läßt, lieber etwas dem Auge Gefälliges sehen, als sich das Gehirn mit Lecture anstrengen, oder an lieblicher Lyrik sich das kühle Herz erwärmen.

Schiller allein, der warme, begeisternde, ewig große und populäre Dichter, wird noch gekauft, und zwar meist von Männern des „Volks", nicht von den Reichen. Wie groß aber auch die Popularität der Schiller'schen Dramen ist, so steht sie doch weit hinter der heiligen Genoveva, dem „Hundssattler" und vor Allem hinter den „Vier Haimondskindern" zurück. Fünfzig Exemplare dieser noblen Bücher, wie uns der Buchhändler, Herr Schwarz, versicherte, werden verkauft, ehe einmal nach Schiller gefragt wird. Meldet sich gar ein Käufer für Goethe,

so merkt es Herr Schwarz immer mit rother Tinte im Kalender an.

Bei aller Antipathie gegen Preßbengel, Kunst und Wissenschaft gewinnen die Deutschen hier zusehends an politischem Einfluß. Das deutsche Votum fällt bei der Abstimmung bedeutend schwer ins Gewicht, obwohl ihnen die Beamtenstellen — natürlich nur durch Brauch, nicht durch Gesetz — fortwährend so gut wie unzugänglich bleiben. Irländer, die mit dem Vortheil der englischen Sprache auch mehr Intriguenkunst und Talent zur Stellenjägerei verbinden, schleichen sich schon viel leichter in die öffentlichen Plätze ein. Wo man in den südlichen Staaten Deutsche in den Aemtern sieht, sind es gewöhnlich die niedrigsten oder wenigst einträglichen Plätze, oder solche, wobei die Kenntniß der deutschen Sprache eine Nothwendigkeit ist, z. B. bei der Post am deutschen Briefschalter, bei den Dolmetschern der Recorders oder bei den Nachtwächtern von Lafayette. Einige wenige Deutsche sind Advocaten; einer ist auch Mitglied des Stadtraths, versteht sich ohne Besoldung. In die Legislatur des Staates Louisiana wurde bei der letzten Wahl der erste geborene Deutsche, Herr Hermann, ein ehrenwerther Schuhmacher, gewählt. Unter den Milizofficieren giebt es ziemlich viele Deutsche. Wer Ehrgeiz hat und eine höhere Stufe in der Beamten-Hierarchie als die des Nacht-

wächters erklimmen will, dem würden wir rathen, sich nach einen der westlichen Staaten zu begeben. In Illinois figurirte ein Deutscher in erster Reihe auf der demokratischen Candidatenliste für die Vicegouverneurstelle, und in Wisconsin ist das Finanzportefeuille des Staates einem Deutschen anvertraut; es giebt dort deutsche Senatoren, ja sogar einen deutschen Sprecher des Assemblyhauses. Bis es den Deutschen in Louisiana gelingt, solche Würden zu erreichen, dürften noch manche Jahrzehende vergehen. Die reichen deutschen Großhändler sind hier durchaus ohne Ehrgeiz, und ihr ganzes Dichten und Trachten ist nur auf Cotton und Dollars gerichtet.

Als Masse aber fangen die Deutschen an, sich schon ziemlich kräftig zu rühren. Das hat man am klarsten bei der letzten großen Massenversammlung aller Gewerbtreibenden in New = Orleans gesehen. Der Stadtrath hatte sich im Februar 1853 herausgenommen, der immensen Stadtschulden halber eine Steuer von 10 Dollars auf alle Gewerbtreibenden, die mehr als einen Arbeiter beschäftigten, auszuschreiben. Der erste und kräftigste Oppositionsschrei gegen diese Maßregel ging von den deutschen Handwerkern in Lafayette aus. „Keine Steuer auf Arbeit" hieß das Feldgeschrei, und die beiden deutschen Zeitungen, die ohne Wirthe und Handwerker nicht leben können, mußten, gehorsam dem

Gebote ihrer Brodgeber, das elektrische Schlagwort täglich wiederholen. Das Wort fand auch unter den Irländern, Creolen und Amerikanern empfänglichen Boden, denn wo es sich um das Zahlen oder vielmehr Nichtzahlen handelt, da zeigen die verschiedenen Nationalitäten plötzlich eine wunderbare Sympathie. In der Halle der Bank's Arcades kam der Gegenstand zur öffentlichen Verhandlung. Hermann, der deutsche Schuhmacher und Mitglied der Legislatur, wurde zum Präsidenten gewählt, und quäkte eine kurze englische Anrede mühsam aus seiner breiten Brust. Die deutschen Arbeiter kamen in langer Nachtprocession von Lafayette hergezogen, mit Musik, Fahnen und illuminirten Aufschriften auf hoher Stange. Die deutschen Turner erschienen in ihren Leinwandjacken und breiträndrigen Hüten. Böller krachten und Raketen stiegen, und kein anderes Volkselement that es dem deutschen im Lärmen und Hurrahschreien zuvor. Die Amerikaner packten die Sache in ihrer Weise schon etwas praktischer an. Sie dominirten auf der Rednerbühne und redigirten den Protest. Der weitere Verlauf der Geschichte war bei unserer Abreise von New-Orleans noch in der Schwebe. Unter den Stadträthen war Herr Lugenbühl, das deutsche Mitglied, der Einzige, der gegen die Steuer gestimmt hatte und dadurch natürlich im Vollgenusse der Volksgunst blieb. Wenn bei

diesem oder bei ähnlichen Anlässen keine Katzenmusik, kein Krawall oder sonstige Dummheit geschah und geschieht, so verdankt man das immer der vernünftigen und ruhigen Haltung der Amerikaner, die, wenn die Deutschen auch den Grundton anstimmen, bald die Sache in ihre praktischen Hände nehmen, und der Bewegung die Richtung geben.

Ein tüchtiges, durchaus preiswürdiges Institut ist die deutsche Gesellschaft von New-Orleans, welche auf die uneigennützigste Weise für das Wohl und die billigste Weiterbeförderung der deutschen Einwanderer nach dem Innern sorgt, in dem dazu eingerichteten Bureau jedem deutschen Einwanderer unentgeltlich guten Rath ertheilt, und den völlig Hülflosen, besonders Kranken oder Waisen, noch reellere Unterstützung spendet. Der gegenwärtige Vorsitzende der Gesellschaft ist Herr Eimer, östreichischer Viceconsul und Großhändler, ein gefälliger und menschenfreundlicher Mann. Die Zahl der Mitglieder, welche regelmäßige Beiträge geben, beträgt 201. Außer einem Capitalstock von etwa 4200 D. werden von den Mitgliedern an jährlichen Beiträgen beinahe 1600 Dollars bezahlt. Nach dem Jahresbericht von 1851 hat die Gesellschaft durch ihren Agenten 6418 Emigranten nach St. Louis, 3262 nach Louisville und Cincinnati, 366 nach Texas, 68 nach Arkansas befördert. Beschäftigung erhielten

durch Vermittelung der Gesellschaft in New-Orleans 2169 Personen*). Unter den europäischen Häfen, welche deutsche Auswanderungsschiffe nach New-Orleans senden, steht Bremen in erster Linie, dann Havre, Antwerpen, Hamburg, Liverpool, Rotterdam, Amsterdam. Die deutsche Gesellschaft, durch deren uneigennützige Thätigkeit dem Unfug der sogenannten Mäkler hier ungleich mehr als in New-York Schranken gesetzt werden, beabsichtigt auch die Errichtung eines deutschen Waisenhauses, zu dem es bis jetzt noch an den nothwendigen Fonds gebrach.

Der spanische Bevölkerungstheil ist unbedeutend. Gewisse Branchen des Detailhandels, z. B. der Verkauf der Südfrüchte, ist größtentheils in ihren Händen. Indianer wohnen nicht in der Stadt, kommen

---

*) Aus folgender Uebersicht ersieht man, welche Professionen in New-Orleans am leichtesten Beschäftigung finden. Es wurden untergebracht: Weibliche Dienstboten 605. — Tagelöhner ohne bestimmtes Handwerk 958. — Tischler 130. — Gärtner 74. — Zimmerleute 58. — Schneider 49. Schuhmacher 38. — Kellner 32. — Ladendiener 30. — Schmiede 24. — Bäcker 15. — Conditoren 13. — Küfer 14. — Klempner 15. — Wagner 13. — Cigarrenmacher 14. — Maurer 6. — Schlosser 6. — Buchbinder 6. — Barbiere 6. — Drechsler 6. — Köche 3. — Musiker 3.— Gerber 3. — Sattler 3. — Uhrmacher 3. — Kupferschmiede 3. — Goldarbeiter 2. — Maler 8. — Apotheker 3. — Büchsenmacher 2. u. s. w.

aber, in ihre Baumwollendecken eingehüllt, mit struppigen, lang herabhängenden Haaren und bartlosen, weibischen Gesichtern aus der Landschaft häufig auf Besuch, um geschossenes Wild, lebendige Thiere, Flechtwerk, Stickereien u. dgl. zu verkaufen. Die freien Neger bilden einen kleinen Theil der schwarzen Bevölkerung. Sie sind meist Methodisten, haben ihre eigenen Kirchen, ihre Prediger und Schulmeister, die in der Regel Mulatten sind. Wir wohnten öfters diesem Neger-Gottesdienste bei, und erfreuten uns an der Sauberkeit des einfachen Gotteshauses, der würdigen Haltung des Predigers und seinen eben so schönen als vernünftigen Kanzelreden, wie an der Andacht der Versammlung, deren Gesang freilich nicht viel melodischer war, als das Nachtgebet des Schakals, wenn er ein Aas frißt, und die nach ächter Methodistenweise während des Gebetes und der Predigt durch tiefes Stöhnen und Seufzen ihre Herzzerknirschung kundgab. Die Auswanderungen freier Neger von Louisiana nach Liberia, der von den Amerikanern gegründeten Negercolonie an der Westküste Afrika's, dauern fort. Wir sahen im Monat Januar ein solches Schiff unter Segel gehen. Die schwarzen Passagiere hatten ernste, trübe, wehmüthige Mienen, und schienen nicht ohne die bittersten Gefühle aus einem Lande zu scheiden, wo selbst der freie und reiche Neger keine behagliche Existenz, nur

Demüthigung und Verachtung von Seite einer Race findet, die mit ihrer weißen Farbe von der Natur das Recht erhalten zu haben glaubt, den schwarzen Mitmenschen, der, wenn nicht an geistigen Fähigkeiten, doch an Gemüth und Gutmüthigkeit ihn weit übertrifft, ganz in der Weise zu behandeln, wie das alte Sparta seine Heloten.

Wer über den Charakter und das Schicksal der Negersklaven in New-Orleans Studien machen will, findet hier einen günstigen Boden. Er braucht nur öfters seine Wohnung zu wechseln und zu sehen, welche Leistungen man von gekauften oder gemietheten Sklaven fordert, und was man ihnen dafür bietet. Selten findet freilich ein Beobachter oder Beurtheiler der Sklavenzustände es der Mühe werth oder mit seiner weißen Würde verträglich, die Neger selbst auszuforschen, und um ihre täglich wiederkehrende Leidensgeschichte sich ernstlich zu kümmern. Die Meisten wiederholen jenen allgemeinen Refrain, der unter der weißen Bevölkerung gang und gäbe ist: Es gehe den Negern recht gut, sie hätten gar kein Verlangen nach Freiheit, und würden sich in der Freiheit nur unglücklich fühlen.

Die Amerikaner sind Meister in der Statistik, für Alles haben sie ihre Zahlenrubriken. Doch haben wir kein statistisches Document finden können, wie viele Mütter, trotz dem Buchstaben des Gesetzes,

von ihren Kindern gerissen, und wie viele Peitschenhiebe alljährlich ausgetheilt worden. Wer diese noble Institution, die zur Schande der Demokratie unter den Demokraten ihre wenigsten Gegner und ihre wärmsten Vertheidiger findet, noch näher kennen lernen will, der begebe sich auf eine Pflanzung, besonders zu französischen Creolen. Man weiß dort nicht, ob die kaltblütige Schinderei entmenschter Sklavenhalter, die unter einem äußern Firniß von sogenannter Hospitalität und Liebenswürdigkeit das kalte eingeschrumpfte Herz verstecken, oder der thierische Geisteszustand, zu dem die armen Schwarzen durch eine fortgesetzte, sinnreich verthierende Methode heruntergebracht werden, mehr Entsetzen und Ekel einflößen. Jene Fremden, welche auf Pflanzungen der Louisiana gewesen, und diese Worte vielleicht für übertrieben halten, möchten wir fragen: „von wem sie ihre Kenntniß der Negerzustände und der Behandlung der Sklaven gewonnen?“ Wie mancher Reisebeschreiber hat, nach dem löblichen Beispiele seiner Vorgänger, mit dem Plantagenbesitzer und dessen „liebenswürdiger Familie“ die Schwelgereien der Tafel getheilt, und zum Dank für das „Genossene“ die menschliche Behandlung und das Glück der Sklaven gepriesen, ohne sich mit einem Funken von Theilnahme und Menschenliebe um das wahre Schicksal derselben zu kümmern. In der Stadt New-Orleans

finden die wöchentlichen Negerverkäufe unter der Rotunde des St. Louis-Hotels Statt. Auch diesen Ort sollte Jeder, der seine Studien über Sklavenwesen machen will, eben so wie die bekannte öffentliche Prügelanstalt der Neger, wo die Zahl der Peitschenhiebe von der Geldspende abhängt, die der Besitzer oder Miether des Sklaven dem Prügelmeister zahlt, regelmäßig besuchen. Vielleicht dürften hier seine Ansichten über die Negersklaverei und die Abolitionisten einige Modificationen erfahren.

XXXIII.

Ein Besuch auf den Zuckerplantagen der Louisiana.

Wenige Tage nach unserer Ankunft in New-Orleans erhielten wir von einem dortigen Banquier ein Empfehlungsschreiben an mehrere der bedeutendsten Zuckerpflanzer der Louisiana. Wir haben immer gefunden, daß, nächst Geld, das Handbillet eines Geldmannes eine der nützlichsten Recommandationen ist, und besonders in der Louisiana, wo selbst der Hauptbesitz so häufig in Kapitalnöthen gerathen soll. In dem Empfehlungsbriefe war noch eines zweiten Fremden gedacht, welcher eben im Auftrage einer deutschen industriellen Unternehmung die Zuckerplantagen des Südens bereiste, um sich mit deren Cultur und den verschiedenen Erzeugungsprocessen vertraut zu machen. Dieser Herr aber meinte, er würde noch genug Pflanzungen und Siedereien

auf der Insel Cuba und in Westindien sehen, und schlug die Einladung aus. Wir fuhren also allein auf dem Dampfer Music nach den Plantagen der „Küste“, wie die Bewohner von Louisiana die Ufer des Missisippi zu nennen pflegen.

Unter der Reisegesellschaft befanden sich viele Creolen, d. h. Abkömmlinge eingewanderter Franzosen. Die wenigsten unter ihnen waren der englischen Sprache mächtig, aber alle hatten sich die zahllosen kleinen Unarten der Amerikaner des Südens mit staunenswerther Perfection angelernt. Sie kauten, fluchten, tranken Whiskey, spielten Ucker, bissen sich die Nägel, und streckten, mit dem Körper sich in einem Armstuhl balancirend, ihre langen Spindelbeine über das Schiffsgeländer hinaus in die Luft. Obschon wir nur ungefähr 50 Meilen den Missisippi aufwärts fuhren, so nahm diese Fahrt doch einen ganzen langen Tag in Anspruch, indem wir fast an jeder einzelnen Plantage anhielten, um Waaren abzuladen oder Passagiere aufzunehmen. Endlich gegen 8 Uhr Abends landeten wir auf einer der großartigsten Plantagen im Pfarrbezirk Saint Jaques.

Da man von unserer Ankunft bereits brieflich unterrichtet war, so befanden sich schon ein paar rabenschwarze Neger auf dem Landungsplatze, um unser Gepäck in Empfang zu nehmen, und uns nach der Wohnung zu begleiten. Da unser Besuch ge-

rade in die roulaison oder Erntezeit fiel, so hatten alle Hände vollauf zu thun, und wir trafen daher den Besitzer in größter Thätigkeit im Fabrikgebäude, wo er persönlich Tag und Nacht den Erzeugungsproceß leitete. Auf einer Erhöhung mitten unter dem Lärm der geschäftigen Maschine stand, von allen Seiten frei, eine einfache Bettstätte, mit einem Muskitonetz aus feinem weißem Musselin überhängt, die dem Chef des Hauses für wenige Nachtstunden zum Ausruhen diente.

Wir ersparten uns den Besuch des Etablissements für den nächsten Morgen, und nach dem Austausche der gewöhnlichen Höflichkeiten führte uns ein Sklave nach dem Schlafgemach. Es war derselbe Neger, der uns am Schiff empfangen hatte, ein guter, lustiger Kauz. Die Neger, welche mit Creolen zusammenleben, oder von diesen abstammen, nehmen gemeiniglich auch deren leichte gefällige Manieren an. Der Neger-Creole ist weit pfiffiger und heiterer, als jener des Nordens, aber er ist nicht so sittlich. Der Schlaf, dem wir uns jetzt hinzugeben versuchten, war ein nur wenig stärkender; nachdem uns ein paar Stunden lang alle Schaudermomente aus „Uncle Tom's Cabin" durch den Kopf schwirrten, erschien uns noch im Traume der Knabe aus Portugal, der nach seiner Ankunft in New-Orleans als Sklave verkauft worden war, und die deutsche Waise, Marie Miller, die

zwanzig Jahre lang das Joch der Sklaverei erdulden mußte, und erst kürzlich freigelassen wurde; wir waren daher herzlich froh, als uns der heitere Morgen von diesen düsteren Erscheinungen erlöste.

Das Zuckerrohr, welches in Westindien und Brasilien seit der Mitte des 17. Jahrhunderts gebaut wird, wurde in Louisiana erst im Jahre 1796 von einem Cubaner, Namens Mindez, eingeführt. Vor dieser Zeit cultivirte man Indigo, Baumwolle, Tabak und Reis. Als Mindez in Terre au boeuf das erste Zuckerrohr pflanzte, war seine Absicht nicht, so nahe es auch lag, Zucker zu gewinnen, sondern Taffia, ein in Westindien vielgetrunkenes, whiskey-ähnliches Getränk daraus zu bereiten. Aber die Speculation schlug fehl, und das Guildive (wie man in Cuba das Gebäude nennt, in welchem dieser Liqueur erzeugt wird) ging nebst dem Alambic (Taffia-Apparat) zu Grunde. Jetzt kaufte der Creole Borret die aufgelassenen Pflanzungen, und fabricirte zum großen, augenöffnenden Erstaunen des Don Mindez nicht Taffia, sondern — Zucker. Vom Augenblicke an, wo man sich durch das Gelingen dieses Experiments überzeugt hatte, daß das Zuckerrohr auch in der Louisiana die zur Bereitung des Zuckers nöthige Reife erlange, nahm die Pflanzung des Zuckerrohrs mit jedem Jahre mehr überhand, und gegenwärtig zählt Louisiana bereits 1474 Zuckersiedereien, welche

jährlich durchschnittlich 200,000 boucauts (Oxhofte) oder 200 Millionen Pfund Zucker, und außerdem 18 Millionen Gallonen Syrup erzeugen. Das Zuckerrohr gedeiht indeß nur in der südwestlichen Louisiana bis zum 31. Breitengrade. Am Red river, wo man ebenfalls solche Pflanzungsversuche gemacht, hatten dieselben nicht mehr den gewünschten Erfolg gehabt.

Der großartige Aufschwung der Zuckerfabrikation hat auch eine wesentliche Preisveränderung des Fabrikats erzielt, und während Zucker im funfzehnten Jahrhundert noch ein so kostbarer, luxuriöser Artikel war, daß im Jahre 1459 Margareth Parton, aus einem kleinen Städtchen Schottlands, an ihren Mann, der in Geschäften nach London reiste, das schriftliche Gesuch stellte, er möchte doch so gnadenvoll sein (vouchsafe), ihr ein Pfund Zucker mit heimzubringen, vermöglicht der dermalige Erzeugungspreis von drei Cents pro Pfund auch den Mindestbemittelten am Genuß dieses edlen Naturproductes theilnehmen zu können.

Nach der alten französischen Eintheilung besitzt jede Zuckerplantage, bei einer Tiefe von 40 Arpents,*) einen Arpent oder 180 Quadratfuß Uferland, um für

---

*) Das alte französische Flächenmaß Arpent ist um 18 Prct. kleiner als der amerikanische Acre, der 230 Quadratfuß mißt.

deren Erzeugnisse den Vortheil der leichtern Beförderung und Verschiffung zu haben. Ein Grundstück von diesem Flächenraum behauptet gegenwärtig einen Werth von ungefähr 5000 Dollars.

Auf den Feldern sahen wir männliche und weibliche Negersklaven thätig, mit einem schneidigen, sichelartigen Instrument das Rohr seiner reichen Blätterwucht zu entblößen, und dann mit einem scharfen Hieb knapp am Boden abzuschneiden, während andere sich unaufhörlich bückten, um das geschnittene Rohr in Pakete zu sammeln und mit seinen Naturblättern gebunden auf einen Karren zu werfen, der es nach dem Preßapparate beförderte.

Ein Feld reifen, hochstämmigen Zuckerrohrs mit seinen schmalen, langen, goldgelben Blättern wäre ein gar prächtiger Anblick, wenn man dabei nicht immer an Negerschweiß und Sklavenseufzer erinnert würde. Die Pflanze wird hier 8 — 10, in Westindien sogar bis 20 Fuß hoch, und erreicht 1½ Zoll im Durchmesser. Der Stamm ist dicht und zähe, aber leicht brechbar und von grüner Farbe, die sich zur Zeit der Reife in ein lichtes Gelb verwandelt. Die Blätter sind 3—4 Zoll lang und 1 — 2 Zoll breit, und gilben sich ebenfalls bis zur Ernte. Obwohl das Zuckerrohr in der Louisiana genugsam reift, um zur Fabrikation verwendet werden zu können, so kommt es doch daselbst niemals

in den Zustand der Blüthe; kein einziger Pflanzer der Louisiana, den wir besuchten, hatte jemals die Blüthe der Pflanze gesehen, die ihm doch so goldene Früchte bringt! Das Zuckerrohr beginnt gewöhnlich erst im 11. oder 12. Monat nach seiner Pflanzung zu blühen; seine Blüthen sind zahlreich, ohne Blumenblätter, von weißlicher Farbe mit drei Staubfäden.

Das Zuckerrohr (arundo sacchifera) wird zeitig im Jahre, wenn eine ernste Frostgefahr nicht leicht mehr zu befürchten steht, meist schon im Februar, gebaut, wo das zur Pflanzung bestimmte Rohr ungefähr 2 Fuß tief horizontal in den Grund gelegt, und sodann wieder mit Erde bedeckt wird. Die Pflanzen eines Ackers, welche einen Werth von 100 Dollars vorstellen, sind hinreichend, um 5 Acker damit zu bebauen, da aus jedem in die Bodenfurche gelegten Rohr wieder zahlreiche Pflanzen ersprießen.

Man baut drei verschiedene Gattungen Zuckerrohr: das Creolen-Rohr (canne créole) aus Cuba, das schon Mindez im Jahre 1796 pflanzte, und das in Westindien bis zu einer Höhe von 3000 Fuß noch gedeiht; das Otaheiti-Rohr (canne crystalline), welches in der Heimath sogar bis zu einer Höhe von 5000 Fuß fortkommen soll, und das gestreifte Rohr (canne à ruban), welches erst im Jahre 1826 aus Java eingeführt wurde. Am ergiebigsten und

beliebtesten ist das letztere (canne à ruban), weil es am besten dem Einflusse des klimatischen Wechsels, der Kälte und den Winden, der Nässe und der Trockenheit widersteht.

Jeder Neger hat jährlich die Cultur von 7 Arpents Zuckerpflanzung und 3 Arpents Mais zu besorgen. Während der Erntezeit, wo die junge schwarze Bevölkerung vom ersten Sonnengruß bis zum letzten Lichtstrahl auf dem Felde ist, kann ein guter Arbeiter täglich einen halben Arpent ernten. Weiber und ältere Neger hingegen nicht mehr als $1/4$ Arpent. Jeder Arpent giebt 18—20 Karren voll (charrets) Rohr, und liefert durchschnittlich 1000 Pfd. Zucker und 500 Pfd. Zuckersatz (molasses). In günstigen Jahren hat sich das Erträgniß eines Arpent von 180 □Fuß schon bis auf 1500 Pfd. gesteigert. Die Arbeitskosten eines Arpent betragen jährlich circa 21 Dollars oder ungefähr $1/3$ des Ertrages.

Wenn man sich mit der Ernte verspätet hat, und selbst der angestrengteste Menschen- und Maschinenfleiß nicht im Stande ist, das rohe Zuckerrohr vor dem muthmaßlichen Eintritt des so sehr gefürchteten ersten Frostes aufzuarbeiten, so wird das geschnittene Rohr auf dem Felde in Pakete gelegt und mit dichten Blättern wohl bedeckt, was man in der Pflanzersprache matelas nennt. Dieses Verfahren reicht vollkommen hin, um das Rohr vor dem Frostver-

derben zu schützen, denn wenn auch das Thermometer zuweilen bis auf 32° F. sinkt, so erholt es sich doch bald wieder, und erreicht oft schon in der nächsten Stunde eine Höhe von 50° F.

Zur Zeit, als wir diese Rundreise durch das Zuckergebiet der Louisiana vornahmen, Anfangs December, zeigte das Thermometer fast durchschnittlich 75° F. (19° R.)

Nach 5 oder 6 Jahren des Ertrages läßt man eine Pflanzung gewöhnlich 1 oder 2 Jahre ruhen, und darum besteht eine jede Plantage meistentheils aus zwei bis dreimal so viel Grundstücken, als sich in Zuckercultur befinden. Auf den ertragsunfähig gewordenen Feldern baut man zumeist Bohnen, weil die Pflanzung dieser Gemüseart bisher als die dem Boden zuträglichste erkannt wurde. Ja, manche Plantagenbesitzer sind in dieser Beziehung derart scrupelhaft, und fürchten so sehr, dem Boden die benöthigte Nahrung zu entziehen, daß sie sogar von der gereiften Bohnenfrucht keinen Gebrauch machen, sondern dieselbe überackern und dem Boden als Düngervermehrung belassen. Ein anderes Düngungsmittel sind die Rohrabfälle (bagasse), die einige Pflanzer, wenn selbe aus der Presse kommen, nach dem Felde zurückführen und dort verfaulen lassen, während andere sie vorher in Asche verwandeln, und dadurch eine erhöhte Düngungskraft zu erzielen glauben.

Wenn die geschnittenen Zuckerrohre gleich Garben vom Felde heimgeführt sind, so werden sie mit einer Maschine in Verbindung gebracht, die zwischen drei Stahlcylindern den Nahrungssaft auspreßt, und sodann das zermalmte Rohr durch eine geschickte Vorrichtung entweder in den Feuerofen, oder auf den Düngerhaufen weiter befördert. Der gewonnene Saft aber läuft durch verschiedene Bottiche nach den eisernen Cylindern, in welchen der Kochproceß geschieht. In der Siederei des Herrn A.... sahen wir vier große Cylinder nach dem System Rieux*), wovon jeder einzelne 6000 Pfund

*) Auf den Paragon Sugar works, bei dem eben so betriebsamen, als geschäftskundigen Plantagenbesitzer Herrn Lapice, ist zur Bereitung des Zuckers das System Deronne-Caille in Anwendung. Der Zuckersaft tropft hier aus einer Rinne über 12 mit Dampf geheizte kupferne Röhren, und gewinnt durch diese Triefung 5° Beaumé an Intensität. An der Stelle nämlich, wo der Proceß beginnt, besitzt der Zuckersaft 28°, und dort, wo er den Apparat wieder verläßt, hat derselbe bereits 33° Beaumé erreicht. Auch in der Benutzung des Zuckerrohrs bestehen auf dieser Plantage große Verbesserungen. So wird das Rohr hier zweimal, zuerst zwischen drei, und sodann zwischen zwei Cylindern zermalmt, wodurch anstatt der gewöhnlichen 60 % nahe an 75% Zuckersaft gewonnen werden sollen. Auch ist man eben mit einer Vorrichtung beschäftigt, um, wie auf der Plantage von

aufzunehmen im Stande ist. In denselben kocht der Zuckersaft bei einer Hitze von 160° F. durch 5—6 Stunden. Derselbe wird von den sorgsamen Aufsehern in seinem Kochproceß vermittelst zwei Krystallgläsern von 4" im Durchmesser belauscht, welche sich an beiden Enden eines jeden Cylinders befinden, und durch ein auf der entgegengesetzten Seite angebrachtes Kerzenlicht die genaueste Einsicht in die innerliche Geschäftigkeit gestatten. Hierauf wird die Flüssigkeit in Holzbehälter zur Krystallisation abgezapft, und später in Fässer gefüllt. Der ganze Erzeugungsproceß, vom Moment, wo das frischgeschnittene Zuckerrohr in die Quetschpresse ge-

---

Osgood, die Abfälle des Zuckerrohrs als Brennstoff zu verwenden, und deren Flamme direct unter die Cylinder zu leiten, was alle 24 Stunden eine Ersparniß von 27 Klafter (cords) Holz erzielen soll, da diese neue Feuerungsmethode, statt der jetzigen 30 Klaftern, nur 3 Klaftern des Tages in Anspruch nehmen soll.

Die übrigen Einrichtungen sind dieselben wie auf anderen Plantagen. Die Neger sind wohl genährt, aber unter strenger Zucht gehalten, und am Barn vor dem Fabrikhaus sieht man auch hier gesattelte Pferde stets bereit, um ihre Besitzer selbst nach einer geringen Entfernung von zuweilen nur wenigen hundert Schritten zu tragen. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Menschen in dem Verhältnisse, als andere Hände die Arbeit für sie verrichten, selbst für die leiseste Kraftäußerung zu träge und zu lässig werden.

schleift wird bis zur vollendeten Krystallisation, dauert nicht länger als 10 Stunden, so daß in einem Etablissement mit 4 Kochapparaten (cylindres oder tigres) während der Ernte alle Tage ungefähr 20,000 Pfd. Zucker erzeugt werden.*)

Bei allen diesen Verrichtungen sahen wir Negersklaven als Mechaniker, Ingenieurs, Maschinisten und sogar als Leiter des ganzen Erzeugungsprocesses thätig, und jeder der Pflanzer lobte uns die Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der sich dieselben ihrer Obliegenheiten entledigen. Wiederholt hörten wir von Sklaven erzählen, die so klug, besonnen und geschäftskundig „wie ein Weißer" sind, und

---

*) So vortheilhaft die Zuckerfabrikation der Louisiana auch erscheint, so kann dieselbe gleichwohl nicht ohne den höchsten Schutzzoll bestehen, und müßte im Momente zu Grunde gehen, wo der 40 Procent betragende Eingangszoll auf westindischen Zucker aufgehoben würde, denn um 100 Pfd. Zucker zu erzeugen, braucht man in der Louisiana 12 — 1500 Litres Zuckersaft, in der Havanna hingegen für das gleiche Quantum nur 800 Litres. Nach den uns von mehreren Pflanzern gemachten Mittheilungen geben 100 Pfd. Cubazucker 84 Pfd. Raffinat, während 100 Pfund Zucker in der Louisiana nur 56 Pfd. raffinirtes Product geben. Dies zeigt am besten, daß die Cultur des Zuckers in der Louisiana keine natürliche, sondern eine dem Boden abgedrungene ist, und nur von einem so beharrlichen Volke wie die Amerikaner erzwungen werden konnte.

dabei so ehrlich, daß man ihnen die größten Summen anvertrauen könne, ohne eine Veruntreuung befürchten zu müssen. Wie würden sie aber erst in ihrer geistigen und sittlichen Entwickelung gewinnen, wenn sie lesen, schreiben und beten könnten! In ihrem jetzigen Zustande der Unwissenheit und Erniedrigung bleiben sie trotz ihrer mannichfachen Anlagen doch nur Maschinen, die nach Gefallen gebraucht werden. So giebt es auf den meisten Creolen-Pflanzungen alte Neger des Hauses, sogenannte „hommes de confiance", welche mit den Deutschen „Vertrauten" viel Aehnlichkeit haben, und als Spione gegen die neuangekauften amerikanischen Sklaven dienen.

In der Regel ist es braunes Fabrikat, was die Zuckermanufacturen der Louisiana in großen Holzfässern (boucauts) von 1000 Pfund Gewicht auf den Markt bringen. Die Erzeugungskosten sollen ungefähr 3 Cents pr. Pfund betragen, während im Handel das Pfd. Zucker 5—6 Cents im Werthe hat.

Wie in Deutschland die Winzer Traubengeschenke machen, so schicken die Pflanzer der Louisiana während der Ernte frisch geschnittenes Zuckerrohr an ihre Freunde nach der Stadt, und es sieht gar komisch aus, Weiße und Schwarze ein saftiges stämmiges Rohr gleich einer Düte an den Mund führen, und seiner ganzen Länge nach absaugen zu sehen.

Die Ernte und die Zuckerfabrikation nehmen durch-

schnittlich zwei Monate des Jahres in Anspruch. Während dieser Zeit arbeiten die Neger gegen 18 Stunden, und haben nur 6 Stunden für ihre Rast. Selbst des Sonntags wird zu dieser Zeit auf den meisten Plantagen gearbeitet, um auch nicht einen Augenblick zu verlieren, wodurch man von der Ungunst des Wetters ereilt werden könnte. Die Plantagenbesitzer erzählten uns alle, die Zeit der Ernte sei für die Neger die heiterste und angenehmste Saison des Jahres, die Epoche, in welcher sie am wenigsten von Krankheiten geplagt sein sollen. Wer aber gleich uns beobachtet hat, wie gerade zu jener Zeit die Sklaven jedes Geschlechts und jedes Alters in triefendem Schweiß sich abmühen müssen, um so rasch als nur möglich das heikliche Product in Sicherheit zu bringen, und die Tasche des Herrn auf Kosten ihrer Gesundheit selbst vor dem kleinsten Schaden zu schützen, der wird wohl, trotz dieser Betheuerungen, eine andere Meinung behalten.

Wenn Ernte und Fabrikation vollendet sind, die Dampfmaschinen und die Pressen wieder bis zum nächsten Herbste ruhen, und schon bald die neue Pflanzung beginnt, dann gestatten allerdings die Pflanzer den Sklaven einige Tage der Ruhe und Erholung, wie man ein Zugpferd nach schwerem gewinnbringendem Fuhrwerk einige Tage lang im Stall sich neue Kräfte sammeln, und ihm besseres Futter reichen

läßt. Während dieser kurzen Frist sollen auf den Plantagen manche Belustigungen Statt finden, und wirklich nur wenige Neger geprügelt werden. Aber eine aufrichtige Freude, ein wahrer Genuß kann es unmöglich sein, wo schon die nächste Zukunft wieder mit derselben Noth, derselben Tyrannei entgegengrinzt.

Die Wohnungen der Sklaven (camps) haben fast auf allen Plantagen das gleiche Ansehen, eine Reihe kleiner unansehnlicher, weißbekalkter Holzhütten, mit hölzernen Balken anstatt der Fenster und meistentheils gepflastertem Boden. Manche Sklaven haben ein kleines Gärtchen vor ihrem Hause, wo sie Gemüse bauen, aber lieber als Blumen züchten sie Geflügel oder Schweine. Wenn man das Innere dieser Hütten besucht, kann man wohl ziemlich auf den Charakter des Plantagenbesitzers schließen. Bei einem strengen, geizigen Sklavenhalter sehen auch die Wohnhütten der Neger verwahrlost, dürftig und verfallen aus; unter einer wohlwollenden Herrschaft trifft man reinliche, saubere, oft sogar mit Bildern und Draperien ausstaffirte Räume.

Die unverheiratheten Neger wohnen getrennt; die Familien, die in der Regel aus 7 bis 8, oft auch aus 10 Gliedern bestehen, wohnen beisammen; wer kann aber in einem Sklavenleben überhaupt sagen, was eine Familie ist? — Nicht die Gemüthshar-

monie des Paares, sondern die rohe Speculation des Sklavenzüchters auf eine kräftige Brut schließt die geschlechtliche Verbindung. — Nicht der Vater ist das Oberhaupt der Familie, schützt sein Weib und seine Kinder und sorgt durch seiner Hände Arbeit und seiner Stirne Schweiß für deren Besserbefinden; die Laune des Mannes, dessen Eigenthum er und die Seinen sind, bestimmt allein, unwiderredbar und unverantwortlich, über des Sklaven und der Seinen Geschick. Heute sitzen noch die Neger-Mutter und der Vater, Töchter und Söhne in ihrer armen Sklavenhütte traulich und ahnungslos beisammen, und den nächsten Tag werden sie vielleicht schon getrennt und einzeln Schulden halber verkauft, oder durch Erbschaft vertheilt, oder aus Speculation ausgeliehen, oder einem drängenden Gläubiger als Pfand gegeben!

Es ist nicht immer die Hartherzigkeit der Sklavenzüchter, welche den Negern das schrecklichste Loos bereitet, oft ist es vielmehr die Weichheit des Herzens, die Leichtfertigkeit ihrer sinnlichen Naturen, welche die Sklaven noch tiefer erniedrigt, noch mehr entsittlicht und verzweifelnd macht. Bei einem der Plantagenbesuche fiel uns ein Mulatte von einigen zwanzig Jahren auf, der sichtbar besser behandelt und zu leichteren Arbeiten verwendet wurde. Derselbe war die Frucht einer unlegitimen Verbindung

eines Plantagenbesitzers der Nachbarschaft mit einer Negersklavin, und wurde beim Tode seines Vaters von den Erben gleich den anderen Sklaven verkauft. Als wir ihn sahen, lebte er unter einem wohlwollenden Herrn, der ihn als Jäger, Kutscher u. s. w. benutzte und das Unglück seiner Lage zu beherzigen schien. Wer steht aber dafür, daß er nicht schon in der nächsten Zukunft durch den Tod seines gegenwärtigen Eigenthümers in einen minder rücksichtsvollen Besitz übergeht? Wenn jeder Sklavenzüchter auch alle die Sklaven mild und rücksichtsvoll behandeln wollte, die weißes oder gar sein eigenes Blut in den Adern haben, so würde sich bald die Sklavenzucht nicht mehr auszahlen! Zwar ist auf den Plantagen der Louisiana die Gesammtheit der Neger von dunklerer, urthümlicherer Complexion als in anderen Sklavenstaaten des Südens, gleichwohl fanden wir auf jeder der von uns besuchten Plantagen mindestens ein paar Dutzend Mulatten, und manche hatten sogar eine nicht dunklere Gesichtsfarbe als ihre Besitzer selbst.

Einmal übernachteten wir auf einer Pflanzung, wo uns ein junger Halbneger von besonders einnehmendem Aeußern zur Bedienung zugewiesen wurde. Wir bemerkten bald, daß derselbe der Liebling seines Herrn und der Gespiele von dessen Kindern war.

Eine nähere Nachfrage unterrichtete uns, daß sein Vater ein Plantagenbesitzer ist, der durch Schuldendrang alle seine Sklaven, worunter vier sein eigenes Fleisch und Blut waren, verkaufen mußte, und daß dieser vielversprechende Junge nebst seiner Mutter für 1500 Dollars ihrem jetzigen Herrn „zugeschlagen" wurde. Die anderen drei Sprößlinge einer leichtfertigen Stunde, „in der gewiß der Mensch das Letzte war, woran gedacht wurde", wanderten, die erworbenen Güter eines neuen Herrn, in fremde Sklavenstaaten und sehen sich wohl schwerlich oder nur mit Schmerz wieder. Wer die lachende Gegenwart dieses jungen Halbblut-Negers sah, ohne sein Schicksal zu kennen, mußte ihn eher beneiden als bedauern; wer aber dessen Geschichte vernommen und an seine Zukunft denkt, wenn einmal in überlegenderen Jahren das Verbrechen seines Vaters, die Schande seiner Mutter, die Verzweiflung seiner Brüder in ihrer ganzen Schauerlichkeit vor seine Sinne treten werden, der wird fast in Versuchung kommen, ihm den Tod zu wünschen. —

Der Seelenpreis hat in der Louisiana durch die Seuche der letzten Jahre eine sehr hohe Ziffer erreicht. Einer der Pflanzer sagte uns, „er möchte gern seinen Nothpfennig, einige 20,000 Dollars, zum Ankauf von Negern verwenden, aber die letzte Cholera habe sie zu sehr vertheuert." — Ein tüch-

tiger, arbeitskräftiger Neger von 30 Jahren wird bis zu 2000 Dollars bezahlt, besonders wenn er noch Vollblut ist, weder lesen noch schreiben kann, und auch von der Bibel nicht viel Kunde hat, denn je mehr weißes Blut in seine Adern hineinkommt, je aufgeklärter und verständiger ein Neger wird, desto mehr verliert er an Werth:

„Er denkt zu viel, die Menschen sind gefährlich."

Eine Negersklavin von kräftigem, gesundem Körperbau ist immer 800 bis 900 Dollars werth, und mit einem Kinde sogar 1200 Dollars. Einzelne Kinder, die man, um sie verkaufgerecht zu machen, für 10 Jahre ausgab, die aber in der Natur sicher erst 8 Jahre alt waren, sahen wir selbst am Sklavenmarkte im St. Louis-Hotel in New-Orleans für 500 Dollars verkaufen. Der Leser sieht, so ein Neger kostet ein Sündengeld, und der Sklavenzüchter meint, es sei ihm nicht zu verargen, daß er aus diesem Menschenkapital so viel als möglich „herausschlägt."

Die gegenwärtige Sklavenbevölkerung der Vereinigten Staaten, 3,204,093 Seelen, stellt, Männer, Frauen und Kinder durchschnittlich gerechnet, ein Kapital von nahe an 3000 Millionen Dollars vor, und an dieser Menschenanleihe ist der Staat Louisiana mit 203,807 Seelen oder 203 Millionen Dollars betheiligt. Seltsamer Weise konnten wir trotz

eifriger Erkundigungen nicht die genauen Unterhaltungskosten eines Sklaven erfahren; die wenigsten Plantagenbesitzer führen kaufmännisch geordnete Bücher, und selbst die gewissenhaftesten waren über eine solche Frage sehr erstaunt und wußten sich nicht Rechenschaft darüber zu geben. Ein Sklavenhändler sagte uns, er berechne blos die baaren Auslagen, die ihm ein Neger im Laufe des Jahres verursache, und schätze diese für Kleidung, Arzt, Medicamente u. s. w. auf 60 Dollars, aber dabei zog er weder die Interessen der Seelen-Ankaufssumme, noch die Verköstigung, noch sonstige kleine Auslagen in Calcul. Nun hat aber jeder Neger zweimal am Tage Salzfleisch und Syrup zum Frühstück, und bei strenger Arbeitszeit oder großer Hitze zweimal am Tage einen Schluck (un filet) Whisky; man kann daher mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, wie uns auch später von mehreren Pflanzern zugestanden wurde, daß die Erhaltung eines Negers, sämmtliche Ausgaben mit inbegriffen, jährlich sicher nicht weniger als 120 Dollars beträgt. Auf den zwölf von uns besuchten Zuckerpflanzungen sahen wir auf keiner weniger als 200, auf mehreren über 400 Negersklaven. In Kentucky und Virginien soll es Pflanzer geben, welche deren, wie Schafherden, bis zu 1200 besitzen. Eine solche schwere Zahl repräsentirt eine

gewaltige Summe Geldes, und bricht unter ihnen eine Epidemie, wie z. B. im Jahre 1850 die Cholera aus, so geht zugleich auch ein schönes Stück Kapital mit zu Grabe.

So hatte ein einziger Pflanzer während dieser Schreckenszeit von 350 Sklaven 63 binnen vier Wochen verloren, und dadurch ein Kapital von mindestens 63,000 Dollars eingescharrt. Dabei mußte derselbe außerdem 1000 Dollars an zwei Aerzte bezahlen, welche sich während dieser Epidemiewuth auf seinem Besitzthume als ärztliche Beistände aufhielten. — Ein anderer Plantagenbesitzer, bei dem wir einsprachen, hatte ebenfalls in diesem Jahre von 200 Negern 27 an der Cholera und 17 an den Blattern verloren, denn nächst der asiatischen Seuche sind es namentlich Blattern und Fieber, welchen die schwarze Race leicht zum Opfer wird. Auch das sogenannte Hinsiechen (lingering disease) wird vielfach tödtlich, und nimmt gewöhnlich, wie schon sein Name andeutet, nur einen allmäligen Verlauf. Es ist größtentheils die Folge allzu großer Ueberarbeitung oder eines moralischen Unbehagens. — Im Allgemeinen beträgt die jährliche Sterblichkeit unter den Negern der Plantagen zwei Procent.

Noch eine andere Krankheitsspecialität will ein Dr. Cartwright beobachtet haben, welche der Negerrace eigenthümlich sein soll. Derselbe nennt sie alles

Ernstes Drapetomania oder „Entwischsucht" *), und schlägt für dieselbe eine sehr ausgiebige Heildosis vor. Wahrhaftig, es wird selbst einem freien Weißen „durchgeherisch", wenn man wissenschaftliche Männer eine so naturbegründete, gesunde Erscheinung, wie das Entweichen eines Negersklaven, als eine Krankheit und eine Manie bezeichnen hört.

Was die Gesetze über die Behandlung, Bestrafung und Beschützung der Negersklaven anbelangt, so besteht wohl ein besonderer „Black Code", der zwar dem alten spanischen Code noir vom Jahre 1778 nachgebildet, aber nicht ganz so human ist, und nur in den seelenschreiendsten Fällen Anwendung findet, wie z. B. in Kentucky und Süd-Carolina, wo zwei Sklavenbesitzer gehängt wurden, welche ihre Neger zu Tode peitschen ließen. Im Allgemeinen aber ist der Sklavenhalter das Gesetz und der Richter, denn kein Neger kann gegen seinen Herrn als Kläger oder Zeuge auftreten, und kein Weißer kümmert sich um den armen schwarzen Sklaven, der doch nur ein „Halbmensch" ist.

Im frühern spanischen Code war jedem Neger das Recht des Loskaufens zugestanden, sobald derselbe im Stande war, die benöthigte Summe herbei-

*) Diseases and peculiarities of the Negroes, by Dr. Cartwright. De Bow's Review 1852. Vol. II. p. 317.

zuschaffen. Der Sklavenhalter ernannte einen Vertreter, und der Neger ebenfalls einen, und diese beiden bestimmten die Höhe der Verkaufssumme. Konnte man sich um den Werth des Negers nicht einigen, oder verlangte der Besitzer einen höhern Preis, so wurden zwei andere Richter ernannt, und deren Entscheidung war sodann ausschlaggebend. Der Sklavenbesitzer konnte nicht länger veeweigern, den Neger um die vermittelte Loskaufsumme freizugeben. Diese humane Verfügung, wie so manche andere, sind gegenwärtig aufgehoben, und der Black Code wird nur in jenen Fällen zu Rathe gezogen und in Anwendung gebracht, wo er sich in ziemlich ausführlicher Weise über die Strafverfahren gegen Neger vernehmen läßt.

Die allgemeinste Strafe ist die Peitsche, welche auch gegen weibliche Sklaven angewendet wird. Zwanzig Hiebe ist die gewöhnliche Anzahl für kleine Vergehungen; es giebt aber Neger, welche mit 80 und sogar 100 Peitschenhieben auf nackten Körper gezüchtigt werden. Die zweite Strafe besteht in einer Art Krummschließung mit „seps“ oder „stocks“, halbrunden Hölzern, welche um die Fußgelenke befestigt werden, und die Sklaven nach der Laune des Herrn auf die peinlichste Weise nicht nur jeder Bewegung, sondern selbst der Circulation des Blutes berauben.

Manchmal hinken die Neger noch Wochen lang nach überstandener Strafe.

Die mehr oder minder häufige Anwendung von Strafen hängt weniger vom Betragen der Neger, als von dem Charakter und der Nationalität ihrer Besitzer ab. So z. B. verfahren die Creolen weit strenger und rücksichtsloser mit ihren Sklaven als die Amerikaner; diejenigen, welche Sklaven ererbt haben, sind weit humaner, als solche, welche sie am Markte zu hohen Summen erstanden. Eben so schwierig ist es, die Veranlassung anzugeben, welche eine Züchtigung herbeiführt. Wo es so völlig in der Laune eines Einzigen liegt, über Hunderte von Menschen mit unumschränkter Gewalt zu gebieten, die auf einen Blick wie Würmer vor ihm auf der Erde kriechen, findet sich so leicht, so bald eine ärgernißgebende Ursache. Der Sklavenbesitzer darf aus Geldmangel in übler Laune sein, oder eine Flasche Wein „weiter getrunken haben", oder ein Liebesabenteuer darf fehlschlagen, und die Veranlassung ist gefunden. Und wie zuweilen ein gewöhnlicher Erdensohn im Zustande des Unmuths ein Portefeuille zornig auf den Tisch schleudert, oder mit dem Fuße wildkräftig auf die Erde stampft, so rächt der Sklavenbesitzer sein meist selbst verschuldetes Geschick auf dem unschuldigen Rücken seiner Sklaven.

„Avez-vous donné la fouette au nègre?" frug eines

Abends ein Sklavenbesitzer einen uns zum Dampfschiffe begleitenden Sklaven mit derselben besorgten Miene, wie sich ein gewissenhafter Arzt bei einem Wärter erkundigen würde, ob er wohl dem Patienten die heilungversprechende Arznei gereicht habe. — „Je l'ai bien fouetté," war die schauerliche Antwort des selbst in seinen nebenmenschlichen Gefühlen in die Sklaverei versunkenen Schwarzen. — Und was gab die Veranlassung? — Der zu Peitschenhieben verurtheilte Neger hatte nicht so zeitig, als man wünschte, das Dampfschiff wahrgenommen, das uns auf einer Vergnügunstour nach dem Süden tragen sollte! ......

Einige Monate nach dem Besuche der Plantagen an der Küste unternahmen wir einen zweiten Ausflug nach den Zuckerpflanzungen der Bayoux, jener zahlreichen Nebenarme des Missisippi, in welche sich derselbe ungefähr 100 Meilen oberhalb New-Orleans theilt, und die auf noch größeren Umwegen als der Hauptstrom dem Golf von Mexiko zueilen. Es waren Pflanzungen von Creolen und von amerikanischen Besitzern, auf denen wir einsprachen. Die ökonomische Verwaltung war ziemlich dieselbe, wie auf den früher in Augenschein genommenen Besitzungen; uns war auch gegenwärtig mehr um eine genaue Kenntniß der Lage und Behandlung der Sklaven, als um die Behandlung des Zuckerrohrs zu thun.

Wir wollten durch diese mehrfachen, auf den verschiedensten Plantagen und zu verschiedenen Zeiten gemachten Besuche unser Bewußtsein vor dem Vorwurfe eines unreifen und unberechtigten Urtheils schützen, und durch praktische Anschauung jene Erfahrungslücken ausfüllen, welche selbst ein eifriges und unverdrossenes Studium der nicht immer sehr erquicklichen Literatur des Sklavenwesens zurückgelassen hatte, und wir tragen um so weniger Bedenken, die wichtigsten und interessantesten Momente dieses Besuches hier mitzutheilen, als wir niemals und nirgends aus der beabsichtigten ehrlichen und unparteiischen Veröffentlichung des Erlebten ein Hehl machten. Auch der oft gehörte, engherzige Vorwurf, die Europäer würden besser thun, ihre einheimischen socialen und politischen Mißstände zu heben, statt die Brandfackel der Agitation in fremde Länder zu tragen, soll uns nicht abhalten, unsere aufrichtige Meinung über die Zukunft der Negersklaven des freien Amerika's auszusprechen. Haben sich doch auch die Amerikaner mehr denn ein Mal in gesellschaftliche und politische Zustände fremder Länder gemengt, und sich an manchen Revolutionskriegen der letzten Jahre weit thatsächlicher als durch blose Sympathien betheiligt.

Um den Leser nicht durch Wiederholungen zu ermüden, wollen wir das Leben der Neger von seiner

Geburt in der Sklaverei bis zu seinem Tode in derselben Kürze schildern, und immer gleich jene Beobachtungen beifügen, wie sie auf den einzelnen Plantagen zu unserer Kunde gelangt sind.

Die Ehe der Neger wird schon aus materiellen Interessen von allen Plantagenbesitzern gleich begünstigt, nur mit dem zeitweiligen Unterschiede, daß sich manchmal der „master", wie der Neger seinen Zuchtherrn nennt, in diesem Moment einen Zwang anmaßt und für die Paarung stets mehr auf die Muskelkraft, als auf die Sinnesgleichheit Rücksicht nimmt. Darf man sich dann aber über die Folgen von Unsittlichkeit, Unfrieden und Scheidung wundern, welche man so häufig beklagt? — Jedes Kind empfindet schon die Schmerzen der Sklaverei, noch ehe es geboren wird, denn die Mutter muß häufig bis zu dem letzten Wehemoment hart im Felde arbeiten, weil in einem solchen Zustande „Bewegung sehr vortheilhaft sein soll." — Auf allen Plantagen bestehen sogenannte Baby-rooms, d. i. Säuglingsanstalten, wo alle Sklavenkinder der Plantage aufgezogen werden.

Jede Negerin ist die Amme ihres Kindes, und genießt meistens auch die Ehre, die junge weiße Brut der zarten, schmächtigen Pflanzersfrau säugen zu dürfen, was einen seltsamen Contrast zu der sonst herrschenden Ansicht von der inferioren, der Thiernatur sich nähernden Race bildet. Auf diese

Weise haben die Kinder der meisten Pflanzer dasselbe Blut in ihren Adern, das sie in späteren Jahren so roh verachten. Auffallend aber ist, daß die Negermütter die Kinder ihrer Beherrscherinnen mit noch größerer Sorgfalt und Liebe pflegen als ihre eigenen, und daß trotz einer zuweilen tyrannischen Behandlung fast niemals noch ein Fall der Rache vorgekommen sein soll. Obwohl manche Negerfamilie 6 bis 8 Kinder hat, so kommt doch kaum die Hälfte über die Säuglingsjahre hinaus, und die meisten sterben an Krankheiten der Haut und des Unterleibes.

Bis zum 10. Jahre werden die Kinder auf den Plantagen fast zu keinerlei Arbeit benutzt, und, den ganzen Tag auf den Wiesen herumtummelnd, in jener Trägheit und Indolenz eingeschult, die man später den Erwachsenen so bitter zum Vorwurfe macht. Trotzdem daß die Sklaven nirgends Gelegenheit finden, ihre Denkkraft zu üben und auszubilden, trifft man doch häufig unter ihnen vortreffliche Schreiner, Schuster, Schneider, Küfer und Nagelschmiede, welche alle handwerklichen Vorkommnisse im Hauswesen zur reellsten Zufriedenheit besorgen. Auch sind sie uns, was ihre moralischen und intellectuellen Eigenschaften anbelangt, im Allgemeinen als ehrlich, verträglich, gemüthlich, wißbegierig und lernempfänglich geschildert worden, was am besten das Argument umstößt,

als seien sie durch ihre beschränkte Auffassungsgabe zu ewiger thierischer Unwissenheit verdammt. —

Es war für uns ein gar peinlicher Moment, als ein Creolenpflanzer, um uns von der Unkenntniß der Neger zu überzeugen, mehrere Sklaven in's Zimmer kommen ließ und ihr Verstandesvermögen einer Prüfung unterzog. Mit einem Gefühl der Beschämung, das selbst den schwarzen Teint der Negerhaut durchdrang, antworteten die Befragten selbst auf die alltäglichsten Fragen nur mit dem traurigen Schweigen der Unwissenheit. Weder über ihr Alter, noch über den Tag, das Datum und den Monat, in dem wir lebten, wußten sie Bescheid zu geben. Nur ein einziger Neger von ungefähr 30 Jahren vermochte bis auf 13 zu zählen; aber keiner der Befragten wußte, aus welchem Lande eigentlich die Schwarzen kommen. Ist aber ein solches Examen nicht beschämender, gewissenerröthender für den freien Weißen, als für den schwarzen Sklaven? —

Daß die Neger bildungsempfänglich sind, beweist ferner ihr Geschick als Prediger und Bibeldeuter dort, wo sich, wie bei geistlichen Pflanzern, der gänzliche Ausschluß alles religiösen Unterrichts nicht gut mit der gesellschaftlichen Stellung des Sklavenhalters verträgt. Es werden dann gewöhnlich ältere Neger im Lesen und im Studium der Bibel unterrichtet, welche am Sabbath der versammelten Sklavengemeinde vor-

beten und gewisse vom Plantagenbesitzer vorgezeichnete Bibelstellen auslegen. Im Ganzen besitzen die Sklaven nur dunkle Begriffe von Religion und Seelen-Unsterblichkeit. Gleich den Traditionen der Vergangenheit fehlen ihnen auch alle Sagen von der Zukunft. Ihr ganzer Glaube besteht in Aberglauben und in einem großen Respect vor Hexen und bezauberten Hufeisen.

Von dem Zeitpunkte an, wo dem Sklaven zum ersten Male schwerere Arbeiten auferlegt werden, und das geschieht gewöhnlich mit dem 12. Jahre, bis zu seinem letzten Lebensseufzer ändert sich in der Regel wenig in seinem Lebensplane. Sein ganzes Dasein theilt sich nur in die Mühen des Tages und den Schlummer der Nacht. Was dazwischen liegt, ist selten etwas Anderes als Krankheit, Seelenkummer oder Prügel. —

So lange ein Sklave nur einigermaßen arbeitsfähig ist, wird derselbe zur Arbeit angehalten, und wir sahen alte, graue Negergestalten noch mit jungem Sklavenblut an Arbeitstüchtigkeit wetteifern. Tritt Schwäche und Gebrechlichkeit ein, so muß der Pflanzer den Sklaven sorgenfrei weiter erhalten; aber dann giebt es noch immer leichtere Geschäfte, die sich auch für morsche Knochen eignen, zu verrichten, und der Sklavenschweiß wird wie das Zucker-

rohr bis zum letzten nutzbringenden Tropfen ausgepreßt. —

Die zeitweiligen Vergnügungen der Sklaven in freien Abendstunden bestehen in Ballspiel, Tanzen, Singen und Musiciren. Vorzugsweise sind es die Fiedel oder das Banjo, eine Art Zither, denen sie muntere Töne zu entlocken verstehen. Als wir einmal einen Sklaven, der uns von einem Plantagenbesitzer zu demselben Zwecke zugewiesen war, wie Herrscher ihren fremden Gästen Adjutanten zur Seite geben, um die Lieblingslieder der Neger frugen, antwortete uns derselbe: Wenn sich die Sklaven über den Schmerz ihrer Lage gar nicht mehr zu trösten wissen, dann fangen sie gewöhnlich zu singen an. Und der Pflanzer, der solche Töne hört, freut sich vielleicht über die Zufriedenheit und Heiterkeit seiner Sklaven.

Während dem Erntefeste, der Hauptbelustigung des ganzen Jahres, veranstalten sie Umzüge und verfassen besondere Lieder und Reden auf die Gelegenheit. Aber sie sind gewöhnlich nur eine höchst prosaische Aufzählung der Ereignisse des Jahres, Aeußerungen der Freude über die überstandene Arbeit, Wünsche des Gedeihens u. s. w.

Stirbt ein Sklave, so soll derselbe zwar gesetzlich mit den Segnungen der Kirche versehen in geweihter Erde begraben werden, jedoch die meisten

Pflanzer suchen sich dieser nutzlos gewordenen Bürde so billig als möglich zu entledigen. Niemand als sein Gewissen oder höchstens ein bigotter Nachbar wird es auch dem Sklavenhalter verargen und nachreden, wenn er den todten Sklaven ohne kirchlichen Segen und ohne Sarg in einen Winkel der Plantage wie jeden andern Leichnam einscharrt. Und wer weiß, ob nicht schon mancher Pflanzer über den Verlust eines theuer erkauften Negers in dem Gedanken einigen Trost gesucht, daß der unverwüstlich nützliche Sklavencadaver vielleicht noch unter der Erde einen vortheilhaften Dünger abgiebt! —

Einen Beweis, wie einzelnes Wohlwollen selbst über das Institut der Sklaverei einen versöhnenden Schleier zu verbreiten vermag, lieferten uns die behaglichen Tage, welche wir auf der großartigen Besitzung des Bischofs P. in Bayou La Fourche zubrachten. Hier ist mit liebevoller christlicher Hand Alles gethan, um einem bestehenden, momentan unabweislichen Uebel seine giftigsten, verletzendsten Stoffe zu benehmen. Kein gefühlstumpfer Aufseher schwingt hier mit brutaler Willkür die lange Peitsche, kein roher Egoismus legt dem Gefühle und der Seele des Sklaven irgend einen Zwang auf, keine Trennung der Familie, kein Verkauf findet Statt, und in ihrem sittlich gehäbigen Zustande macht die ganze schwarze Plantagen-Bevölkerung den

Eindruck alter Familienknechte, deren Wohlbefinden mit dem des Hauses eng verwachsen ist. Sie genießen Alle Religionsunterricht, und Einzelne können vollständig lesen und schreiben.

Wir können uns nicht wundern, daß der verehrte Bischof, wenn er seine Neger im Vergleich mit den Sklaven anderer Pflanzungen so sittlich und geistig vorgeschritten sieht, das Institut der Sklaven nicht mehr für ein so großes Uebel ansieht und sogar im Civilisations-Interesse der äthiopischen Race betrachtet. Könnte man aber nicht eben so gut aus dem Anblicke seiner schwarzen Bevölkerung und ihrem sittlichen Gedeihen den Schluß ziehen, daß dies gerade die Folge des geringern Sklavenregimes ist, welches auf seinem Besitzthume herrscht? Könnte man nicht mit demselben Rechte vermuthen, daß sich der Zustand der Sklaven in dem Maße bessern wird, als die Bande der Sklaverei loser werden?

Trotz der Schwierigkeit einer ruhigen Discussion bei der Aufregung, in welche selbst gebildete Sklavenbesitzer gerathen, sobald die Emancipationsfrage auf's Tapet kommt, haben uns doch die meisten Sklavenhalter die Bildungsfähigkeit, den friedlichen Sinn und die Rechtlichkeit der Negerbevölkerung in ihrer Gesammtheit zugestanden, und wie sie selbst bei einer supponirten gewaltsamen Lösung der Sklavenfrage zwar ein allgemeines „Davonlaufen", aber

durchaus kein Rachegericht der befreiten Neger erwarteten. Ja, mehrere Pflanzer erklärten uns sogar, daß sie sich in einem solchen, wenn gleich kaum denkbaren Falle nirgends sicherer fühlen würden, als auf ihrer Besitzung mitten unter ihren Sklaven! Das ist das ehrenvollste Zeugniß, das man der unterdrückten Race ausstellen kann!

Die Besorgnisse von einer plötzlichen Emancipation sind nicht der verheerende Zorn oder der vernichtende Haß der Menschen, sondern der hemmende Einfluß, den dieselbe vermeintlich auf die Cultur des Landes, auf die Zukunft der südlichen Staaten ausüben würde. Bei diesem wichtigsten Punkte angekommen, wollen wir das Gebiet fremder Mittheilungen verlassen, und auf dem festern Terrain eigener Anschauung unsere Ansichten über die Emancipation der Sklaven und ihren Einfluß auf die Zukunft der Sklavenstaaten zu entwickeln versuchen.

In unserer Eigenschaft als Deutscher scheinen wir ein ganz besonderes Recht zu haben, über die Schmach der Sklaverei ein Wort des Tadels sprechen zu dürfen, weil die deutsche Nation in Amerika die einzige war, welche sich niemals am Sklavenhandel betheiligte*), weil „die armen Herzen von Kirchheim, die

---

*) History of the U. States, by George Bancraft. Boston 1845. I. p. 401.

kleine Handvoll deutscher Freunde aus den Hochlanden des Rheins" als die Ersten erscheinen, welche Klagen über die Unchristlichkeit und Ungesetzlichkeit der Sklaverei erhoben, und bereits im Jahre 1688 der Gesetzgebung des Staates Pennsylvanien eine in diesem Sinne abgefaßte Erklärung überreichten*).

Es scheint fast unglaublich und liefert eine traurige Bestätigung der egoistischen Blindheit des Menschen, sobald sich's um Privatvortheil handelt, daß es in dem freien, aufgeklärten Amerika noch der Erörterung einer Frage bedarf, welche selbst das freiheittrübe Auge der Bewohner des europäischen Continents schon längst scharf aufgefaßt und entschieden hat. Der Leser erwarte indeß nicht, daß wir im Nachstehenden die Sklavenfrage von dem gewöhnlichen Standpunkte des Christenthums, der Humanität oder des Rechts auffassen und beurtheilen werden. Wir sind zu bescheiden, um zu glauben, daß es unseren einfachen Kräften gelingen könnte, die herzverknöcherten, einsichtstarren Anhänger des Sklaventhums durch jene religiösen und humanen Beweismittel von der Ungerechtigkeit der Sklaverei zu überzeugen, welche vor uns weit begabtere Naturen, weit eminentere

---

*) Grahame, History of the Unit. States. Philadelphia 1845. 2. edition, p. 387.

Federn eben so eindringlich als vergebens vorzubringen sich bemühten.

Hat man sich doch nicht einmal gescheut, sogar die Bibel, dieses geistliche Gesetzbuch, zur Rechtfertigung der Sklavenzucht zu benutzen, und gewisse dunkle Stellen dieser heiligen Schriftzüge durch den egoistischen Sinn zu entweihen, mit welchem man das Sklaventhum nicht nur bibelgemäß, sondern sogar als Gottesbefehl zu deuten sich vermaß*). Daß

*) Die Hauptstellen der Bibel, worauf geistliche Sklavenbesitzer das Recht der Sklaverei zu begründen sich bemühen, sind: Genesis 9. Cap. 27. Vers und 24. Cap.; Exodus, 21. Cap. 6. Vers; Leviticus 25. Cap. 44—46. V. Sie übersetzen das zweifelhafte „dulos", das vielfach im figürlichen Sinne bald als Knecht, bald als Diener gebraucht ist, fortwährend durch „Sklave" und meinen, wenn Abraham, der Freund Gottes, 318 Sklaven hatte, warum soll ein schlichter Pastor in Mississippi oder Louisiana nicht auch ein paar hundert Schwarze halten dürfen? Und sind nicht die Kinder Ham's ein „gottgeächtetes Volk, doomed to serve?" — „Und zeigt nicht die Epistel des Paulus an Philemon deutlich, daß es auch schon dazumal starrköpfige Sklaven gegeben haben muß, die ihrem Herrn davongelaufen sind? Ist es nicht der Apostel Paulus selbst, der dem entlaufenen Knechte Onesimus befiehlt, zu seinem Herrn zurückzukehren?" — Aber die geistlichen Herren der Sklavenzuchtstaaten scheinen zu übersehen, daß es eben derselbe Apostel ist, welcher seinem Freunde Philemon die Wiederaufnahme des Onesimus empfiehlt, und zwar „nicht als

sich Sklaverei ganz gut mit dem Gewissen protestantischer Geistlicher und sogar mit dem unschuldvollen weißen Priesterkleide der Episkopalkirche verträgt, zeigt hinlänglich die Thatsache, daß sich unter den Sklavenzüchtern des Südens 1600 Geistliche befinden, welche zusammen über 600,000 Sklaven, also ein Fünftel der Gesammt-Sklavenbevölkerung als ihr Eigenthum besitzen und vielleicht gerade darum am Sabbathmorgen mit um so gläubigerem Bewußtsein Demuth und Unterwürfigkeit von der Kanzel herab predigen! — — —

Knecht" (das heißt, nicht mit 50 Peitschenhieben oder eisernen Handschellen), sondern „als ein geliebter Bruder." Klingt dieser Satz nicht vielmehr, als ob schon der fromme Apostel ein Abolitionist gewesen wäre, als ob er viel mehr zur Emancipation als zur Sklaverei aufgemuntert hätte? Das Traurigste bei diesen Bibelnachweisungen ist, daß sie von neuem die Elasticität und Mehrdeutigkeit vieler in diesen frommen Traditionen enthaltenen Sätze beurkunden, denn die Gegner des Sklaventhums suchen durch dieselben Bibelstellen das Gegentheil zu beweisen. Der wahre Christ sollte sich aber weniger an jene Mittheilungen über das Hausgesinde der Patriarchen halten, die doch auch nur Menschen waren, als an jene heiligen Christussprüche: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst! Thue deinem Nächsten, wie du willst, daß dir geschehe." In diesen Christusworten liegt sicherer eine Verdammung jeder Art von Sklaverei, als in allen anderen Bibelstellen eine Beschönigung derselben.

Wenn aber selbst die Gleichheitslehren des Christenthums nicht im Stande sind, die Menschen eines Uebels, eines Verbrechens zu überweisen, um wieviel weniger darf man vermuthen, daß die Beurtheilung der Sklavenfrage vom Gesichtspunkte der Humanität aus eine kräftigere Wirkung, einen emancipationsfreundlichern Eindruck hervorzubringen im Stande wäre? Es wäre vergebene Mühe, eine Saite berühren zu wollen, für die es in der Egoistenbrust eines Sklavenhändlers kein Echo zu geben scheint und die selbst die geistige Virtuosität eines Wilberforce, Clarkson, Marigny, Abbé Gregoire u. A. eindruckslos und vergebens angestimmt haben.

Auch eine historische und wissenschaftliche Erörterung der Frage dürfte schwerlich zum Ueberzeugungswechsel der Sklavenbesitzer beitragen. Umsonst haben sich Pritchard*) und andere Männer der Wissenschaft bemüht, das schreiende Unrecht des Sklaventhums durch die physische Geschichte der Menschheit wissenschaftlich zu begründen; umsonst hat Dr. Tiedemann in Philadelphia bewiesen, daß bei einer Untersuchung von 41 Negerschädeln und 77 Schädeln der kaukasischen Race bei den wenigsten ein Unterschied in der Gehirnentwickelung gefunden werden

*) Researches into the physical history of mankind, by Dr. J. C. Pritchard. Vol. II. p. 349.

konnte; vergebens hat man die niedere Bildungsstufe der Negerrace nur als den Einfluß geographischer Verhältnisse dargestellt*), umsonst lehrt die Erfahrung, wie Jahrhunderte der Unterjochung auch ein stolzes Heldenvolk zu einer indolenten Sklavenhorde erniedrigen können**). Die Sklavenhalter beharren

---

*) Ritter, Erdkunde von Asien, 1832. §. 24. 25. Indem dieser ausgezeichnete Gelehrte die Ursache der geringern Civilisation der Afrikaner dem Einflusse geographischer Verhältnisse beimißt, sucht derselbe seine Ansicht durch die Nachweisung zu bekräftigen, daß in Afrika auf 150 Q.-Meil. Land erst 1 Meile Küste kommt, während sich z. B. in Europa auf je 37 Q.-Meil. Land 1 Q.-M. Küste berechnet, was den internationalen Verkehr und dadurch die Cultur und Civilisation wesentlich fördert.

**) Eine ähnliche traurige Erscheinung bieten die Indianer Nordamerika's, die, seit Jahrhunderten verfolgt und vertrieben, sich gegenwärtig noch in demselben Kindheitszustande der Civilisation befinden, in welchem sie die ersten französischen Ansiedler, welche 1532 den St. Lorenzstrom hinauffuhren, vorfanden. Auch in Europa mag der zu seiner Belehrung Reisende ähnliche Beobachtungen anstellen, wenn er mit den Volksclassen des südlichen Italiens in Berührung kommt. Kein Volk der Erde steht vielleicht auf einer niedrigern Thierstufe als die Lazzaroni Neapels und die Bettlerhorden in Rom. — Dagegen sahen wir einzelne Stämme der afrikanischen Race, wie die Mandingoes, die Lucumi an der Westküste nicht weniger ehrlich und arbeitsam, mechanisch gewandt und musikliebend, als ihre in Sklaverei gehaltenen Brüder in Amerika, und dabei noch außerdem so stolz und

auf ihrer Ansicht der Verschiedenheit der Racen, sie werden sogar, wenn es ihren Vortheil gilt, Progressisten und erblicken in den Aethiopiern eine niedrigere Entwickelungsstufe der kaukasischen Race, bei welcher letztern ihrer Ansicht nach erst der eigentliche Mensch beginnt, gerade wie ein gewisser Geburtsadel die Menschheit erst beim „Baron" anfangen läßt. Also auch der wissenschaftliche Standpunkt scheint nicht der zum Zweck führende; denn es ist nicht sowohl die Einsicht, welche den Gegnern fehlt, als der Wille. Sogar die beredtsten Advocaten des Sklaventhums, wie Dr. Fuller, Chancellor Harper, Governor Hammond, Dr. Cartwright, Dr. Nott*) u. A. lassen durch alle ihre Schriften die

---

selbstbewußt, daß sie eher zum Selbstmord ihre Zuflucht nehmen würden, als eine Strafe der Schmach und Entehrung zu erleiden (vergl. D. Morton, Crania Americana p. 87). „Auch die Negerstämme der Fullahs" (foules), schreibt der afrikanische Reisende Golberry (vol. I. p. 72), „waren sonst intelligent und betriebsam, und der Zustand der Grausamkeit und Wildheit, in den sie gegenwärtig gesunken, ist nur ihrem häufigen Verkehr mit den Mauren von Sahora zuzuschreiben."

*) Memoirs on Negro Slavery, prepared for and read before the Society for the advancement of learning of South Carolina, by Chancellor Harper. — „Diseases and peculiarities of the Negroes, by Dr. Cartwright." — „The dangers of a redundant Slave-population, by Dr.

Ueberzeugung schimmern, „daß das Sklaventhum ein Uebel sei, schon aus dem Grunde, weil es soviel Macht in der Hand des Einzelnen concentrirt, was bei der angeborenen Sucht des Menschen zu herrschen so leicht Anlaß zu Mißbrauch giebt." Selbst der fanatischste dieser Schriftsteller, welcher sich nicht scheut, das Sklaventhum als „eine von der Vorsehung zum Segen und Wohl der afrikanischen Race eingesetzte Institution" zu betrachten*), sagt auf derselben Seite, wenige Zeilen später: „There is no question that slavery is an evil." Desgleichen traten schon in den Jahren 1831 und 1832 in der Legislative des Staates Virginien selbst mehrere Pflanzer auf, welche die Sklaverei als ein „großes moralisches und politisches Uebel" bezeichneten. —

Wir wollen also versuchen, das Unrecht der Sklaverei von einem Standpunkte zu erörtern, von dem aus es den gewissenstauben Sklavenbesitzern am ersten einleuchtend sein dürfte, nämlich vom Standpunkte des pecuniären Vortheils. Und könnte es uns gelingen, die Sklavenbesitzer von ihrem materiellen Interesse bei der Abolition zu überzeugen,

---

Nott." — Fuller's Letters on Slavery. — Gov. Hammond's Letter to Clarkson. — Calhoun's Letter to Mr. King in Paris, August 1844. Vgl. De Bow's South-Western Review. New-Orleans 1852.

*) De Bow's South-Western Review 1852. Vol. II. p. 339.

so dürfte dies der Sache der Befreiung einen größern Vorschub leisten, als die heiligsten Bibelgebote und die herzzerreißendsten Sklavenseufzer, als alle Achtsprüche der Abolitionisten und die gesinnungsreinsten Tendenzromane, denn der nüchterne, poesielose Geist des Amerikaners läßt sich selten durch, wenn auch noch so markige Schriftgelehrtheit oder warmgefühlte Worte überführen und eines Bessern belehren, am wenigsten aber, wo es sich um die scheinbare Aufgebung eines pecuniären Vortheils handelt. Ein profanes Rechenexempel richtet bei solcher Gelegenheit Eindringlicheres aus, als die christlichsten Bibelbeweise eines Barnes'*), oder die edelste Beredtsamkeit eines Channing's**)!

Es ist soweit unsere ausschließliche Absicht, den materiellen Gewinn herauszustellen, welcher durch eine allmälig auszuführende Emancipation der Negersklaven sowohl ihren Besitzern als den Staaten selbst erwachsen würde, und darzuthun, wie dieser Act, weit entfernt ein herbes Opfer zu sein, vielmehr das einzige Mittel ist, um die Bewohner des Südens vor einer ernsten Katastrophe zu bewahren, und das sitt-

---

*) An inquiry into the Scriptural views on Slavery by Albert Barnes. Philadelphia 1846.

**) The works of D. William C. Channing. Boston 1846. Vol. II. p. 7—155. u. Vol. V. p. 42.

liche und geistige Aufblühen der Südstaaten und ihr Bruderverhältniß zur Union zu fördern und zu befestigen.

Ein Hauptargument, das auch Henry Clay so vielfach gegen die plötzliche Emancipation eifern ließ, ist die enorme Summe, welche die Sklavenbevölkerung bereits darstellt *). Allein dieselbe erscheint weniger schreckbar und unerschwinglich, wenn sich an der Hebung des Uebels alle Gesellschaftsclassen betheiligen würden, wenn man die Sklavenablösung mit der Robotaufhebung der letzten Jahre im südlichen Europa vergleicht. Auch dort hatte seit Jahrhunderten ein System der Knechtschaft gewuchert, welches dem Sklaventhum Amerika's nicht ganz unähnlich war, und der Boden und dessen Bebauer auf die ungerechteste Weise dem Lehnsherrn und der

---

*) Auch in England war die Abolition an große Geldopfer geknüpft. Der Sklavenhandel beschäftigte 160 Schiffe mit 5000 Matrosen. Seine Ausfuhr belief sich allein jährlich auf 800,000 Pfd. Sterling. Das Grundeigenthum Westindiens, welches von der Sklavenarbeit seinen Werth erhielt, war auf 100 Millionen Dollars geschätzt; die Producte desselben betragen jährlich 6 Mill. Pfd. Sterl., und beschäftigen Handelsschiffe von zusammen 160,000 Tonnen Gehalt. — Und trotz dieser pecuniären Vortheile gab England diese unehrliche Erwerbsquelle unbedingt auf, weil, wie der große Fox erklärte: „there could be no regulation of murder."

Geistlichkeit dienstbar machte. Die wichtigsten Arbeitstage in der geschäftreichsten Zeit mußte der Landmann der Cultur des fremden Bodens zuwenden und noch außerdem von dem Segen seiner Arbeit den zehnten Theil „der gestrengen Herrschaft" abgeben. Nun stand allerdings der deutsche Bauer nicht das ganze Jahr in jener tyrannischen Unterwürfigkeit zu seiner Obrigkeit, wie der Sklave Amerika's zu seinem Besitzer, aber während der sogenannten Robottage befand sich derselbe unstreitig in einem ziemlich gleichen Zwangsverhältnisse.

Auch dieses Feudalsystem war durch Jahrhunderte des Bestandes geheiligt; die meisten Besitzer erkannten darin sogar ein „unveräußerliches" Recht, und besäßen wir in Deutschland nur ein Zehntheil der amerikanischen Bibelgelahrtheit, so würde man gewiß auch die Unverletzlichkeit dieses Gesetzes durch göttliche Offenbarungen zu begründen gesucht haben. Viele Interessen waren mit dem Fortbestande dieser Institution eng verknüpft, und Tausende mußten sich durch ihren plötzlichen Fall an den Bettelstab gebracht fühlen. Dennoch schüttelte der Geist der Zeit so lange an dem immer unerträglicher werdenden Joche, bis es endlich abfiel, und der Jubelruf: „der Bauer ist frei" wie ein Allelujah! durch die weiten deutschen Gauen hallte. Viele Millionen, viele reiche Existenzen waren jetzt mit einem Male in Frage ge-

stellt. Niemand wollte von einer Entschädigung etwas wissen, und gar viele der Sieger meinten, ein Unrecht werde dadurch, daß es sich verhundertjährte, keineswegs zu einem Rechte, sondern vielmehr zu einer noch größern Schuld. Doch bald gelangte man zu einer humanen Verständigung, wie denn überhaupt das deutsche Volk, sobald es vom ersten Revolutionsanfall wieder zur Besinnung kam, sich während der Dauer seiner momentanen Macht stets großmüthig, versöhnlich und vertrauensvoll bewies. Man theilte den durch die Bodenbefreiung entstandenen Capitalverlust in drei gleiche Theile, und der Grundbesitzer, der Staat und das Volk trugen gemeinsam den durch die plötzliche Bodenbefreiung verursachten pecuniären Schaden.

Könnte ein ähnliches Verfahren nicht auch in Amerika bei der Ablösung jener Schuld in Anwendung kommen, die an den Sklaven haftet?

Aber jedenfalls, wird man uns entgegnen, geht ein Drittheil des Kapitals verloren, das in den Sklaven ruht, und der Süden ist nicht reich genug, um selbst dieses eine Drittheil einbüßen zu können. Auch dieser Verlust ist nur ein scheinbarer, ein momentaner, und fände tausendfältige Entschädigung in dem Aufschwunge, den das gesammte Staatsleben durch die Befreiung der Arbeit von der Schmach des Sklaventhums nehmen würde. Die Einwanderung

hätte nicht mehr Ursache, ihren Weg über den Süden zu nehmen, sondern würde sich gleich in jenen fruchtbaren Landstrichen des untern Missisippi ansiedeln; die 572 Millionen Acker der Sklavenstaaten, von denen gegenwärtig kaum viel mehr als die Hälfte cultivirt sind, würden sich mit zahlreichen Farmen beleben, und der Grundbesitz bald eine Höhe erreichen, welche den erlittenen Verlust weit überragte. Handel, Industrie und alle Zweige menschlicher Thätigkeit würden in gleichem Verhältnisse aufblühen und durch ihr freudiges Entfalten immer deutlicher die Ursache erklären lassen, welche bisher die Südstaaten trotz der Gunst ihrer klimatischen, geognostischen, physischen und materiellen Verhältnisse so vielfach hinter freien Staaten zurückbleiben läßt.*) Haben wir doch selbst Sklavenbesitzer, welche funfzig Jahre die Louisiana bewohnen und durch Familienbande wie

---

*) Der Tonnengehalt sämmtlicher Handelsschiffe der freien Staaten beträgt 3,418,382 Tonnen, während jener der Sklavenstaaten nur 941,552 Tonnen erweist. Trotz dem großartigen Handelsverkehr in New-Orleans giebt es noch nicht eine einzige directe Dampfschiffverbindung zwischen dieser Stadt und Europa, wie solche weit kleinere Handelsplätze freier Staaten, wie Philadelphia, Halifax ꝛc., unterhalten. — Die Naturproducte, welche der Norden vom Süden zum Verbrauch in seinen Fabriken bezieht, betragen jährlich ungefähr 15 Millionen Dollars.

durch materielle Interessen mit der Wohlfahrt des Südens eng verbunden sind, zugestehen hören, daß zehn Jahre der Sklaven-Emancipation die Louisiana reicher, sittlicher, blühender und glücklicher machen würden, als sie je vorher gewesen!

Der Leser muß uns aber auch gestatten, manchen andern Scrupel zu lösen, der das Begriffsvermögen der Sklavenhalter noch gefangen halten könnte. Wer wird nämlich die so beschwerliche Arbeit auf den Zuckerplantagen und den Baumwollenfeldern des Südens besorgen, wenn die Millionen Sklaven, die sie jetzt verrichten, frei geworden sind?

Für's Erste haben wir schon oben angedeutet, wie die Emancipation nur allmälig nach bestimmten Jahresclassen und unter dem wohlthätigen Einflusse praktischer Erziehung Statt finden soll, wodurch ohnedies alles Bedenken über ein plötzliches Brachliegen der südlichen Ebenen von selbst wegfällt; aber wir bestreiten noch überdies die unter den Sklavenbesitzern so allgemein verbreitete Meinung, als würden alle drei Millionen Negersklaven bei einer Emancipation sammt und sonders auf und davon laufen. Wer je die Unwissenheit und sociale Unbeholfenheit der Plantagenneger, Dank der Verwahrlosungssorge ihrer Besitzer, zu beobachten Sinn und Gelegenheit gehabt, wird schwerlich eine solche Befürchtung gegründet finden. Wohl dürften einzelne Wanderungen

auf solchen Plantagen Statt finden, auf welchen die Neger tyrannische Behandlungen erlitten haben; wo aber nur einigermaßen die Existenz erträglich ist, werden sie gern bleiben, und um so lieber arbeiten, wenn ihnen ihr Schweiß Früchte bringt, und nicht mehr über ihrem häuslichen Herd das Damokles-schwert der Trennung und der Willkür hängt.

Zahlreiche Sklaven wohlwollender Besitzer, mit denen wir im Gespräch auf diesen Moment anzu-spielen versuchten, betheuerten, daß die meisten von ihnen mit noch größerer Bereitwilligkeit einen Lebensweg verfolgen würden, für den sie nun einmal herangezogen worden, wenn dessen Bahn nicht mehr der Fluch des Sklaventhums so rauh und blutig machte! Die Verwandlung seines Verhältnisses von dem Joche herrischer Willkür in eine freie, ehrliche Selbstständigkeit würde eine so glückliche und erhebende sein, daß der befreite Sklave wahrscheinlicher die Begründung seines neuen Zustandes auf der alten Scholle, als in einer unbekannten dunklen Zukunft suchen würde. Man klagt immer über die Trägheit freigelassener Sklaven, und führt die westindischen Inseln und Hayti als Beweis dafür auf. In Central-Amerika hingegen, und namentlich in Costa Rica, geschieht die ganze reiche Cultur südlicher Producte durch freie Menschen. Costa Rica ist ein rasch aufblühender Staat. Könnte man nicht eher

schließen, daß wie die Sklaverei nichts zu berühren vermag, was sie nicht erniedrigt, die Freiheit nichts berühren kann, was sie nicht erhebt?

Allein selbst für den Fall, daß ein großer Theil der Sklaven wandern möchte, giebt es noch einen Ausweg, diesen Ausfall für die Cultur der südlichen Producte zu decken. Es ist dies die Verwendung weißer Arbeiter und namentlich solcher, welche schon lange Zeit im Süden leben oder gar dort geboren sind. Daß sie sich vollkommen zu den strengsten Arbeiten eignen, beweisen die Hunderttausende von schweren Baumwollenballen und Zuckerfässern, welche man von weißen Händen unter der glühendsten Sonnenhitze an der Levée in New-Orleans aus den Schiffen an's Ufer wälzen sieht, während man es noch vor 20 Jahren, wie uns Personen, die sich zu jener Zeit in New-Orleans niederließen, erzählten, für einen Weißen unmöglich hielt, an der Levée zu arbeiten.

Ein großer Theil der Sklaven verrichtet indeß Arbeiten, die eben so leicht und unbeschwerlich von weißen Händen besorgt werden könnten. Viele Weiße kaufen Sklaven, blos um sie als Tagelöhner auszuleihen, und durch ihren Schweiß ein bequemeres Leben führen zu können. Wir trafen in New-Orleans eine Amerikanerin, die sich für 500 Dollars eine Sklavin kaufte, und diese sodann für 1 Dollar

des Tages auslieh, so daß ihr das für 500 Dollars erkaufte Menschenblut jährlich ungefähr 300 Dollars Interessen bringt. Arbeitet sich nun auch die arme Sklavin in ein paar Jahren zu Tode, so geht darum nichts an Kapital verloren, und man braucht nur ein anderes Stück Menschenleben zu feilschen!

Ein ähnlicher Fall ist uns durch zwei Sklaven bekannt geworden, denen wir einmal während einem unserer einsamen Spaziergänge in den Cypressenwäldern, wenige Meilen südlich von New-Orleans, begegneten. Sie erzählten, daß sie im Walde durch Holzfällen ihren Lebensunterhalt machen, und von dem mit schwerer Mühe Erworbenen ihrem Besitzer alle Monate zusammen 52 Dollars nach Hause bringen müssen. Dabei hatten sie noch außerdem für ihre Verköstigung und Bekleidung selbst zu sorgen, und noch eine dritte Sorge im Rücken, — die Züchtigung nämlich, im Fall sie das verlangte Monatgeld nicht aufzubringen im Stande wären! Wenn diese Sklaven nicht emancipirt werden, so liegt doch gewiß weniger die Schuld in der Bodencultur, die man dadurch beeinträchtigt fürchtet, als in der — Geldtaschen-Cultur. — Auch bringt diese Gattung Neger dem Orte, wo sie dienen, selten Vortheil, denn während die freie Arbeit das Geld, das sie erwirbt, wieder ausgiebt und auch Anderen genießen läßt, muß der Negersklave das Erworbene mit gei-

ziger Hand zusammenraffen, um es seinem Herrn zu bringen, der vielleicht sogar mehrere hundert Meilen weit entfernt wohnt. Der Sklave zieht also oft noch Geld aus dem Orte heraus, in dem er sich verdingt, und seine Leistung steht dabei außerdem unter der eines Weißen.

Freie, weiße Arbeit wird allerdings theurer zu stehen kommen, als lohnlose Sklavenmühe, aber sie wird dafür auch ausgiebiger, fruchtbringender sein, und überdies die unsichere Auslage eines enormen Kapitals ersparen.

Ein anderes, und vielleicht das traurigste und beschämendste Bedenken der Sklavenbesitzer gegen die Abolition ist die Voraussetzung, durch eine Beeinträchtigung in ihren Einkünften nicht mehr in solchem Behagen leben, und ihre Kinder keine so kostspielige Erziehung genießen lassen zu können. Denn der Südländer bildet sich nicht wenig darauf ein, daß eine so große Anzahl verdienstvoller Staatsmänner Eingeborene des Südens sind, und meint, solcher Aufwand für Wissen könne nur in Staaten erzielt werden, wo die Sklaverei so reiche materielle Vortheile an die Hand giebt. Ja wir haben sogar aus dem Munde eines hochgebildeten Mannes hören müssen, daß die Wissenschaft ohne den durch Sklavenfleiß erworbenen Wohlstand des Südens weit weniger in Amerika unterstützt, und die Werke manches

Gelehrten und mancher deutscher Reisenden nicht so häufig gekauft werden würden. Es giebt wirklich Männer im Süden, die so befangen sind zu glauben, aller Segen, alle geistige Freiheit Amerika's kommen von der Sklaverei!!

Der Schimmer von Wahrheit an dieser Meinung ist, daß im Süden Bildung das Privilegium reichthumbevorzugter Einzelner ist, während dieselbe in den freien Staaten des Ostens und Westens ein erfreuliches Gemeingut der Masse ist. Die statistischen Tabellen über gewerbliches und sociales Gedeihen, über Vergehen und Verbrechen dürften deutlicher als alle Privatansichten herausstellen, auf welcher Seite der sittliche, geistige und materielle Vortheil sich befindet. Mit dem geistigen Gute geht es gerade wie mit dem Segen irdischer Güter: derjenige Staat, dasjenige Volk sind am beneidenswerthesten, wo beide Güter sich in glücklicher Gleichmäßigkeit vertheilt finden.

Was endlich den vernichtenden Racekrieg betrifft, dessen Heraufbeschwörung sogar zwei geachtete deutsche Schriftsteller über Amerika, Dr. Andrée*) und Francis

*) Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen von Dr. Carl Andrée. Braunschweig 1851. p. 460. — Im Allgemeinen ist dieses Werk eine vortreffliche Compilationsarbeit voll Spuren deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit.

Grund *), der Erstere aus Mangel persönlicher Anschauung, der Andere aus zu einseitiger Betrachtung als die Folge einer Emancipation befürchten, so liegt diese Besorgniß gegenwärtig, wenn eine allmälige Emancipation mit einer humanen Heranbildung der Sklaven für den Zustand der Freiheit Hand in Hand geht, mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit. Die Verhältnisse sind zu ungleich, um hier die Vorgänge in Hayti als Beispiel hinzustellen und gelten lassen zu können. Denn sollten sich nach einer freiwilligen Emancipation die Sklaven gegen ihre früheren Gebieter wirklich feindselig erheben, so würde in diesem Falle der Norden und der Osten an die Seite des Südens treten, und ihm Gesetz und Ordnung behaupten helfen.

Anders verhält es sich aber, wenn die Abschaffung der Sklaverei in ungewisse Zukunft hinausgeschoben bleibt, wenn die Neger, wie alle Völker, die durch politische und sociale Umstände zu einer blos animalischen Existenz verdammt sind, immer massenhafter zunehmen, und sich mit ihrer Zahl auch der Haß gegen die weißen Zwingherren immer mehr steigert. Nach einer auf Grundlage der bisherigen

---

*) Die Amerikaner in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen von Francis P. Grund. Stuttgart 1807. p. 356 ff.

Progression gestützten Wahrscheinlichkeitsrechnung wird sich die Zahl der Negersklaven des Südens binnen 50 Jahren auf 8,613,258, jene der freien Farbigen auf 1,135,620 Seelen vermehrt und die weiße Bevölkerung an Zahl weit überflügelt haben.*) Zu dieser in schreckenerregender Progression wachsenden schwarzen Race gesellt sich außerdem ein noch weit gefährlicheres Element: die Mulatten, die zwischen den Weißen und Schwarzen stehen, und wie jede Halbheit, welche sich ihrer Ohnmacht bewußt wird, doppelt zu fürchten sind. Wenn diese Mulattenbevölkerung zunimmt, und ihr Haß noch eingefleischter wird, ohne daß eine Abhülfe und Besserung ihres Sklavenverhältnisses eintritt, dann könnte allerdings auch im Süden der Vereinigten Staaten eine Zeit kommen, wo, wie in Hayti, eine sich selbst befreiende Sklavenmasse in ihrem Rachedurst einen Schauertoast ausbringt: „auf den letzten Tropfen Weißen Blutes!" –

Die Lösung der Sklavenfrage ist indeß glücklicher Weise nicht ganz der Willkür des südlichen Pflanzers überlassen. Sie wird näher gerückt, je mehr sich durch äußern Drang in den einzelnen Südstaaten die Nachtnebel des Sklaventhums zertheilen, je

---

*) S. Dr. Bow's Zahlenberechnung in der South-Western Review.

mehr das Gebiet zusammenschrumpft, auf dem noch das Unkraut der Sklaverei den edlen Keim freier Arbeit tödtet. Und wenn sich gar jene Kunde bestätigt, welche eben, wie ein plötzlicher Feuerruf in sorgloser Nachtruhe, schaudernd an's Ohr der Sklavenzüchter des Südens dringt, daß auch das arme katholisch-monarchische Spanien seine Sklaven emancipirt, dann dürfte wohl die Frage der Abolition in ihr letztes, aber wichtigstes Stadium getreten sein.

Möchte die Krisis keine langwierige werden, möchte sie sich heilsam erweisen, damit nicht mehr, wenn auf Amerika und seine freien, menschheitbeglückenden Institutionen die Rede kommt, eine gewisse Partei mit Hohn den Vorwurf des Sklaventhums entgegenhalten kann, damit die Sonne nicht blos im Osten der Union über freie, blühende Staaten aufgehe, sondern auch mit ihren letzten Scheidestrahlen nicht mehr hinter Sklavenhütten untersinke!

S.

Ende des dritten Bandes.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Reisen

in

Nordamerika

in den Jahren 1852 und 1853

von

Dr. Moritz Wagner

und

Dr. Carl Scherzer.

Dritter Band.

Leipzig,

Arnoldische Buchhandlung.

1854.

Wagner, Moritz,

Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853

Bd.: 3

Leipzig (1854)